A 5242

# IWK

## Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

39. JAHRGANG, JUNI 2003, HEFT 2

HENRYK SKRZYPCZAK: Vom Glück, ein Kommunist zu sein. Michael Hardt und Antonio Negri – zweisam „gegen den Strom"

CHRISTOF GEISEL: Das politische Selbstverständnis der DDR-Opposition. Ein deutscher Sonderweg?

BERND GEHRKE: Manch Neues und ein Historikerstreit en miniature

NEUE LITERATUR

# Johann Most (1846–1906) in Berlin

## Vom Sozialdemokraten zum Sozialrevolutionär

Workshop von „Helle Panke" e.V. und der Zeitschrift
„Internationale wissenschaftliche Korrespondenz
zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung"

Freitag, 12. Dezember 2003, 14 Uhr,
bis Samstag, 13. Dezember 2003
Kopenhagener Straße 9, 10437 Berlin

Johann Most (1846–1906). Sozialdemokrat – Sozialrevolutionär – Anarchist
*Heiner M. Becker (Amsterdam und Münster)*

Johann Most und die sozialdemokratische Presse in Chemnitz
*Jürgen Schlimper (Leipzig)*

Johann Most und Wilhelm Liebknecht. Versuch einer Annäherung
*Wolfgang Schröder (Leipzig)*

Johann Most und Hasselmann. Zwei ungleiche Genossen
*Götz Langkau (Amsterdam)*

Der Berliner Polizeipräsident über Most und seine Aktivitäten während des Sozialistengesetzes
*Ingo Materna (Berlin)*

Johann Most und die Auseinandersetzung mit Hofprediger Stoecker und die Kirchenaustrittsbewegung
*Sebastian Prüfer (Berlin)*

Die Popularisierung des Kapitals durch Johann Most
*Rolf Hecker (Berlin)*

Die Versammlungs- und Vortragssäle der Berliner Arbeiterbewegung
*Kurt Wernicke (Berlin)*

IWK

# Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft des Fachbereichs Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Henryk Skrzypczak, Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

## Inhalt

Heft 2/03

HENRYK SKRZYPCZAK: Vom Glück, ein Kommunist zu sein. Michael Hardt und Antonio Negri – zweisam „gegen den Strom" ..... 141

CHRISTOF GEISEL: Das politische Selbstverständnis der DDR-Opposition. Ein deutscher Sonderweg? ..... 173

BERND GEHRKE: Manch Neues und ein Historikerstreit en miniature ..... 223

NEUE LITERATUR

Jürgen Mittag: Wilhelm Keil (1870–1968). Sozialdemokratischer Parlamentarier zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik. Eine politische Biographie, Düsseldorf 2001 *(Gerhard Engel)* ..... 242

Michael Kubina: Von Utopie, Widerstand und Kaltem Krieg. Das unzeitgemäße Leben des Berliner Rätekommunisten Alfred Weiland (1906–1978), Münster u.a. 2001 *(Axel Berger / Bernd Gehrke)* ..... 244

Heinz-Jürgen Schneider, Erika Schwarz und Josef Schwarz: Die Rechtsanwälte der Roten Hilfe Deutschlands. Politische Strafverteidiger in der Weimarer Republik. Geschichte und Biographien, Bonn 2002 *(Albrecht Götz von Olenhusen)* ..... 249

Rainer Auts: Opferstock und Sammelbüchse. Die Spendenkampagnen der freien Wohlfahrtspflege vom Ersten Weltkrieg bis in die sechziger Jahre, Paderborn u.a. 2001 *(Sven Steinacker)* ..... 250

Nils Werner: Die Prozesse gegen die Landvolkbewegung in Schleswig-Holstein 1929–1932. Ein Beitrag zur Justizkritik in der späten Weimarer Republik, Frankfurt a.M. u.a. 2001 *(Albrecht Götz von Olenhusen)* ..... 251

Alexander Bahar und Wilfried Kugel: Der Reichstagsbrand. Wie Geschichte gemacht wird, Berlin 2001 *(Julia Dimitroff)* ..... 253

Sachsen in der NS-Zeit. Hrsg. von Clemens Vollnhals, Leipzig 2002 *(Peter Russig)* ..... 256

Sergej Shurawljow: „Ich bitte um Arbeit in der Sowjetunion". Das Schicksal deutscher Facharbeiter im Moskau der 30er Jahre, Berlin 2003 *(Gerhard Kaiser)* ..... 258

Jahrhundertschicksale. Frauen im sowjetischen Exil. Hrsg. von Simone Barck, Anneke de Rudder und Beate Schmeichel-Falkenberg, Berlin 2003 *(Wladislaw Hedeler)* ..... 260

Norbert Götz: Ungleiche Geschwister. Die Konstruktion von nationalsozialistischer Volksgemeinschaft und schwedischem Volksheim, Baden-Baden 2001 *(Sven Steinacker)* ..... 261

Ulrike Heider: Keine Ruhe nach dem Sturm, Hamburg 2001 *(Gerd-Rainer Horn)* ..... 263

Marica Tolomelli: „Repressiv getrennt" oder „organisch verbündet". Studenten und Arbeiter 1968 in der Bundesrepublik Deutschland und in Italien, Opladen 2001 *(Gerd-Rainer Horn)* ..... 265

Max Elbaum: Revolution in the Air. Sixties Radicals Turn to Lenin, Mao and Che, London und New York 2002 *(Gerd-Rainer Horn)* ..... 267

Die Parteien und Organisationen der DDR. Ein Handbuch. Hrsg. von Gerd-Rüdiger Stephan u. a., Berlin 2002 *(Beate Ihme-Tuchel)* ..... 269

Bettina Völter: Judentum und Kommunismus. Deutsche Familiengeschichten in drei Generationen, Opladen 2002 *(Beate Ihme-Tuchel)* ..... 271

Thorsten Altena: „Ein Häuflein Christen in der Heidenwelt des dunklen Erdteils". Zum Selbst- und Fremdverständnis protestantischer Missionare im kolonialen Afrika 1884–1918, Münster 2003 *(Christine Wolters)* ..... 273

KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE

Helmut Bock: Wir haben erst den Anfang gesehen. Selbstdokumentation eines DDR-Historikers 1983 bis 2000, Berlin 2002 *(Beate Ihme-Tuchel)* ..... 275

Der deutsche Widerstand gegen Hitler. Wahrnehmung und Wertung in Europa und den USA. Hrsg. von Gerd R. Ueberschär, Darmstadt 2002 *(Klaus Drobisch)* ..... 276

Stalinscher Terror 1934–41. Eine Forschungsbilanz. Hrsg. von Wladislaw Hedeler, Berlin 2002 *(Ralf Zwengel)* ..... 277

Rudolf Hirsch: Um die Endlösung. Prozeßberichte, Berlin 2001 *(Manfred Warnecke)* ..... 278

PROJEKTFRAGEBOGEN ..... 279

*Autoren dieses Heftes:*

Dr. Christof Geisel, Pappelallee 10, 10487 Berlin, E-Mail: christofgeisel@gmx.de

Bernd Gehrke, Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam, Am Neuen Markt 1, 14467 Berlin, E-Mail: gehrke@zzf-pdm.de

Dr. Henryk Skrzypczak, Carstennstraße 36, 12205 Berlin

## Ältere IWK-Hefte zum Sonderpreis

Aus finanziellen Gründen und wegen mangelnder Lagerkapazität haben Herausgeber und Redaktion sich entschließen müssen, ältere IWK-Hefte billiger anzubieten. Bis einschließlich Jg. 28 (1992) beträgt der Preis jetzt 2,56 € pro Heft und 10,23 € pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten.

Folgende Hefte sind zur Zeit noch lieferbar:

H. 5 (Dez. 1967), H. 7 (Dez. 1968), H. 8 (Juni 1969), H. 14 (Dez. 1971),
H. 15 (Apr. 1972), H. 16 (Aug. 1972), H. 17 (Dez. 1972), H. 18 (Apr. 1973),
H. 19/20 (Dez. 1973)
Jg. 10 (1974) und Jg. 11 (1975) komplett
Jg. 12 (1976), H. 2, H. 3 und H. 4
Jg. 13 (1977) komplett
Jg. 14 (1978), H. 1 und H. 4
Jg. 15 (1979), H. 2, H. 3 und H. 4
Jg. 16 (1980) bis Jg. 26 (1990) komplett
Jg. 27 (1991), H. 2, H. 3 und H. 4
Jg. 28 (1992), H. 1, H. 2 und H. 4

Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an:

**Freie Universität Berlin**
**FB Politik- und Sozialwissenschaften**
**Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft – IWK-Redaktion**
**Ihnestraße 22**
**D-14195 Berlin**
**Telefon: 030/26398937, 030/838-70711 Telefax: 030/26995010**
**E-Mail: iwk@hth-berlin.de**

## Die IWK im Internet

Die IWK ist auch im Internet zu erreichen.

Auf unserer Webseite `http://www.hth-berlin.de/iwk/` finden Sie u. a. Inhaltsverzeichnisse der letzten IWK-Hefte, Leseproben einzelner Beiträge sowie eine Onlineversion des Projektfragebogens.

Leserbriefe und Stellungnahmen zu einzelnen Heften oder Beiträgen können Sie auch per E-Mail an unsere Adresse `iwk@hth-berlin.de` schicken.

ISSN 0046-8428

**Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung**
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, D-14195 Berlin

**Redaktion: Gideon Botsch, Andreas Graf (verantw.), Christoph Kopke**

**Für den Anzeigenteil verantwortlich: Andreas Graf**

**Anschrift der Redaktion:**
**Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin**
**Telefon: 030/26398937 (A. Graf); Telefax: 030/26995010**
**Internet: http://www.hth-berlin.de/iwk/; E-Mail: graf@gdw-berlin.de; iwk@hth-berlin.de**

**Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE811304768**

**Belegexemplare und Bestellungen:**
**Franz Jean Frohn (Telefon: 030/83870711; E-Mail: fjf@zedat.fu-berlin.de)**

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise: Einzelheft 10,23 €, Doppelheft 20,45 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 7,67 € bzw. 15,34 €, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement 34,26 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 20,45 €, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: 2,56 €, Ausland: 6,14 €). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, D-14195 Berlin, Konto-Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/15520000 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, D-10916 Berlin (BLZ 10010010). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Jahres gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Jahr.
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974), Jg. 11 (1975), Jg. 12 (1976), H. 2, 3 und 4, Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993), Jg. 30 (1994), Jg. 31 (1995), Jg. 32 (1996), H. 2, 3 und 4, Jg. 33 (1997) ff.
**Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt 2,56 € pro Heft bzw. 10,23 € pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!**

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 9. 1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Druck: Mercedes-Druck GmbH, Sportfliegerstraße 6, D-12487 Berlin

# Vom Glück, ein Kommunist zu sein

## Michael Hardt und Antonio Negri – zweisam „gegen den Strom"

**Von Henryk Skrzypczak**

„Was Hardt und Negri hier vorlegen, ist nichts weniger als ein ‚Kommunistisches Manifest' für unsere Zeit".

*Slavoj Zizek**

### Wunder – gibt's die?

Ein Buch macht Furore, und so manch einer wird sich fragen warum. „Empire" – der Titel klingt nicht gerade thrillerverdächtig. In den Vereinigten Staaten zumal verlockt er mit Sicherheit keinen zur Konfettiparade. Empire ist „ein Wort, das wir scheuen", sagt Chalmers Johnson, und der Verfasser von „Blowback", der zeitgleich veröffentlichten Streitschrift über die Kosten und Konsequenzen des amerikanischen Imperiums,[1] müßte es eigentlich wissen. Ist die manchenorts nachgerade euphorische Aufnahme des Buches von Michael Hardt und Antonio Negri also wohl eher dem Ansehen seiner Autoren geschuldet? Auch das wäre so recht nicht plausibel. Negri, während der siebziger Jahre in Padua Professor für Politikwissenschaft, hat später immerhin an der Sorbonne Philosophie gelehrt, Michael Hardt als Associate Professor Literaturwissenschaft an der Duke University in North Carolina. Bei allem Respekt, da bringt Chalmers Johnson an Reputation denn doch einiges mehr auf die Waage. Seine Verdienste als Wirtschafts- und Politikwissenschaftler, als Ostasienkenner, Chinaexperte und Japanspezialist sind unbestritten; ob in Berkeley oder San Diego – bei ihm saß der akademische Nachwuchs

* Das Urteil Slavoj Zizeks ist einer Zusammenstellung auf dem Schutzumschlag der deutschen Ausgabe entnommen: HARDT, Michael, und Antonio NEGRI: **Empire. Die neue Weltordnung** [künftig zitiert nach dem Beispiel von Detlef Hartmann (siehe unten): H/N; die Zitierweise wurde aus Gründen der Einheitlichkeit dem Standard vor der Rechtschreibreform angeglichen]. Aus dem Englischen von Thomas Atzert und Andreas Wirthensohn. – Frankfurt a. M. und New York: Campus Verlag 2002 [englischsprachige Originalausgabe 2000; vgl. Anm. 2]. 461 S. – Erst kurz vor Abschluß des vorliegenden Beitrags ist dem Rezensenten zur Kenntnis gelangt: HARTMANN, Detlef: **„Empire". Linkes Ticket für die Reise nach Rechts. Umbrüche der Philosophiepolitik. Hardt/Negri, Sloterdijk, Foucault** (= Materialien für einen neuen Antiimperialismus. Sonderheft) [künftig zitiert: „Empire"]. – Berlin, Hamburg und Göttingen: Assoziation A 2002 196 S. – Unter dem „revolutionären Anstrich" erkennt Hartmann „eine klare Propagandaschrift für die Globalisierung der postmodernen politisch-ökonomischen Macht unter amerikanischer Führung" (S. 21). Durch und durch „vom ‚Willen zur Macht' aus dem Geiste Nietzsches geprägt" (S. 88), ist „Empire" die „lupenreine Demonstration einer geistigen Revolution von oben" (S. 137), sein Zweck, „das ‚Begehren' zur Teilhabe an der Macht in der krisengeschüttelten Linken zu fördern und ideologisch anzufüttern" (S. 17). Von besonderer Relevanz sind Hartmanns Ausführungen über einige philosophiepolitische Verbindungsstränge.

1 Chalmers Johnson, Blowback. The Costs and Consequences of American Empire, New York 2000. – Deutsche Taschenbuchausgabe: Ein Imperium verfällt. Ist die Weltmacht USA am Ende? [künftig zitiert: Imperium], München 2001; Zitat S. 21 (Originalfassung p. 5: "[...] empire – a word from which we shy away").

stets in der ersten Reihe.[2] Von einer Resonanz jedoch, wie Hardt und Negri sie genießen, konnte er allenfalls träumen, was schließlich kein Wunder ist. Wer sich mit einem weltumspannenden Imperium und seiner Hegemonialpolitik anlegt, wird in den tonangebenden Kreisen nun mal nicht zu den Favoriten gezählt.

Johnson hat sich angelegt, hat eine „überforderte politische Führerschaft" und „eine ungenügend besetzte Exekutive" vor den Kopf zu stoßen gewagt. Insbesondere das „grotesk aufgeblähte militärische Establishment" hat seine ätzende Kritik zu spüren bekommen. „Das amerikanische Militär", hat er dem Pentagon in die Stammrolle geschrieben, „ist auf dem besten Wege, sich in ein autonomes System zu verwandeln." Käme er aus einer politisch dubiosen Ecke, wären seine Attacken halb so fatal. Verbohrtes Gerede, hätte man dann abwinken können, Ausfälle eines notorischen Berufsopponenten. In seinem Fall wäre nichts verkehrter als das. Zeitweise Berater der CIA, ist Johnson schon als Marineoffizier einer der „Bannerträger des Imperiums" gewesen. Die studentischen Proteste gegen den Vietnamkrieg gingen ihm entschieden wider den Strich. Diese jungen Leute hatten nur zu ersichtlich ihre Hausaufgaben versäumt. In den Regalen der Universitätsbibliothek fand er alle für das Thema maßgeblichen Werke unberührt. Seine Schlußfolgerung damals: „Diese Studenten wußten nichts über den Kommunismus und hatten kein Interesse daran, das zu ändern. Ihr Bild von den vietnamesischen Kommunisten war in erster Linie Ausdruck ihres eigenen romantischen Drangs, sich der Politik Washingtons zu widersetzen."

Jahre später sah er es anders: Diese Studenten begriffen „den Charakter von Amerikas imperialer Rolle in der Welt wesentlich besser als ich. Rückblickend wünschte ich, ich hätte mich damals der Protestbewegung der Kriegsgegner angeschlossen. So naiv und ungestüm sie auch waren, sie hatten recht, und die amerikanische Politik war falsch." Ergeben hatte sich dieser Wandel der Einschätzung als Nebeneffekt eines langjährigen Forschungsvorhabens, das sich mit Hintergründen und Zusammenhängen des japanischen „Wirtschaftswunders" befaßte. Im Zuge seiner Studien erlangte er Einblick in unerwartete Probleme. Er konnte „zum ersten Mal ein klares Bild" eben jenes Imperiums gewinnen, das er „so lange Zeit unkritisch unterstützt hatte". „In der amerikanischen Politik und den amerikanischen Medien", leitete er sein Fazit ein, „ist viel von ‚verbrecherischen Staaten' [...] die Rede. Doch wir müssen uns die Frage gefallen lassen, ob die Vereinigten Staaten nicht selbst zu einer ‚verbrecherischen' Supermacht geworden sind."[3]

Johnson ist provokativ, gewiß. Ist das „Manifest" von Negri und Hardt aber nicht noch weitaus provokativer? Was Chalmers Johnson umtreibt, ist erkennbar die Sorge um ein Amerika, dem er als einem Hort der Freiheit gedient hat und das er immer tiefer in die Krisenzone imperialistischer Überdehnung abdriften sieht. In der Schärfe seines Urteils artikuliert sich die Hoffnung auf das „Wunder" einer wirtschafts- und

2 Hinweise zu Negri nach den Verlagsangaben auf dem Schutzumschlag der deutschen Ausgabe; zu Hardt ebd. und auf dem Einband der englischsprachigen Taschenbuchausgabe (Twelfth printing, Cambridge, Mass., und London, England, 2002). – Zu Johnsons Werdegang vgl. ders., Imperium, S. 7–18; siehe dort auch die Angaben vor dem Titelblatt.

3 Johnson, Imperium, S. 228; 285; 288; 11; 13. – S. 13; 17 f.; 280.

außenpolitischen Neuorientierung. Er setzt auf Kursänderung, Hardt und Negri wollen auf einen radikalen Systemwechsel hinaus. Sie sind, sagen sie, Kommunisten. Auf dieser Linie haben sie nachgedacht, gemeinsam, fast ein ganzes Jahrzehnt: über ein Empire, das „in der Praxis ein fortwährendes Blutbad ist"; über den parasitären Kapitalismus der Postmoderne, der „aus dem Blut des Proletariats" Vermögen saugt. *„Wie läßt sich in dieser Situation"*, haben sie sich gefragt, *„ein revolutionärer politischer Diskurs von neuem in Gang bringen? Wie kann er konsistent werden und einem eventuellen Manifest eine materialistische Teleologie geben? Wie können wir ein Instrumentarium formen, das innerhalb der Postmoderne Subjekt (die Menge) und Objekt (die kosmopolitische Befreiung)"* zum „Aufbau einer wirklichen Alternative" zusammenbrächte, um „ein Projekt der Gegen-Globalisierung, des Gegen-Empire zu entwerfen" und „einen neuen Gesellschaftskörper jenseits des Empire zu schaffen"?[4] Der eine von ihnen hat es nicht bei Worten belassen. Während seiner Zeit in Padua „einer der führenden Theoretiker der italienischen Linken", soll Antonio Negri auch „einer der Köpfe hinter den Anschlägen der Roten Brigaden gewesen sein. In einem umstrittenen Prozeß wurde er zu 13 Jahren Haft verurteilt", entzog sich ihr jedoch durch die Flucht. 1997 – das Buchprojekt war noch nicht fertiggestellt – kehrte Negri aus dem französischen Exil nach Italien zurück und wurde erneut inhaftiert. Dennoch gelang es den beiden, ihre Gemeinschaftsarbeit zum Abschluß zu bringen.

Das Manuskript transportierte Sprengstoff – seitenweis. In der Ära McCarthy mit ihrer Rotenhatz hätten Bruchteile davon ausgereicht, die Autoren unsanft beim Kragen zu nehmen. Unter Bill Clinton stieß ihr Text auf das wärmste Interesse; nicht etwa bei einem obskuren Verlagsunternehmen, nein, bei einer Firma mit Gütesiegel: Harvard University Press. Und nun kam alles zum guten Ende. Die internationale Geltungspresse zeigte sich angetan bis enthusiasmiert. „*Empire* füllt eine Lücke in den Humanwissenschaften", spendete die „New York Times" ihr Lob noch vornehm-verhalten. Der „Observer" sprach bereits von „einem großartigen politischen Entwurf", die „New Left Review" von einem „Werk visionärer Intensität", das die „Foreign Affairs" als eine „umfassende neomarxistische Vision der künftigen Weltordnung" identifizierte. „Literaturen" verwandte sich mit Nachdruck dafür, „*Empire* als ein probates Mittel gegen die neoliberale Depression sofort verschreibungspflichtig" zu machen. Durch „Le nouvel observateur" gar sahen sich Negri und Hardt als die „beiden Marx und Engels des Internetzeitalters" fast schon zur Ehre der Altäre erhoben. Bei soviel Eintracht im Sachverstand mochte die „Frankfurter Allgemeine" nicht mäkelnd beiseite stehen. „Die Autoren", rühmte das Blatt der frakturbewehrten Nachhaltigkeit, „wollen nichts weniger als Marx' Erzählung der Weltgeschichte fortsetzen und auf den neuesten Stand ... bringen. Das ist ihnen so gut gelungen, daß es auch einen überzeugten Nichtmarxisten ... erfreut".[5]

4 Vgl. insbesondere das Schlußkapitel bei Johnson, Imperium, S. 280–297. – H/N, S. 358; S. 15: „Dieses Buch haben wir nach dem Krieg am Persischen Golf begonnen und vor dem Kosovokrieg fertiggestellt." Siehe weiter S. 13; 404; 77; und wieder S. 13; 128; 218.

5 Die Hinweise zu Negri sind wieder dem Schutzumschlag der deutschen Ausgabe entnommen. Zum Medienecho vgl. ebd. sowie die Auszüge auf dem Einband der zitierten Taschenbuchausgabe.

Geschehen wirklich noch Zeichen und Wunder? Zeichen vielleicht gerade noch, Wunder indessen würden sich unsere Autoren energisch verbitten. Gott nämlich ist tot, wie sie in beweiskräftiger Übereinstimmung mit Friedrich Nietzsche beteuern, und somit ist die Geschäftsgrundlage für Wunder entfallen. Auch mit transzendentalem Ersatz ist bei ihnen nicht das geringste zu wollen. Im „Kontext der biopolitischen Ontologie und ihrer Folgen ist" nämlich einerseits „gerade das Transzendente undenkbar geworden". Andererseits ist es durchaus verfügbar geblieben, nur: Wird „politische Transzendenz heute noch in Anspruch genommen", „so verkommt sie unmittelbar zu Tyrannei und Barbarei". Da sei nun wirklich der Verstorbene vor. Bleiben wir sicherheitshalber bei der Immanenz, halten wir uns an das Gedruckte. Dieserhalb müssen wir uns allerdings erst einmal aus dem Grabe erheben, denn wisset: Auch der Mensch ist tot.[6]

## I. Kurze Einweisung für untote Leser

„Wie die meisten dicken Bücher", erfahren wir aus berufenem Munde, „kann man dieses hier auf verschiedene Art und Weise lesen: von vorn nach hinten oder von hinten nach vorn, in Abschnitten, kreuz und quer oder indem man Hinweisen folgt." Unvorsichtige, die sich arglos daran zu halten gedenken, seien eindringlich gewarnt. Gesetzt den Fall, Sie wären geradezu versessen darauf, die letzten Neuigkeiten über proletarische Militanz zu erfahren, und entschließen sich deshalb, mit der Lektüre am Schluß zu beginnen. Dank Ihrer historisch spezifischen Vorbildung merken Sie dann sofort, worauf der Hase hinausläuft, klappen den Buchdeckel ein für alle Male zu und lassen sich dadurch manches entgehen. Womöglich werden Sie anderweitig niemals erfahren, wer es war, der *„die Menge der Proletarier aufgefressen und verdaut"* hat. Was da entsteht, wenn „Ihr Chef Sie auf dem Gang grüßt", dürften Sie ebensowenig zu wissen bekommen: eine „Subjektivität". Daß deren Produktion sich an einem „diskreten Ort" vollzieht, worunter neben dem Arbeitsplatz „das Zuhause, die Kapelle, das Klassenzimmer" zu verstehen ist, auch das bleibt Ihnen verborgen, desgleichen das Wissen um den „Archipel von Subjektivitätsfabriken". Was es im Produktionsprozeß auf sich hat, „sich zum Gebet hinzuknien oder Hunderte von Windeln zu wechseln" – selbst bei dieser einfachen Frage müßten Sie passen.

Dringend abzuraten ist auch von einem weiteren der anheimgestellten Verfahren: einer Erkundungstour nach dem Kreuzweisprinzip. Allzu leicht könnten Sie dabei den kürzeren ziehen, weil Ihnen zum vollen Verständnis des Textes etwa der „biopolitische" Grundkurs fehlt, Sie mithin außerstande sind, „das neue Aussehen des kollektiven biopolitischen Körpers zu identifizieren". Um vermeidbaren Risiken aus dem Wege zu gehen, ist der Anfang des Buches noch immer die beste Startposition. Eine Garantie für das Ausbleiben von Karambolagen verknüpft sich damit allerdings nicht. Die Wahrscheinlichkeit spricht eher dafür, daß Sie auch bei einem solchen Problemeinstieg in Kollision mit Sprachbarrieren geraten. Begehen Sie dann nur nicht den Fehler, die

6 H/N, S. 382; 363; Reflexionen über Humanismus nach dem Tod des Menschen, S. 104–106.

Schuld dafür bei sich selber zu suchen. Fragen Sie sich lieber, wie unsere Autoren das schaffen: sogar gestandene Leute aus der Fassung zu bringen.[7]

Das ist halb so schwierig, wie Sie womöglich vermuten, diese Kunstgriffe erlernen sich spielend. Nehmen wir an, Sie möchten zum Ausdruck bringen, Roosevelts New Deal wurde von einfachen Leuten ebenso wie von Eliten getragen. Weil Ihnen das stilistisch zu simpel erscheint, sagen Sie statt dessen: „In den USA stützte sich der New Deal auf eine starke politische Subjektivität." Derlei nimmt sich schon gehobener aus, nur verfallen Sie jetzt in einen typischen Anfängerfehler. In falscher Rücksichtnahme auf Ihre Leser offerieren Sie denen gleich beide Versionen. Untersagen Sie sich das. Je dunkler, desto besser, Ihre Leser haben es nicht anders verdient. Nächster Lernschritt: Stichwörter Migration, Mobilität. Eine Problemlage, wie sie sich aus den „Bewegungen von Individuen, Gruppen und Bevölkerungen" ergibt, meistert nur der bildträchtig-kühne Entwurf. Fort somit von der blassen Abstraktheit, hin zur heraufdämmernden Anschaulichkeit des Semikonkreten: „Die Menge läßt eine neue Geographie entstehen, in der der produktive Strom von Körpern neue Flüsse und Häfen ausbildet. Die Städte dieser Welt werden große Depots kooperierender Menschen und Lokomotiven der Zirkulation sein, temporäre Aufenthaltsorte und Netzwerke zur massenhaften Distribution lebendiger Humanität."

Lassen Sie sich nur nicht weismachen, so käme Prosa auf dem Spreizfuß daher. Halten Sie sich an das Vorbild eines der Großen, über den aus purem Neid nur gelästert worden ist: „Klopstock sagt: ‚Du, der du weniger bist und dennoch mir gleich, nahe dich mir und befreie mich, dich beugend zum Grunde unserer Allmutter Erde, von der Last des staubbedeckten Kalbfells.' Ich sage dafür nur: ‚Johann, zieh mir die Stiefel aus.'" Solcher Häme enthalten Sie sich. Vermeiden Sie auch einen weiteren Anfängerfehler: jede Ihrer Formulierungen inhaltlich auf die Goldwaage zu legen. Sagen Sie Rosa Luxemburg also ruhig ein „nomadisches Leben in Mittel- und Osteuropa" nach, jemand von Wichtigkeit wird schon keinen Einspruch erheben. Zur Debatte über die nationale Frage behaupten Sie forsch, Rosas stärkstes Argument wäre die These gewesen, „daß Nation Diktatur bedeute und damit grundsätzlich nicht mit dem Versuch demokratischer Organisation vereinbar sei". Wer Ihnen das ebenfalls abnimmt, dem können Sie gleich auch etwas vom Jahrmarkt im Himmel erzählen, und genau das erzählen Sie ihm denn auch: „Hier erkennen wir deutlicher denn je den Unterschied, den Marx zwischen *Emanzipation* und *Befreiung* machte."[8]

7 A. a. O., S. 14; vgl. den Schlußabschnitt, S. 418–420; 171; 207. – S. 37–55: „Biopolitische Produktion"; S. 41: „Der biopolitische Kontext [...] umfaßt Leben und Tod, Reichtum und Armut, Produktion und gesellschaftliche Reproduktion"; S. 45. – Zu Recht spricht Hartmann, „Empire", von den „Dunstschwaden der [...] nebulös gehaltenen Darstellungsweise H/Ns" und von „ungeklärter philosophischer Begrifflichkeit" (S. 69 und 64; siehe auch S. 102).

8 A. a. O., S. 253; Kritik an der Darstellung des New Deal: Hartmann, „Empire", S. 142 f.; H/N, S. 403 f. – Zum Thema „geschliffene Dunkelheit" vgl. das Kapitel „Stilgecken und Stilgaukler" bei Ludwig Reiners, Stilkunst. Ein Lehrbuch deutscher Prosa. Völlig überarbeitete Auflage, München 1991, S. 158–167; dort auch die Klopstock-Parodie von Matthias Claudius (S. 165). H/N, S. 110; in der biopolitischen Vorstellungswelt unserer Autoren läßt sich von Nomadismus selbst dann reden, wenn Leben „auf einen geographischen Ort fixiert bleibt", bestimmen doch „Kreativität und Produktivität körperliche und ontologische Migrationen" (S. 229). Zum Unterschied zwischen Emanzipation und Befreiung verweisen Hardt

Die Mühsal der Ebene haben Sie hinter sich, jetzt gilt es, Ihre Fertigkeit auf dem terminologischen Hochseil zu zeigen. Luftnummer eins: Verwenden Sie „zur Bestimmung imperialer Souveränität" statt des Begriffs der Krise „eher den der Omni-Krise oder besser noch der Korruption". Dabei müssen Sie freilich „all die gängigen Vorstellungen vergessen, die uns üblicherweise in den Sinn kommen, wenn wir von imperialer Dekadenz, Korruption und Degeneration sprechen". Getreu Ihrer Absicht, „den Begriff ohne alle moralischen Beiklänge für einen allgemeinen Prozeß der Dekomposition und Mutation zu verwenden", beziehen Sie sich schlankweg „auf seine antike Verwendung" und fassen „Korruption somit als De-Generation" auf, „als einen Umkehrprozeß der Erzeugung und Komposition, als ein Moment der Metamorphose, das potentiell neue Freiräume für eine Veränderung eröffnet".

Zweiter Durchgang – Sie bereiten Ihre Glanznummer vor. Beanstanden Sie eingangs „ein verengtes Verständnis des Ökonomischen und des Kulturellen". Sie greifen sich dann den Arbeitsbegriff heraus und beäugen ihn okularintensiv. Die Diagnose bestätigt: tatsächlich verengt. Ihre Rechte langt nun in die „begriffliche Werkzeugkiste". Notoperation, promptes Gelingen, der Patient lächelt wie neu: „Arbeit erscheint" jetzt „schlicht und einfach als *die Macht zu handeln,* die zugleich singulär und universell ist." Und nun setzt die terminologische Kernschmelze ein: Da Ihre Analyse „fest in der biopolitischen Welt verankert ist, also dort, wo gesellschaftliche, ökonomische und politische Produktion zusammenfallen", „überlappen sich die ontologische und die anthropologische Perspektive". „Die politische Theorie ist durch diese neue Realität gezwungen, sich selbst radikal neu zu definieren." Das Politische erweist sich als „die Macht von Generation, Begehren und Liebe", es kommt nicht umhin, sich „der Liebe und dem Begehren" zu „fügen, und das heißt: den grundlegenden Kräften biopolitischer Produktion". Indem sich die „Linien der Produktion und diejenigen der Repräsentation überschneiden und vermischen", „lösen sich auch die Unterscheidungen, welche die zentralen Kategorien der politischen Ökonomie bestimmen, allmählich auf. Produktion läßt sich nicht mehr von Reproduktion unterscheiden; die Produktivkräfte verschmelzen mit den Produktionsverhältnissen". Durch die Einbeziehung nicht zuletzt auch der „Produktion von Mobilität und Stillstand, von Hybridität und Vermischungen" schnellt das Bruttosozialprodukt voraussichtlich in einsame Höhen.[9]

Auf der Grundlage einer solchen Ökonomie könnte selbst ein Schuster mit Harvard-Diplom keinen einzigen Stiefel besohlen. Was aber besagt das schon, wenn dieses Defizit reiche kompensatorische Früchte in Sätzen wie etwa den nachstehenden trägt: „Das hybride Kontrollregime des Empire bildet sich an einem Nicht-Ort aus. An diesem imperialen Nicht-Ort, im hybriden Raum, den der Konstitutionsprozeß geschaffen hat, sind

*[Fortsetzung von Anm. 8]*
und Negri (S. 371) auf den Beitrag „Zur Judenfrage". Der Leser vergleiche MEW 1, S. 347–377. Tatsächlich geht es dort um den grundsätzlichen Unterschied zwischen einerseits nur politischer Emanzipation und andererseits menschlicher Emanzipation im Sinne auch der sozialen Befreiung.

9 H/N, S. 213. Beim Übergang zum „Empire" wird übrigens auch der Begriff Ausbeutung neu definiert: „Ausbeutung heißt nunmehr, daß die Kooperation enteignet wird und die Bedeutungen sprachlicher Produktion für ungültig erklärt werden" (S. 392). – S. 285; 14; 365 f.; 394; 395; 392; 169. Die subjektivistische und voluntaristische Ausrichtung dieser Philosophie wird schon in ihren Ansichten zur Begriffsbildung deutlich; S. 314: *„Begriffe bilden heißt in der Wirklichkeit etwas zur Existenz bringen."*

die Bewegungen der Subjekte immer schon präsent, kontinuierlich und ununterdrückbar. Das Problem der gemischten Konstitution bleibt bestehen, doch hinzu treten nun mit ganzer Intensität die Verschiebungen, Modulationen und Hybridisierungen im Übergang zur Postmoderne. Die Bewegung vom Gesellschaftlichen zum Politischen und zum Juridischen, die Konstitutionsprozesse immer begleitet, beginnt Form anzunehmen, die reziproken Beziehungen zwischen gesellschaftlichen und politischen Kräften, die im Konstitutionsprozeß formale Anerkennung fordern, beginnen sich herauszubilden; und schließlich sind hier die verschiedenen Funktionen (Monarchie, Aristokratie, Demokratie) das Maß für die Macht der Subjekte, die sie konstituieren und den Versuch unternehmen, sich Segmente ihres Konstitutionsprozesses anzueignen."

Um der vollen Wahrheit die Ehre zu geben, sei ausdrücklich betont: Das Werk enthält auch Passagen, deren Bedeutung sich jedem Verständniswilligen auf Anhieb erschließt. Zum Beleg hierfür sei aus einem Abschnitt zitiert, der an Rainer Maria Rilke gemahnt und an seine tiefe Einsicht, daß Armut ein großer Glanz von innen ist. Im Unterschied zum toten Herrgott, erfahren wir da, im Unterschied auch zum Menschen an sich lebt der Arme nicht nur, er *„ist der gemeinsame Nenner des Lebens"*, ja, mehr als das: *„Der Arme ist Gott auf Erden."* Als solcher ist er überaus vielfältig, nämlich zugleich *„ein Engel oder ein schwer zu fassender Dämon"*, er ist die *„reine Differenz zu allen Zeiten"*. Außerdem verkörpert er *„in gewisser Weise"* eine *„ewige postmoderne Gestalt"*, *„die Gestalt eines transversalen, omnipräsenten, differenten, mobilen Subjekts"*, sein *„Zeugnis des unwiderruflich aleatorischen Charakters des Daseins"* ist evident.[10]

Nach diesem anrührenden Beispiel edler Einfalt und schlichter Größe schließen wir unsere Betrachtung mit einem kurzen Gedenken: Rainer Maria, du hast nicht umsonst gelebt.

## II. Ortlos im Nebel: „Empire" postmodern

Mit der Sprache haben die beiden noch ihre Probleme und machen auch keinerlei Hehl daraus. „Wissen muß zu sprachlichem Handeln werden", ermahnen sie sich in ihrem beständigem „Kampf um den Sprachsinn" und in dem Bestreben, „eine neue gemeinsame Sprache zu finden". Einem „dauerhaften, körperlichen Voranschreiten im Streben nach Freiheit" verpflichtet, quälen sie sich mit der Frage ab: „Wie können wir die performativen Linien sprachlicher Sets und kommunikativer Netzwerke, die das Gewebe des Lebens und der Produktion konstituieren, entdecken und lenken?" Hier haben sie in der Tat einigen Nachholbedarf. Ganz anders jedoch, sobald es um den Erkenntnisstand in Sachen „Empire" geht, da sind sie einem Chalmers Johnson um Längen voraus. Das Amerika unserer Tage eine imperialistische Macht? Wer kommt denn schon auf einen derart abstrusen Gedanken. Amerikanischer Imperialismus – aber ja doch, so etwas hat es gegeben. Nur liegt das lange zurück und war überdies wenig mehr als ein Betriebsunfall, weil dem Geist der beispielhaften US-Verfassung gründlich zuwider. Auf dem Tiefpunkt der Verstrickung, als die Amerikaner in Vietnam ihre Niederlage einstecken

10 A. a. O., S. 329; die weiteren Zitate S. 169 und 171.

mußten, gerade da „gelangte dieser Verfassungsgeist zu Hause zu höchster Blüte", der „Mantel des Imperialismus" in den Farben des Sternenbanners hatte ausgedient.[11]

Als absurd hat demnach auch Johnsons ergänzende These zu gelten. Für ihn ist „Globalisierung" lediglich ein Modebegriff, ein bloßes Schlagwort, hinter dem sich das amerikanische Hegemoniestreben verbirgt, „eine emphatische Umschreibung für das, was im 19. Jahrhundert noch schlicht Imperialismus" hieß. Während des Kalten Krieges in ihren Durchsetzungsmöglichkeiten noch auf das eigene Bündnissystem beschränkt und zu taktischer Zurückhaltung genötigt, sahen die Vereinigten Staaten mit dem Zusammenbruch des Ostblocks ihre Stunde gekommen. Freier Zugang für multinationale amerikanische Unternehmen und amerikanische Investoren war bisher schon eine ihrer zentralen Forderungen gewesen. Jetzt „machten sie sich daran, jede größere Volkswirtschaft auf der Erde dazu zu zwingen, sich nach dem Vorbild der amerikanischen zu reorganisieren". In der ersten strategischen Phase ihrer Operation begnügten sie sich mit einer ideologischen Kampagne, „die auf die Öffnung aller nationalen Märkte für den freien Welthandel und den ungehinderten Kapitalverkehr über nationale Grenzen hinweg" gerichtet war. „Konkret bedeutete dies, den Einfluß des Staates zu beschränken, und zwar insbesondere seine wirtschaftliche Aufpasserfunktion in allen ‚marktwirtschaftlichen Demokratien'." Länder, die sich entsprechend verhielten, bekamen die bitteren Folgen in der Mitte 1997 einsetzenden zweiten Phase zu spüren. Unter dem Patronat der Vereinigten Staaten demonstrierte ein entfesseltes internationales Kapital seine zerstörerische Macht.

Aus „biopolitischer" Sicht ist Johnsons Position wahrscheinlich als eine „Art Verschwörungstheorie der Globalisierung" zu betrachten, als undiskutabel auf jeden Fall. Wer „die letzte Entscheidungsgewalt" über den Trend zur Einheit des Weltmarktes in den Vereinigten Staaten ansiedelt, der verkennt ja nicht nur die „Vielfalt und Streuung" der Globalisierungsprozesse, die „weder einheitlich noch eindeutig" sind. Er täuscht sich auch über die Tiefe der Zäsur, die sich mit den Schlüsselereignissen des Krisenjahres 1968 verknüpft. „Wenn es den Vietnamkrieg, wenn es die Revolten der Arbeiter und Studenten in den 1960er Jahren nicht gegeben hätte, wenn es kein 1968 und keine neue Frauenbewegung und auch nicht die ganze Reihe antiimperialistischer Kämpfe gegeben hätte, hätte sich das Kapital damit begnügen können, sein eigenes Machtarrangement aufrechtzuerhalten". Das „Bedürfnis, ein neues Paradigma einzuführen", hatte das Kapital jedenfalls nicht. So aber sah es sich zur strukturellen Veränderung nachgerade gezwungen, wollte es nicht seiner Fähigkeit verlustig gehen, den Weltmarkt zu organisieren. Weit entfernt davon, „bloß bittere Frucht kapitalistischen Unternehmertums zu sein", ist die Globalisierung der Märkte mithin das Ergebnis einer Pression „von unten" gewesen, eines „Begehrens und der Forderungen taylorisierter, fordistischer und disziplinierter Arbeitskraft weltweit. [...] Subjektivitäten in Bewegung mit ihren Wünschen erzwangen die Weiterentwicklung – und brachten zum Ausdruck, daß es

11 A.a.O., S. 411 und 412; 70 und wieder S. 412 sowie 411. Johnson, Imperium, spricht von „Amerikas heimlichem Imperialismus" (S. 98; S. 118 über die amerikanischen Waffenverkäufe als „ein wichtiges Instrument eines heimlichen Imperialismus"). Zu Johnsons Begriff des Imperialismus der Gegenwart siehe unten Anm. 13. H/N, S. 186–191, die Zitate S. 191.

kein Zurück gibt. Als Antwort auf diese Bewegungen, sowohl in den dominanten wie den beherrschten Ländern, mußte eine neue Form der Kontrolle errichtet werden; um das Kommando über etwas, das unter den Bedingungen der Disziplin nicht länger kontrollierbar war, aufrechtzuerhalten."[12]

„Die Menge" also war es. Niemand sonst „rief das Empire ins Leben". Biopolitisch gesehen hätte sie sich damit den Imperialismus vom Halse geschafft. Imperialismus beruht ja „auf von vornherein festgelegten Grenzziehungen und Schranken", auf der „Trennung von Innen und Außen". Im Gegensatz hierzu ist die neue Weltordnung *„dezentriert* und *deterritorialisierend"*, der Imperialismus also „ist vorbei".[13] Doch was hat sich die Menge nun eingehandelt dafür? Eine Furcht und Schrecken einflößende Macht, einen „Beuteapparat", dessen Legitimität „auf dem Ausnahmezustand und der Polizeimaßnahme in Permanenz beruht". Aus dem imperialistischen Regen ist die Menge in eine „imperiale" Traufe genommen, in das Kraftfeld einer neuen Form von Souveränität, die „eine Reihe nationaler und supranationaler Organismen verbindet". Dieses „Regime der Biomacht" herrscht „wirklich über die gesamte ‚zivilisierte' Welt". Seine Herrschaft „kennt keine Schranken", es umfaßt den Raum vollständig in seiner Totalität und versteht sich „nicht als vergängliches Moment im Verlauf der Geschichte", „sondern als Regime ohne zeitliche Begrenzung", als „Ordnung, die Geschichte vollständig suspendiert und dadurch die bestehende Lage der Dinge für die Ewigkeit fortschreibt". Seinem sich weitenden Horizont verleibt es den gesamten globalen Raum ein, dringt mit seinen „sozialen Totalisierungstendenzen" auch „in die Tiefen der gesellschaftlichen Welt" vor und „lenkt nicht nur menschliche Interaktion, sondern versucht außerdem, direkt über die menschliche Natur" zu gebieten.

Aufgetaucht „aus der Dämmerung der modernen Souveränität", verbirgt das imperiale System wie durch Nebelschleier seine Strukturen. Rein empirisch gesehen, stellt sich „der konstitutionelle Rahmen der neuen Weltordnung als ungeordnete und chaotische Anzahl von Kontrollmechanismen und Repräsentationsorganen" dar. „Bei genauerer Betrachtung zeigt das ungeordnete Set gleichwohl einige Fixpunkte. Sie bilden ein Raster, das weniger Elemente anordnet als vielmehr Politik und Recht weltweit einen relativ kohärenten Horizont bietet. Die Analyse der globalen Machtverhältnisse [...] läßt uns die Struktur einer Pyramide erkennen, die aus drei Stufen besteht, von denen jede mehrere Ebenen aufweist. An der Spitze der Pyramide findet sich eine Supermacht, die USA, die sich im Weltmaßstab den Einsatz von Gewalt vorbehält – eine Supermacht, der es freisteht, allein zu entscheiden, die es aber vorzieht, gemeinsam mit anderen unter dem Dach der Vereinten Nationen [...] zu handeln."

In „der Annahme, die USA seien einfach in die Haut einer Weltmacht geschlüpft, wie sie von den Nationen Europas eben abgeworfen wurde", bezichtigen ihre Gegner sie

12 Johnson, Imperium, S. 250 f.; 253; 266 f.; wieder S. 253; S. 40: „[...] amerikanische Volkswirtschaftler nennen das heute ‚Globalisierung'"; S. 291; 269 ff. – H/N, S. 19; 11; 263; 13; 286; 265; 267; 286; 267.

13 H/N, S. 57; 11; 246; wieder S. 11; 12. Die Argumentation der Verfasser läßt das ökonomische und politische Wesen des Imperialismus außer Betracht, sie klammert sich an überholte Erscheinungsformen. Vgl. zum Begriff des gegenwärtigen „amerikanischen Imperialismus" bei Johnson, Imperium, S. 38 ff. Zur Metaphorik des Innen und Außen, die von den Autoren auf den unterschiedlichsten Erkenntnisebenen strapaziert wird, siehe Hartmann, „Empire", S. 113; 119 f.; 140–142.

der „imperialistischen Unterdrückung". Hardt und Negri, überzeugt von ihrer „grundlegenden Hypothese, wonach eine neue, imperiale Form der Souveränität entstanden ist", widersprechen dieser Auffassung vehement: *„Die Vereinigten Staaten bilden nicht das Zentrum eines imperialistischen Projekts".* Das soll aber keineswegs heißen, „daß sich Regierung und Territorium der USA nicht von allen anderen unterscheiden. Die USA nehmen in den globalen Kerbungen und Hierarchien mit Sicherheit eine privilegierte Stellung ein", „doch leitet sich dieses Privileg nicht aus ihren Ähnlichkeiten zu den alten europäischen imperialistischen Mächten ab, sondern aus den Unterschieden. Diese Unterschiede sind am klarsten erkennbar, wenn man sich auf die im eigentlichen Sinn imperialen (und nicht imperialistischen ) Grundlagen der US-Verfassung konzentriert." Sie ist „imperial", „weil sie – im Gegensatz zum Imperialismus, der stets darum bemüht ist, seine Macht linear auf geschlossene Räume auszuweiten und die unterworfenen Länder zu besetzen, zu zerstören und der eigenen Souveränität zu unterwerfen – auf dem Modell beruht, einen offenen Raum neu zu organisieren und unablässig auf unbegrenztem Raum vielfältige und singuläre Netzwerkbeziehungen neu zu schaffen".[14]

Es gibt Texte, die erläutern sich selbst. Lassen wir einige weitere von ihnen passieren: „So wie die römischen Senatoren im ersten Jahrhundert n.Chr. Augustus baten, im Interesse des Gemeinwohls die kaiserliche Regierungsmacht zu übernehmen, so bitten heute die internationalen Organisationen [...] die USA, die zentrale Rolle in einer neuen Weltordnung zu übernehmen. [...] Selbst wenn sie nicht wollten, müßten die US-Militärs diesem Ruf im Namen von Frieden und Ordnung folgen. Darin liegt vermutlich eines der zentralen Charakteristika des Empire: Es residiert in einem weltweiten Kontext, der es fortwährend zu neuem Leben erweckt. Die Vereinigten Staaten sind der Friedenspolizist, aber nur letzter Instanz", waren die einzige Macht, die im Golfkrieg „für internationale Gerechtigkeit sorgen konnte, *und zwar nicht aus eigenen nationalen Erwägungen heraus, sondern im Namen des globalen Rechts*".

Das Empire eine parasitäre „Sinnwüste", die dem globalisierten Kapital seine Herrschaft über Produktion, Zirkulation und Kommunikation garantiert; ein imperiales Regime, dessen „erste und oberste Aufgabe" es sein soll, diese Garantie abzusichern; dazu noch ein Friedens- und „Weltpolizist", der selbstlos „nicht im Interesse des Imperialismus", sondern im Interesse eines blutdurchtränkten Empire handelt – der Fall scheint denn doch etwas verwirrend. Sollte man sich da nicht besser aus erster Hand informieren? Besonders aussichtsreich scheint das nicht. Das Empire ist ja doch „ein *ou-topia,* oder genauer: ein *Nicht-Ort*". Der verfügt zwar über diverse Körperteile: „ein Gehirn, ein Herz, einen Rumpf und über Gliedmaßen – und zwar global", doch ist er so recht bei keinem der besagten Teile zu fassen. Weil nämlich das Empire „durch ein (Ver-)Fließen der Form gekennzeichnet ist", durch „ein Auf und Ab von Formation und Deformation, Generation und Degeneration", verändert sich die Oberfläche der imperialen Gesellschaft „fortwährend und destabilisiert damit jeden Ortsbegriff". Allein schon den Widersprüchen einer solchen Gesellschaft nahekommen zu wollen ist vergebliche Liebesmüh. Sie „sind nicht zu lokalisieren – die Widersprüche sind überall", dort jedoch ebenfalls nicht anzutreffen, denn: Im Empire wurden alle Orte „unter

14 H/N, S. 75; 52; 10; 55; 12 f.; 11; 25; 13. – S. 11; 320. – S. 11; 12; 391; 12; 194.

einen allgemeinen Nicht-Ort subsumiert". „Angesichts der enormen Schwierigkeiten, die Machtverhältnisse im Empire abzubilden", gestaltet sich der Instanzenzug im Zweifelsfall schikanös. Ausrede: Im „glatten Raum des Empire gibt es keinen *Ort* der Macht", sie ist ebenfalls „zugleich überall und nirgends" – Zustellbezirk unbekannt.

Wenn dem allen wirklich so wäre, hätte es dann auch nur den mindesten Sinn, gegen eine solche „High-Tech-Maschine" aufzubegehren? Gestählt von Jahren des Klassenkampfes, inzwischen aber philosophisch durchsonnt, sprechen unsere beiden Radikalkommunisten ihr entschiedenes Jein.[15]

### III. Tatmenschen im Vorwärtsgang

Natürlich wollen sie kämpfen, für *„kommunistische Militante"* gehört sich das so. „Das einzige Ereignis, auf das" sie „noch immer warten, ist dasjenige der Errichtung oder genauer: der revolutionären Erhebung einer mächtigen Organisation". An deren „Chromosomen"-Bestand werden allerdings die höchsten Ansprüche gestellt. Interessenten vom Schlage der *„traurigen, asketischen Vertreter der Dritten Internationale"* brauchen sich im Musterungsbüro erst gar nicht zu melden. Ähnliches gilt von *„den Rittern der Societas Jesu, die den Willen des Papstes im Innersten ihres Herzens tragen"*. Überhaupt heißt es für jeden, *„der auf der Grundlage von Pflicht und Disziplin handelt, der behauptet, seine Handlungen leiteten sich aus einem idealen Plan her":* out of bounds. Gefragt sind *„hier eher"* die *„Kommunisten und die Befreiungskämpfer in den Revolutionen des 20. Jahrhunderts", „die Intellektuellen, die im Zuge ihres Kampfes gegen den Faschismus verfolgt und außer Landes gejagt worden sind", „die Republikaner im Spanischen Bürgerkrieg", „die europäischen Widerstandsbewegungen"* und *„die Freiheitskämpfer in allen antikolonialistischen und antiimperialistischen Kriegen"*. Kader dieser Güteklasse an „vorderster Front" zu sehen, „Körper, die dafür sorgen, daß die Ergebnisse vergangener Kämpfe nicht mehr rückgängig zu machen sind, und eine Macht inkorporieren, die ontologisch erlangt wurde", „sozusagen absolute Demokratie in Aktion" – unsere zwei fiebern der erhebenden Stunde förmlich entgegen.

Kampf ist ihr Element, mit Elementen aber läßt sich nicht spaßen. Der Umgang mit ihnen bedarf mehr als nur roher Kraft, braucht auch Sachkenntnis und Fingerspitzengefühl, und beides ist in den eigenen Reihen nicht immer zu finden. „Wenn sich kapitalistische Herrschaft zunehmend globalisiert", denkt sich da so mancher, „dann muß der Widerstand dagegen das Lokale verteidigen und Barrieren gegen die beschleunigten Ströme des Kapitals errichten. Aus dieser Perspektive müssen die wirkliche Globalisierung des Kapitals und die Konstitution des Empire als Zeichen der Kapitulation und der Niederlage wahrgenommen werden." Eine solche „lokalistische" Position mag früher durchaus vertretbar gewesen sein. Heute jedoch ist sie ebenso falsch, wie sie schädlich ist. Falsch ist sie, „weil sie das Problem von der falschen Seite her angeht": Der „Syllogismus, der im Kern verschiedener Formen ‚lokalistischer' linker Strategien wirkt", ist

15 A. a. O., S. 193; 192. – S. 369; 387; 353 und 352; 192; 13; 202; 222; 213; 207; wieder S. 213; 361; 41; 202. – S. 53; 357.

„nur noch reaktiv", wobei es nicht überraschen sollte, daß „viele Verteidiger des Lokalen die Terminologie der traditionellen Naturschützer übernehmen". „Die linke Strategie, gegen die Globalisierung Widerstand zu leisten und das Lokale zu verteidigen, ist gleichzeitig schädlich", denn sie „verkennt und verbirgt den Feind". Der Gegner ist nämlich keineswegs die „Globalisierung der Verhältnisse als solcher", nein: „Der Gegner ist ein besonderes Regime globaler Verhältnisse, das wir Empire nennen." Theoretisch und praktisch ist es deshalb „besser, wenn wir uns auf das Terrain des Empire" begeben.[16]

Dort für Abhilfe zu sorgen ist es denn auch hoch an der Zeit. Wo immer man sich umblickt – die Verhältnisse schreien geradezu danach: „Die Reichweite geographischer und rassistischer Ausbeutung und Unterdrückung, die sich in der Epoche des Kolonialismus und Imperialismus etablierten, hat in vieler Hinsicht statt abzunehmen exponentiell zugenommen." „Heute ist es fast die gesamte Menschheit, die entweder in die Netzwerke kapitalistischer Ausbeutung integriert oder ihnen unterworfen ist. Man sieht eine sich ins Extrem steigernde Trennung zwischen einer kleinen Minderheit, die enormen Reichtum kontrolliert, und den Massen, die in Armut an der Grenze der Machtlosigkeit leben." Die ständige Angst vor Gewalt, vor Armut und Erwerbslosigkeit, die Sorge um die Zukunft bestimmen das Leben der vielen. Die „unmittelbare Nähe extremer Ungleichheit in der Bevölkerung" schafft „eine Situation permanenter sozialer Gefahren", „die wiederum nach den mächtigen Apparaten der Kontrollgesellschaft verlangt". „Und in der Tat geht das imperiale Kapital mit nicht nachlassender Bestimmtheit gegen die Bewegungen der Menge vor". Um „den Aufsässigen und Rebellischen eine Ordnung aufzuzwingen", bringt „das Empire seine Militär- und Polizeimacht in Stellung" und errichtet Machtverhältnisse, „die in vieler Hinsicht sogar gewalttätiger" als diejenigen des Kolonialismus und Imperialismus sind. Wer wollte da wohl bestreiten, daß der Sturz des imperialen Regimes auf der revolutionären Agenda ganz oben steht.

Unsere Doppelstimme der militanten Vernunft natürlich, wer wohl sonst. *„Wir sollten gleich vorweg darauf hinweisen"*, lassen sich die beiden vernehmen, daß Militanz von heute *„nicht einfach die Organisationsformeln der alten revolutionären Arbeiterklasse wiederholt". „Militanz ist heute eine positive, konstruktive und innovative Tätigkeit."* Bevor sie zum Zuge kommt, ist allerdings die „erste Frage der politischen Philosophie heute" zu klären, die da lautet, „wie man den Gegner bestimmt, gegen den man rebellieren kann". Schon das ist „keine geringe Aufgabe, wenn man bedenkt, daß die Ausbeutung über keinen spezifischen Ort mehr verfügt", anders gesagt: „Gibt es in diesem Übergang von der Moderne zur Postmoderne überhaupt noch einen *Ort*, von dem aus wir kritisieren und eine Alternative entwickeln können? Oder können wir, wenn wir dem Nicht-Ort des Empire ausgeliefert sind, einen machtvollen Nicht-Ort errichten und ganz konkret verwirklichen, nämlich als Terrain eines postmodernen Republikanismus?" Noch anders gesagt: „Unsere Feinde sind Ausbeutung, Entfremdung und das Kommando, unter denen wir leiden, aber wir wissen nicht, wo genau diese Unterdrückung produziert wird. Und doch kämpfen und leisten wir noch immer Widerstand." Wie das, fragt sich der Schlichtmensch. *„Widerstand"*, sieht er sich in dankenswerter Weise belehrt, *„ist unmittelbar mit einer konstitutiven Investition im biopolitischen Bereich und zur Formierung*

16 A. a. O., S. 420; 417; 416; 418; 416. – S. 58; 59.

*eines kooperativen Apparates in Produktion und Gemeinschaft verbunden. Darin liegt die bedeutsamste Neuerung heutiger Militanz: Sie greift die Tugenden aufrührerischen Handelns aus zwei Jahrhunderten subversiver Erfahrung auf, ist aber gleichzeitig an eine neue Welt geknüpft, eine Welt, die kein Außen mehr kennt."* Noch weitere Fragen? Das ist nicht der Fall. Einvernehmlich beschließen die beiden, etwas mehr aus sich herauszugehen.

„Das Empire", fahren sie fort „verfügt über ungeheure Unterdrückungs- und Zerstörungspotentiale", gewiß. Für den aber, der sich „dem Problem mit Hilfe eines ethisch-politischen Diskurses genähert" hat, darf das noch lange kein Grund sein, nicht auch die andere Seite der imperialen Medaille sehen zu wollen. Gegen „alle Moralismen, gegen alle Vorbehalte und nostalgischen Anwandlungen" muß „man doch sagen, daß die Errichtung des Empire einen Schritt nach vorn markiert". „Wollte man mit Hegel kokettieren, könnte man sagen", daß es *„an sich,* aber nicht *für sich* gut ist"; es ist „in dem Sinn besser, in dem Marx darauf bestand, daß der Kapitalismus besser sei als die Gesellschaftsformationen und Produktionsweisen, die ihm vorausgingen". Neben der „gesunden und klaren Abneigung gegenüber dem Pfäffischen und den starren Hierarchien" war hierbei die Erkenntnis im Spiel, „daß die Möglichkeiten der Befreiung in der neuen Situation gewachsen sind. Entsprechend können wir heute sehen, wie das Empire die grausamen Regime moderner Macht wegwischt und sich dabei das Potential der Befreiung verstärkt."[17]

Man sieht, sie bringen für ihr Projekt jede erdenkliche Voraussetzung mit. Sie haben den Kampfeswillen und besitzen den Überblick. Ihr biopolitisches Arsenal ist bis an die Ränder gefüllt. Sie kennen den Feind – eine Leistung schon das. Sie wissen auch um den Nicht-Ort im Nicht-Ort, von dem aus dieser Feind tödlich zu treffen ist. Sie hüten das Erbe von Karl Marx und wahren das Vermächtnis der „bedeutendsten Revolten und Revolutionen" gegen die „Machtstrukturen in der Moderne". In der Revolte, haben sie herausgefunden, „zielten die Massen [...] in ihren besten Augenblicken darauf, die Verhältnisse zu internationalisieren und zu globalisieren". „Proletarischer, antikolonialer und antiimperialistischer Internationalismus, der Kampf für den Kommunismus, der in all den mächtigen revolutionären Ereignissen des 19. und 20. Jahrhunderts lebendig war, kündigte die Globalisierungsprozesse an, nahm sie vorweg und mit ihnen die Entwicklung des Empire. Derart ist die Entstehung des Empire" als „eine *Antwort* auf den proletarischen Internationalismus" zu verstehen. Um ihren Erkenntnisreichtum müßte selbst ein Carl von Clausewitz sie beneiden, ist ihnen doch sogar die Entdeckung gelungen, daß Strategie und Taktik heutzutage ein und dasselbe sind. Und all dieser Ertrag unermüdlichen Forschens und Denkens – wie wird er ihnen in den eigenen Reihen

17 A.a.O., S. 57; 347; 345; 405 f.; 57; 13. – S. 419; 223; 220; 223; 419. – S. 13; 361; 230; 57; 56; 57 (siehe auch S. 13 und 400). – Bei der Berufung auf Marx handelt es sich um ein Scheinargument. Als eingestandenermaßen kapitalistisch-parasitäres Modell ist das Konstrukt postmodernes „Empire" qualitativ keineswegs positiver einzuschätzen als die unter dem Vorzeichen der Moderne rubrizierte Systemvariante. Ob die „Möglichkeiten der Befreiung" in einer Situation gewachsen sind (S. 57), zu deren Merkmalen früher unvorstellbare Kontroll- und Vernichtungspotentiale gehören, ist eine andere und nicht im apodiktischen Stil zu erörternde Frage.

gedankt? „Uns ist wohl bewußt", müssen die zwei sich eingestehen, „daß wir [...] gegen den Strom unserer Freunde und Genossen in der Linken schwimmen."

Wahre Kämpfer resignieren nicht. Unbeirrbar fahren die beiden fort, den Verstockten unter ihren Weggefährten ins Gewissen zu reden: „Die politische Herausforderung, so unsere Behauptung, besteht nicht einfach darin, gegen diese Prozesse Widerstand zu leisten, sondern sie umzugestalten und in Richtung auf andere Ziele zu lenken." „Das Empire läßt sich nur dann wirksam bekämpfen, wenn man ihm auf gleicher Ebene begegnet und die Prozesse, die es charakterisieren, über deren augenblickliche Grenzen hinaustreibt. Wir müssen diese Herausforderung annehmen und lernen, global zu denken und zu handeln. Der Globalisierung muß mit Gegen-Globaliserung begegnet werden, dem Empire mit einem Gegen-Empire", und dieses „Gegen-Empire muß auch eine neue globale Vision sein, eine neue Art und Weise, in der Welt zu leben". „In dieser Hinsicht könnten wir uns von der Vision des Heiligen Augustinus inspirieren lassen". Ohne dessen „transzendentes Telos" käme dabei eine „Wanderschaft auf Erden" heraus, in deren unablässiger Bewegung – die „sowohl Mittel wie Zweck" ist, „oder genauer: Mittel ohne Zweck" – „sich Fremde zu einer Gemeinschaft vereinen und diese Welt zu ihrem Zuhause machen".[18]

Bevor wir diese Anregung zu erwägen beginnen, ziehen wir uns zwecks allgemeiner Besinnung in den tiefen Ernst eines virtuellen Klosters zurück. Unsere erste Fürbitte dort: Herr, laß den Strom, gegen den die beiden anschwimmen müssen, auch fürderhin kein Starkstrom sein.

## IV. Nachtgedanken. Protokoll einer Schlaflosigkeit

„Es ist Mitternacht in der Nacht der Gespenster", höchste Zeit also für eine Zwischenbilanz. Was haben die zwei uns nicht alles in Aussicht gestellt: eine „Analyse des Empire, seiner Gestalt und seiner Konstitutionsprozesse", eine Untersuchung, die den Versuch unternimmt, „die Problematik des Empire direkt anzugehen", sich also nicht mit dem Blick auf die deskriptive Ebene begnügt. Ihr Interesse, beteuern die beiden, sei „nicht nur eine phänomenologische Beschreibung der Situation", „sondern auch, die in dieser Situation sich bietenden Möglichkeiten zu erkennen". Mit ihrer Analyse beabsichtigen sie „letztlich, das Terrain zu identifizieren, auf dem Widerstand und Alternativen" zu entstehen vermögen. Durch „die Dekonstruktion der *historia rerum gestarum,* des Geisterreichs des globalisierten Kapitalismus", sollen sich „die Möglichkeiten einer anderen Organisationsform der Gesellschaft" enthüllen, und auch die weitere Frage wird ihre Beantwortung finden, wie „die Möglichkeit der Befreiung heute Wirklichkeit werden" kann.

18 H/N, S. 56 (Revolten); S. 65; 75 („ein gleichzeitig taktischer und strategischer Standpunkt, da beide nicht länger unterschiedlich sind"); S. 57 („gegen den Strom"). – S. 13; 218 f.; 226; 219. – Daß die Massen „in ihren besten Augenblicken" auf die Globalisierung abzielten, ist durch quellengebundene Forschung nicht zu belegen. Ihre einschlägige Kenntnis müssen die Autoren jener „Intuition" verdanken, mit der sie gelegentlich Zwiesprache halten (siehe S. 70).

Das klingt alles in allem durchaus verlockend, doch was ist bisher herausgekommen dabei? Also – einerseits kann der Leser den Autoren nicht dankbar genug sein dafür, daß sie ihm schonend erschließen, was er schon immer gerne gewußt hätte, hätte er nur gewußt, daß es dergleichen zu wissen überhaupt gibt. Oder ist Ihnen vielleicht geläufig gewesen, was sich inzwischen so alles tut „zwischen und innerhalb der Geschlechter"? Daß die Körper selbst sich verändern und „zu neuen, posthumanen Körpern" mutieren? Daß diese Veränderungen dringend geboten sind und „vielleicht weitaus radikaler" ausfallen müssen, als selbst die Cyberpunk-Autoren sich das auszumalen vermögen, weil nämlich „der Wille, dagegen zu sein", in Wahrheit eines Körpers bedarf, „der vollkommen unfähig ist, sich einer Befehlsgewalt zu unterwerfen, eines Körpers, der unfähig ist, sich an familiäres Leben anzupassen, an Fabrikdisziplin, an die Regulierungen des traditionellen Sexuallebens usw. (Sollten Sie bemerken, daß Ihr Körper sich diesen ‚normalen' Lebensweisen verweigert, so verzweifeln Sie nicht – verwirklichen Sie Ihre Gaben!)" Falls Sie diesem Ratschlag zu folgen gedenken, sollten Sie sich unbedingt in Erinnerung rufen, daß „es keine festen und zwingenden Grenzen zwischen Mensch und Tier, Mensch und Maschine, Mann und Frau usw. gibt"; daß wir uns, „wenn wir beispielsweise als Männer in Frauenkleidung auftreten", „in einer kreativen, unbestimmten Zone *au milieu*" bewegen. Jetzt endlich wissen Sie überdies, wonach es „die Menge" dringend verlangt, und Sie können deren Wunschtraum von „einer gemeinsamen Spezies" nachvollziehen: „In einer Art säkularem Pfingstfest vermischen sich die Körper". Der „pulsierende Beat eines neuen Zeitalters" – wem führe er da wohl nicht bis in das letzte der Glieder.

Auch was das Hauptthema anbetrifft, sehen wir jetzt ein ganzes Stück klarer. Das Empire, heißt es da etwa zu seiner Entstehungsgeschichte, bildet sich vor einem Horizont heraus, „in den unsere Körper und Köpfe eingebettet sind". „Imperiale Politik", erfahren wir weiter, „artikuliert das Sein in seiner globalen Ausdehnung – ein riesiger Ozean, nur von Wellen und der Strömung bewegt." Die „zentrale politische Auseinandersetzung" spielt sich im Empire „dort ab, wo es um die Definition maschinischer Virtualität, oder besser: um die verschiedenen Alternativen beim Übergang vom Virtuellen zum Realen geht". Von Erkenntnissen dieser Tiefendimension zehrt manch einer für sein ganzes weiteres Leben. Dies also einerseits. Andererseits gibt die Analyse doch in manchem zu denken. Imperien hat es seit der Antike gegeben, ihre Eigennamen sind der Forschung bekannt. Das Imperium unserer beiden hingegen, das sich in schmuckloser Bescheidenheit lediglich Empire nennt, erinnert an gewisse Etablissements, für die keiner mit seinem Namen einstehen möchte. So etwas durchgehen zu lassen mag in hybriden Kreisen vertretbar sein, in kommunistischen ist es ein ausgesprochener Fauxpas.[19]

Um dem Kern der Sache näherzukommen, braucht man nicht auf Lenin zu schwören und auch einem Karl Marx nicht hörig zu sein. Chalmers Johnson zum Beispiel ist nun wirklich kein Kommunist. Marx und Lenin, meint er, haben sich in ihren Aussagen über die Natur des Imperialismus schlechthin geirrt. „Es sind nicht die inneren Widersprüche des Kapitalismus, die zum Imperialismus führen, sondern es ist der Imperialismus, der einige der zentralen Widersprüchlichkeiten des Kapitalismus gebiert." Diese

19 H/N, S. 393; 330; 325; 324; 264; 330; 62; 65. – S. 227; 228; 227; 370; 401. – S. 362; 375.

seine Überzeugung, die ihn alles von systemimmanenten Reformen erhoffen läßt, hindert Johnson indessen keineswegs daran, sich vom Formenwandel des Imperialismus und von seiner Kaschierungsfinesse nicht täuschen zu lassen. Auch George Soros ist beileibe kein Kommunist. Als „erfolgreicher Fondsverwalter" und hochkarätiger Experte der Währungsspekulation ist er ein Mann von erprobtem Sachverstand.[20] Soros hat sich hinter Finanzkulissen umgetan, zu denen unsere beiden im Zweifelsfall nicht mal als Aushilfsschieber Zutritt erhielten. Von einem „Empire", wie Hardt und Negri es schildern, ist ihm in seinem dafür sensiblen Milieu offenbar nie etwas zu Ohren gekommen.

Bekannt ist ihm allerdings ein Phänomen mit einigen gleichartigen Zügen. Zusammengesetzt „aus vielen souveränen Staaten", „jeder mit einer eigenen Politik, aber zugleich im internationalen Wettbewerb um Handel und Kapital stehend", „fast unsichtbar", weil ohne formelle Struktur, ist „es kein wirkliches, greifbares Objekt" und spielt trotzdem in der heutigen Welt eine geradezu schicksalhaft entscheidende Rolle. „Dieses System begünstigt eindeutig das Finanzkapital". Für Soros liegt es deshalb nahe, von einem kapitalistischen Weltsystem zu reden, von einem „Imperium" mit ausgeprägt imperialistischen Tendenzen. „Bevor es sich nicht sämtliche Märkte und Rohstoffquellen einverleibt hat, kommt es nicht zur Ruhe." Seine Expansion vollzieht sich „allerdings nicht in einem geographisch-räumlichen Sinn. Vielmehr geht es um den ständig wachsenden Einfluß, den das System auf das Leben der Menschen ausübt." Den „gesamten Globus" umspannend, dringt es „zusehends in Bereiche ein, die früher als von der wirtschaftlichen Sphäre getrennt galten", das Imperium „gebietet über eine ganze Zivilisation".[21]

Nun ist der Problemkreis, der bei Soros im Mittelpunkt steht, allerdings um einige Grade anders gelagert. Als substantiell ökonomisches System kann dieses „Imperium" sich nicht auf einen souveränen Status berufen, für das „Empire" hingegen wird Souveränität ausdrücklich in Anspruch genommen. Irgendwo im politischen Raum, sollte man meinen, müßten ihre Insignien also aufspürbar sein. Sicher ist zumindest das eine: „Die Organisationen der Vereinten Nationen ebenso wie die großen multinationalen Finanz- und Handelsorganisationen (IWF, Weltbank, GATT etc.)" sind mit dem „Empire" bestimmt nicht gemeint. Ihr „mögliches Funktionieren im Symbolischen der imperialen Ordnung" ist das einzige, was sie in der Gegenwart noch legitimiert. „Außerhalb des neuen Bezugsrahmens sind" sie „nutzlos. Am ehesten ist es die Ausbildung des administrativen Personals der imperialen Maschine, wozu das Geflecht der alten Institutionen beiträgt, die ‚Zurichtung' einer neuen imperialen Elite."

Von Europa braucht man in diesem Kontext ohnehin nicht zu reden. Wer will denn „noch irgend etwas von der angekränkelten und parasitären herrschenden Klasse

20 Johnson, Imperium, S. 291. – George Soros, The Crisis of Global Capitalism. Open Society Endangered, New York 1998; hier zitiert nach der deutschen Taschenbuchausgabe: Die Krise des globalen Kapitalismus. Offene Gesellschaft in Gefahr [künftig zitiert: Die Krise], Frankfurt am Main 2000; a.a.O., S. 7, Soros über Soros: „Als erfolgreicher Fondsverwalter, später auch als Philanthrop bekannt geworden"; Johnson über ihn: „einer der reichsten Finanzmagnaten und Chef eines großen Hedgefonds mit Sitz auf den Niederländischen Antillen" (Imperium, S. 267).

21 Soros, Die Krise, S. 148, 141, 140, 139; die folgenden Zitate verstreut auf den Seiten 141 und 142. – Das Buch von Soros wird bei Hardt/Negri nicht erwähnt. Gewisse Ähnlichkeiten sind also wohl nur zufälliger Art.

Europas wissen", wer „will noch etwas wissen von diesen Ideologien und bürokratischen Apparaten, von denen die verrottende europäische Elite so gut lebte? Und wer erträgt noch diese Systeme der Arbeitsorganisation und diese Unternehmen, die längst jede Lebendigkeit verloren haben?" Unsere beiden Autoren sicherlich nicht. Europa ist bei ihnen abgebucht. Was aber bleibt dann noch? Wenn es nur um die günstigsten materiellen Voraussetzungen ginge, wären als einzig verbliebene Supermacht die Vereinigten Staaten ohne Frage die erste Wahl. Oder verfügen die USA etwa nicht über die drei entscheidenden Instrumente der imperialen Machtpyramide? Die gesamte „Palette thermonuklearer Waffen, über die die Spitze des Empire verfügt", ist ja doch in ihrem Besitz. Und das „Geld", dieses „zweite globale Instrument unumschränkter Kontrolle", von dem die Rede geht, daß es im Empire „das letzte Wort" hat, ist es nicht auch in geballter Konzentration auf dem Territorium der Vereinigten Staaten zu finden? Der „Äther" schließlich, Chiffre für die heutigen Kommunikationssysteme, dieses „dritte und letzte Instrument imperialer Kontrolle", artikuliert er sich nicht in immer noch steigendem Maße als unüberhörbare Stimme Amerikas? „Washington (die Bombe), New York (das Geld), Los Angeles (der Äther)" – der Anschein, „als ob die USA das neue Rom wären oder eine Zusammenballung neuer Roms", hat gewichtige Gründe und ist dennoch, wie unsere zwei beteuern, von Grund auf verkehrt: „Möglicherweise kann man dem Gewaltmonopol und der Geldregulation in mancher Hinsicht Territorien zuschreiben, bei der Kommunikation geht das nicht. Die Kommunikation ist das zentrale Moment, auf dem die Produktionsverhältnisse gründen, sie dirigiert die kapitalistische Entwicklung und transformiert selbst die Produktivkräfte." Nicht einmal „das kommende Empire" wird ein amerikanisches sein, „und die USA bilden nicht dessen Mittelpunkt". Das „politische Subjekt", „die souveräne Macht, welche die Welt regiert", läßt sich einfach nicht identifizieren.

Vielleicht liegt es ja in der Natur der Sache, daß die neue Herrschaft des Empire „nur schemenhaft zu erkennen" ist. Das „gesamte den gegenwärtigen Zustand bestimmende Mischmasch aus Politischem, Gesellschaftlichem und Ökonomischem" erlaubt möglicherweise keine scharfe Kontur. Vielleicht sind aber auch nur wir überfordert, müde Ausläufer einer unrühmlichen Moderne „vor diesem absoluten Horizont, in den wir eingetaucht sind". Oder sind wir lediglich vor lauter Wißbegierde in zu großer Eile gewesen und haben dadurch wichtige Fingerzeige übersehen? Waren wir abgelenkt durch die immer neuen „Mutationen, Vermischungen und Hybridbildungen", durch die „Konfigurationen von Geschlecht und Sexualität", oder – entsetzlicher Gedanke – sollten die zwei ihr arglistiges Spiel mit uns treiben, ausgesandt von der imperialen Macht, „einen Rauchschleier über die Welt" zu breiten, um Verwirrung zu stiften? Legen sie sich deshalb gegen den Vorwurf ins Zeug, daß „die postmodernen und/oder postkolonialistischen Theoretiker [...] in gewisser Weise die Lakaien des globalen Kapitals und des Weltmarkts" sind? Fragen über Fragen. Um ehrlich zu sein – doch lassen wir das besser, einstweilen. Die Nacht ist lang, das letzte Wort nicht gesprochen. Suchen wir Zuflucht in erquickendem Schlaf.[22]

22 H/N, S. 45 f. – S. 383; 353–355; 390 f.; 9. – S. 393 und 394; 227; 396; 151.

*PS: Notat über ein Traumgeschehen.*[23] Studiobühne, Probeaufführung des Parabeldramas „Maulwurf und Schlange". Mit Originaltexten von Negri und Hardt. Im Vordergrund ein Flachbau. Über dem Eingang in Großbuchstaben: *Körperwelt.* Rechts der schiefe Turm von Pisa, gleich daneben ein schwarzes Loch. Linker Hand Karl Marx als stumme Figur. Ebenso stummes Vorspiel: Von linksaußen betreten Maulwurf und Schlange die Bühne, beide gewandet in Damenoberbekleidung. Der Maulwurf wirkt gramgebeugt. Ihm wurde soeben eröffnet, daß er als Sinnbild des revolutionären Wühlers „gestorben" sei. Seine Planstelle hält jetzt die geschmeidige Schlange besetzt. Da er sich der Tränen über sein Ableben schämt, zeigt er sich dem Publikum nur *a tergo.* Teilnahmsvoll geleitet die Schlange den bitter Schluchzenden in das Gebäude.

Erster und zugleich letzter Akt: Anfangs lastendes Schweigen. Dann das anheimelnde Geräusch einer Kettensäge. Plötzlich Freudengeschrei. Beide Handlungsträger winden sich ins Freie – der Maulwurf ist erfolgreich zur Zweitschlange umfunktioniert. Die Erstschlange ergeht sich in einem längeren Monolog über die Losung *„Big Government is over!"*, diesen *„Schlachtruf der Konservativen und Neoliberalen"*. Sie bezichtigt *„die Propagandisten der Globalisierung des Kapitals"*, *„nicht nur Heuchler, sondern undankbare Heuchler"* zu sein. Als das Loch ein vernehmliches Gähnen überkommt, geraten die zwei in Emphase: *„Heute, da die radikalsten konservativen Gegner des allgegenwärtigen Staats unter der Last der Paradoxie ihrer eigenen Position zusammengebrochen sind, wollen wir ihr Banner aufnehmen, wo sie es in den Staub haben fallen lassen. Nun ist es an uns zu rufen: ‚Weg mit dem allgegenwärtigen Staat!' Warum sollte die Parole exklusives Eigentum der Konservativen sein?"* Weil *„der allgegenwärtige Staat auch als Instrument der Umverteilung sozialen Reichtums"* gedient hat und *„auch eine Rolle im Ringen um Gleichheit und Demokratie spielte"? „Diese Zeiten sind heute jedoch vorbei. In der Postmoderne des Empire ist der allgegenwärtige Staat nur noch despotisches Mittel der Herrschaft und der totalitären Produktion von Subjektivität."*

Nach weiteren Entäußerungen dieser Art und nach der Berufung auf Karl Marx legen die zwei ein flammendes Bekenntnis ab: *„Nein, wir sind keine Anarchisten, sondern Kommunisten, die gesehen haben, wie viel Repression und Zerstörung von Humanität von liberalen und sozialistischen allgegenwärtigen Staaten ausging."* Die stumme Figur verhüllt ihr Haupt, der schiefe Turm lacht sich noch schiefer, das Loch atmet tief durch, worauf die beiden Reptilien in seinem Abgrund verschwinden. Ein unsichtbarer Sprechchor intoniert den Schlußappell des Kommunistischen Manifests in deutscher Übersetzung: „Proletarier der Welt, vereinigt Euch!"

23 Einige Hinweise zur Deutung: Vgl. das Unterkapitel „Maulwurf und Schlange" bei H/N, S. 66–72, insbesondere S. 70 f.; „schwarze Löcher" werden S. 396 erwähnt; der „schiefe Turm" war nicht zu ermitteln, bedarf also weiterer Deutungsarbeit; „stumme Figur": hier könnte es sich um eine Anspielung auf das Schreiben handeln, das Karl Marx am 4. November 1864 an Friedrich Engels gerichtet hat (MEW 31, S. 13); zum Monolog vgl. H/N, S. 356–358. – Der Schlußappell S. 63; in der Originalausgabe (S. 49) nicht weniger falsch, dort aber wenigstens ohne Anführungsstriche. In der geänderten Fassung verträgt sich der Appell besser mit der unmittelbar anschließenden Behauptung: „Nicht auf der Basis nationaler Identitäten, sondern direkt aufgrund gemeinsamer Bedürfnisse und Wünsche, ohne Rücksicht auf Grenzen und Schranken."

**V. Methode hat's, nehmt alles nur in allem**

Es gibt Träume, die kannst du vergessen, andere laden zum Nachdenken ein. Die zerebrale Regie geht nun mal seltsame Wege. Was zum Beispiel Charlie, mein Unterbewußtsein, geritten hat, als er das Rüpelspiel über unser Zweigespann inszenierte, wissen außer ihm selbst allenfalls noch die Götter. – *Dreimal darfst du raten,* meldet sich an dieser Stelle ein vorwitziger Charlie zu Wort. *Hat zehn Buchstaben, fängt an mit A und endet mit K. – Du meinst doch nicht etwa –,* höre ich mich nach angemessener Denkpause sagen, bevor ich sprachlos verstumme. – *Genau das,* läßt Charlie mich wissen, *A wie Apologetik. Damit gedenken sie uns für dumm zu verkaufen. – Das darf doch nicht wahr sein,* täusche ich Ungläubigkeit vor. *Ganz schön versponnen sind sie ja, unsere beiden, Konfusionisten in Reinkultur, sonst aber doch das edelste Menschentum. Also nein, Charlie,* erhebe ich nun lauthals Einspruch und rumse ihm wie zum Beleg meinen Zettelkasten unter die Nase. – *Geschenkt, deine Zitate,* wehrt er ab, *kenne ich alles, du aber hast offenbar noch nie von der indirekten Methode gehört. – Habe ich doch,* spiele ich den Erzürnten und strecke ihm bibelgriffig den zerfleddertsten meiner Lukács-Bände entgegen. – *Sieh einer an,* meint er ungerührt, *„Die Zerstörung der Vernunft". Stell dir vor, das haben die zwei sich auch zu Gemüte geführt, tun aber so, als brauchten sie sich davon nicht angesprochen zu fühlen.*[24] *Was sagst du denn dazu, Genosse Menschenfreund? – Auch Jacken,* sage ich verdrossen, *die sich einer partout nicht anziehen will, können passende Jacken sein. – Kluges Kerlchen,* kichert Charlie. *Du scheinst dich zu machen, drum werde ich dir mal eine Geschichte aus dem Leben erzählen.*

*Es gab da vor Zeiten ein großmächtiges Reich, der Kürze halber will ich es Empire nennen. Seine Verfassung war unter den Konstitutionen das reinste Juwel, ja was sage ich denn, sie* „wirkte in der Tradition moderner Souveränität wie eine seltene Blume". *Im Laufe seines Bestehens hatte sich dieses Imperium weithin anerkannte Verdienste erworben, doch wie es im Leben so zugeht: Erfolge steigen zu Kopf und der Appetit kommt beim Essen, kurzum, in der Staatengemeinschaft begann sich Unmut über dieses Empire zu regen, das seinen Ehrgeiz dareinsetzte,* „im aktuellen historischen Kontext seine Stärke und seine Legitimität zu demonstrieren, Gewalt auszuüben, um die Probleme der Welt in letzter Instanz zu lösen". *Selbst alte Freunde waren es zunehmend leid, von ihm politisch gegängelt, finanziell ausgenommen und kulturell über denselben Leisten geschlagen zu werden. Als dann die Ozonschicht über der Weltwirtschaft dünner wurde, braute sich um das Imperium einiges zusammen. Die an seiner Spitze das Sagen hatten, focht das nicht an. Die Waffenarsenale waren bestens bestückt, die Meinungsfabriken in zuverlässiger Hand, die Wach- und Schließgesellschaften leistungsstark, was konnte denen da oben schon verfrieren. Einige, die weiterblickten als das „imperiale Kommando", von dem die Regierung ihre Sprüche diktiert bekam, gaben sich mit dieser Einschätzung nicht zufrieden. Sie hielten Ausschau nach einer Art Reserveideologie für stürmische Tage, die aber war auf weiter*

24 Georg Lukács, Die Zerstörung der Vernunft, Berlin (Ost) 1954. – Im Index der vom Rezensenten benutzten Harvard-Ausgabe des „Empire" ist Lukács überhaupt nicht aufgeführt (S. 475); das Personenregister der deutschen Ausgabe verweist auf S. 103 (richtig: 104) und auf S. 375, nicht aber auf S. 385. Über die Unvereinbarkeit der von Hardt/Negri praktizierten Methodik mit den Gedankengängen von Lukács erfährt der Leser in den beiläufigen Erwähnungen kein Wort.

*Geistesflur nicht zu erblicken. So viel also zur Ausgangslage, mein Junge, und nun bist du an der Reihe.*[25]

Nun, ich habe von den beiden manches gelernt, verstehe auch ein bißchen vom Multiplikatoreffekt, deshalb muß ich jetzt keine Bedenkzeit erbitten. *Zuerst,* sage ich, *legen wir die Zielgruppe fest. Dabei berücksichtigen wir,* „daß postmoderne und postkoloniale Diskurse nur an spezifischen geographischen Schauplätzen und bei einer bestimmten Klasse der Bevölkerung auf Resonanz" *gestoßen sind. Das entspricht der Erfahrung, wonach im Laufe der Geschichte* „zahlreiche genuin progressive und befreiende Diskurse aus elitären Gruppen heraus entstanden". *Primär wenden wir uns an einen* „elitären Teil der US-amerikanischen Intelligenz", *fassen aber auch* „Europa, Japan und Lateinamerika" *ins Auge. Ferner ziehen wir unsere Schlüsse daraus, daß die postkoloniale Theorie ihre Entstehung in erster Linie Kosmopoliten verdankt,* „die ständig zwischen den Metropolen und den großen Universitäten Europas und der USA unterwegs sind". – *Einverstanden,* sagt Charlie, *behalte aber auch die Seilschaften der Ex-und-hopp-Marxisten aus den Sechzigern im Auge. – Wird gemacht, Charlie,* sage ich und wende mich dem Thema der vertrauensbildenden Maßnahmen zu.

*Wenn sogar im reichen Amerika Postgraduierte der ersten Liga nach einem akademischen Job erfolglos Schlange stehen,*[26] *scheint mir ein populistischer Einstieg die richtige Nummer zu sein. Ich mache mich also stark für die propagandistische politische Forderung „nach einem garantierten Einkommen für alle",* „das jedem als Mitglied der Gesellschaft zusteht" *und mit dem* „Recht auf eine Weltbürgerschaft" *korrespondiert: im gesamten Bereich des Weltmarkts* „gleiches staatsbürgerliches Recht für alle". – Charlie wirkt unschlüssig. Wahrscheinlich stellt er sich das Gedränge entlang den „Migrationslinien von biblischen Ausmaßen" vor. Schließlich sagt er: *Im Prinzip genehmigt, doch die Reihenfolge müssen wir ändern. Zunächst hat deine wissenschaftliche Gediegenheit außer Frage zu stehen. – Wie du meinst,* sage ich willig, *dann breite ich eben zuerst den Purpurmantel meiner Gelehrsamkeit aus, zeige mich um ein gepflegtes kommunikatives Transmittere bemüht, mache ausgiebig vom* „Recht" *Gebrauch,* „sich Sprachen zu schaffen", *profiliere mich als glänzender Latinist, spüre der* „verborgenen Etymologie" *des Begriffs „posse" nach, rede lässig über die „res gestae" daher und schnurre herunter, welche illustren Referenzpartner von der Antike bis zur Gegenwart zu meinem vertrauten Umgang gehören. Als Vorbild, lasse ich durchblicken, gilt mir natürlich Karl Marx. – Verstehe,* sagt Charlie, *Dialektik, Basis, Überbau. – Seit der biopolitische Körper am Anschaffen ist, ist mit solchem Vokabular wenig zu wollen,* belehre ich ihn. „Die Postmodernisierung und der

25 H/N, S. 172; 53 f.; über das „imperiale Kommando", das an den militärisch-industriellen Komplex erinnert, vgl. S. 351–356; 49 f.: „Die Feinde, denen das Empire heute gegenübersteht, sind vielleicht eher eine ideologische Bedrohung als eine militärische Herausforderung". – Einen beredten literarischen Eindruck vom wachsenden Unmut über das real existierende Empire vermittelt neuerdings Emmanuel Todd, Après l'empire. Essai sur la décomposition du système américain, Paris 2002; deutsche Ausgabe: Weltmacht USA. Ein Nachruf, München und Zürich 2003.

26 H/N, S. 167. – Ein drastisches Beispiel für die verschlechterten Berufsaussichten selbst erstklassiger Absolventen amerikanischer Spitzenuniversitäten bei William Wolman und Anne Colamosca, Der Verrat an der Arbeit. Ist der Kapitalismus noch vor sich selbst zu retten?, Bern, München und Wien 1998, S. 193; vgl. die Originalfassung: The Judas Economy. The Triumph of Capital and the Betrayal of Work, Reading, Mass. etc. 1997, S. 134.

Übergang zum Empire führen" *nämlich* „zu einer wirklichen Konvergenz der Bereiche, die man üblicherweise als Basis und Überbau zu bezeichnen pflegte." *Und was die Dialektik anbetrifft,* „diese verfluchte", *bleibe mir mit der bloß vom Leibe. Vergiß nicht, daß die Marxsche theoretische Methode restlos überholt ist, weil sie* „ganz in der Tradition der modernen Modernekritik steht und deshalb auf der Dialektik zwischen Innen und Außen beruht". – *Auweia,* stellt sich Charlie betroffen, *das habe ich bei Marx wohl total verpaßt. – Kann schon sein,* sage ich achselzuckend und wende mich unserem zentralen Thema zu.[27]

*Unsere Hauptaufgabe ist einerseits darin zu sehen, daß wir alles, was böser Wille oder purer Unverstand dem Empire deiner Erzählung anhängen will, einem Phantom in die Schuhe schieben, das wir ebenfalls Empire nennen. Damit der faule Zauber nicht sofort auffliegt, machen wir um die aktuellen Streitfragen einen haushohen Bogen und wählen zum Ausgangspunkt die* „Perspektive des Rechts". *Das erlaubt es uns,* „einen flüchtigen Blick auf Momente einer idealen Entstehungsgeschichte des Empire zu werfen", *was sich deshalb empfiehlt, weil es aus dieser Perspektive* „schwierig, wenn nicht unmöglich" *ist,* „zu verstehen, wie das imperiale Werk tatsächlich in Gang gesetzt wird". *Weil uns das Terrain aber noch immer nicht unübersichtlich genug ist, rühren wir für die Gestaltung unseres Phantoms eine Modelliermasse an, in der sich Wirklichkeit und Möglichkeit, bloße Tendenz und Virtualität so gut wie untrennbar vermischen. Mit der Chimäre, die daraus entsteht, ist dein Imperium schon mal ganz schön aus dem Schneider.*[28]

*Und nun, Charlie, kommen wir endlich zu den ökonomischen Fragen. Hierzu schlage ich ein Symposion mit transnationaler Besetzung vor. Um die* „Produktionsmittel und Produktivkräfte der gesellschaftlichen Wirklichkeit" *von heute den Teilnehmern unmittelbar vor Augen zu führen, lassen wir sie hinabsteigen* „in die verborgenen Stätten der Produktion" *und geleiten sie zu den* „Gestalten", *die dort am Werke sind. In* „einer Art dialektischem Ballett" *wird den Gästen zunächst das* „Prinzip der konstituierenden Produktion" *erklärt. Dem folgt ein Rundgang, auf dem wir zunächst die* „immateriellen Verbindungsstellen der Produktion von Sprache, Kommunikation und des Symbolischen" *besuchen, worauf es zur* „ontologischen Maschinerie von Produktion und Reproduktion" *weitergeht. Die immense Breite der Produktionsprozesse können Interessenten in einer Sondervorführung erleben. Sie dürfen dabeisein, wenn die* „biopolitische Fabrikation" *Ordnung produziert und die Disziplin eine Nähe. Neben der Produktion von Wahrheit, zwischenmenschlichen Beziehungen und Produzenten sollte auch zur Darstellung gelangen, wie „das nackte Leben in den Rang einer Produktivkraft erhoben wird". Mit dem Nachweis, daß*

27 H/N, S. 409 und 410; 403–407; 416; 405; 416; 414; 60: „die *res gestae,* also die Macht der Menge, Geschichte zu machen" (im Leistungsbericht des Kaisers Augustus nimmt sich das allerdings anders aus); S. 421, Anm. 4: „Zwei interdisziplinäre Texte standen uns [...] als Modell vor Augen: *Das Kapital* von Marx (1867) und *Tausend Plateaus* von Gilles Deleuze und Félix Guattari (1992)."; S. 391; 384; 220.

28 H/N, S. 37. – Siehe z. B. S. 367: „Die Schlüssel der Möglichkeit, oder genauer: die Seinsmodalitäten, welche das Virtuelle Wirklichkeit werden lassen [...]." S. 365: „Der Übergang vom Virtuellen durch das Mögliche zum Realen ist der grundlegende Schöpfungsakt." Ebd.: „Unter virtuell verstehen wir das Set von Handlungsmöglichkeiten (Sein, Lieben, Verändern, Schaffen), das in der Menge vorhanden ist." S. 55: „Im Empire, im Regime der Biomacht, fallen ökonomische Produktion und politische Konstitution tendenziell zusammen." S. 63: „Doch das Proletariat ist heute nicht mehr bloß international, sondern (zumindest der Tendenz nach) global."

„die neuen Formen der Arbeitskraft vor der Aufgabe" *stehen,* „aufs neue das Menschliche (oder genauer das Posthumane) zu produzieren", *leiten wir zum Höhepunkt der Betriebsbesichtigung über: dem Feuerwerk einer Explosion* „unzähliger verschiedener produktiver Systeme". *Das Medienecho der Tagung ist im Preis inbegriffen.*[29]

*Mittel bewilligt,* knurrt Charlie und schickt sich an zu verschwinden. Ich kann ihn gerade noch bremsen. *Hör zu, Charlie,* sage ich, *bisher haben wir doch gerade mal defensiv operiert, jetzt heißt es: Sprung auf, marsch, marsch und mit Volldampf rein in die Offensive! Getreu der Hauptmaxime postmoderner Strategie, den Gegner nicht etwa an seiner schwächsten, sondern an seiner stärksten Stelle zu packen, schicken wir die erste Angriffswelle gegen* „die Mauern von Nation, Ethnizität, Rasse, Volk und ähnlichem" *vor. Der Nationalstaat wird delegitimiert, und das schon von der Wurzel her. Den* „Kampf gegen die Sklaverei, einer Nation, einer Identität, einem Volk anzugehören", *erklären wir für* „vollkommen positiv". *Da wir die* „Identität und Homogenität des Volkes" *als* „Zwangsjacke" *betrachten, arrangieren und organisieren wir* „hybride Identitäten". *Die* „Volksidentität" *wird dabei* „ersetzt durch die Mobilität, Flexibilität und beständige Differenzierung der Menge", *der wir die Macht zugestehen,* „die globale Zirkulation und Vermischung von Individuen und ganzen Bevölkerungen zu bestimmen". *Das, Charlie, sind so einige unserer Antworten auf den* „heutigen Widerstand von Nationen gegen die Globalisierungsprozesse".[30]

Charlie nickt sein Einverständnis, sieht mir aber schon wieder danach aus, als ob er sich davonstehlen möchte. *Charlie,* flehe ich ihn zum Bleiben an, *der Durchbruch ist erzielt, die Mutter der Schlachten aber noch längst nicht geschlagen, wir müssen die Offensive vertiefen. Um den Gegner kopflos zu machen, setzen wir jetzt die Sondertruppe der Begriffsgaukler ein.* „Der gesamte Begriffshorizont" *wird durch sie* „neu definiert". *Mit ihren ungewöhnlichen Topologien, ihren geographischen* „Mythologien, welche die neuen Pfade des Schicksals markieren", *haben unsere beiden Freunde ja schon für einen vielversprechenden Anfang gesorgt.* „Zeit" *läßt sich bestimmen* „als das Unmeßbare oder Unermeßliche der Bewegung zwischen einem Davor und einem Danach". *Weil jede Institution* „ihre eigene Subjektivierungslogik" *besitzt, machen dem Gegner neben der* „manichäischen Logik des Ausschlusses" *und der Logik* „des Knasts" *auch etliche ganz neue andere* „Logiken" *zu schaffen. Nachdem sich die Dialektik,* „also die Lehre von der Beschränkung und ihrer Organisierung, in Luft" *aufgelöst hat, dürfen sie immerhin hoffen,* „daß es eine wahre Dialektik gibt, welche die Geschichte über die Negativität voranbringen wird".

Während ich rede und rede, haben sich Charlies Augen geschlossen, er verzieht keine Miene. *Schade,* sage ich leise. *Ich hätte dir noch so viel zu erzählen gehabt. Geschichten, die dir nie zu Ohren gekommen sind: von einem Karl Marx zum Beispiel, der mit Sicherheit über Karl Marx hinausgeht; über „ein Innen, das nach einem Außen sucht", von dem es*

29 H/N, S. 37; 217; 177; 47; 55; 47; 263; 168 f; 222; 47; 374; 229; 263.

30 A. a. O., S. 71 f.: „In der Konstitution des Empire gibt es kein ‚Außen' der Macht und daher auch keine schwachen Glieder mehr [...]. Um Bedeutung zu erlangen, muß jede Auseinandersetzung das Herz des Empire treffen, seine Stärke angreifen." (Vgl. hierzu S. 426, Anm. 45); S. 370; S. 126: „Der Begriff der Nation und die Praktiken des Nationalismus befinden sich von Anfang an auf einem Weg, der [...] zur totalitären Übercodierung des gesellschaftlichen Lebens" führt. S. 369; 120; 11; 352; 371; 123.

„nicht mehr zu unterscheiden" *ist; über die* „ontologische Ersetzung des Subjekts" *und jene* „Gestalten, die unsere Zukunft beseelen werden", *auch über* „eine materielle Religion der Sinne" – – –.[31] In der Ungewißheit darüber, ob Charlie sich nun bloß im Halbschlaf befindet oder bereits im Koma liegt, stimme ich leise ein altes deutsches Kinderlied an: *Schlaf ein, schlaf ein, Europapa. / Wir setzen auf Amerika. / Schlaf ein.* Kaum bin ich verstummt, öffnet Charlie zwei hellwache Augen, mustert mich lange und sagt dann: *Deine Eltern können stolz auf dich sein.* – Mühsam nur verberge ich mein Erröten. *Charlie,* druckse ich dann, *mir sind inzwischen einige Bedenken gekommen. Ich fürchte, das mit dem „Gegen-Empire" meinen die zwei tatsächlich ernst.* – Er sitzt wie erstarrt, nicht nur seine Kinnlade wirkt distanziert. Dann steht er auf und geht ab durch die Mitte. An der Tür verhält er, dreht sich um und sieht mich durchdringend an. Schließlich sagt er: *Geh in dein Kämmerlein und weine bitterlich.*

## VI. Vom „posse" zur Posse oder Die „Menge" wird's schon richten

Der „Vorhang hebt sich" erneut. Diesmal aber erweist er sich als zum Anfassen real. Doch was heißt hier real, was ist Fakt, was Fiktion, wer kennt sich da noch aus nach dieser Lektüre. Das Publikum zumindest wirkt alles andere als surreal: durch die Bank „homo tantum", Menschen wie du und ich. Eines ferneren Tages erst wird hier „homo-homo" die Szene beleben, Menschheit vom Feinsten sozusagen, *„Menschheit im Quadrat".* Auf dem Spielplan steht keine Burleske, ein ontologisches Drama ist angesagt, ontologisch insofern, als in den Prozessen der Entwicklung des Empire und seiner Überwindung „das Sein produziert und reproduziert wird". Das kann ja heiter werden. Sonorer Gongschlag, erster Akt. Kleiner Hörsaal; Mitwirkende: Privatdozent, ein vereinsamtes Spätsemester. „Der Ausdruck", um den es in der Vorlesung geht und den die beiden Autoren „hier in bezug auf die Menge in ihrer politischen Autonomie und ihrer Produktionstätigkeit verwenden", ist das uns schon bekannte „lateinische Verb *posse* – Macht als Tätigkeit". „*Posse* ist die Maschine, welche Wissen und Sein in einem expansiven, konstitutiven Prozeß unauflöslich miteinander verbindet." „*Posse* bezieht sich auf die Macht der Menge und ihr Telos, es verkörpert die Macht des Wissens und des Seins, die stets offen gegenüber dem Möglichen ist." „Heute haben Rap-Bands in den USA den Begriff ‚posse' als Substantiv wiederentdeckt", ganz so, „als habe ein seltsames Schicksal den Renaissancebegriff erneuert und – darin liegt durchaus eine Spur Verrücktheit – dafür gesorgt, daß seine hochpolitische Tradition wieder zum Tragen kommt".

Das alles ist gut so und schön, das mit der Verrücktheit sogar noch ein ganzes Stück schöner, nur wäre uns mit einer anderen Lektion jetzt weitaus besser gedient: Statt über die Kraft, „welche musikalisch und buchstäblich" eine Rap-„Gruppe definiert", würden wir allzugern etwas Substantielleres über die Menge erfahren. Diesem Wunsch wird von

31 A.a.O., S. 394; 404; 408; ebd: „Die Transzendenz von Temporalität wird am entschiedensten durch die Tatsache zerstört, daß es nun unmöglich ist, Zeit zu messen, weder durch Konvention noch durch Berechnung." S. 208; 137; 209; 368; 159; 248; 142. – S. 436, Anm. 1; 197; 208; 391; 217; 403.

der Hausdramaturgie umgehend entsprochen. Zweiter Akt, Klassenzimmer. An der Tafel in Versalien: Mengenlehre; Mitwirkende: ein Lehrkörper, ein Schulknabe. Der Pädagoge: *Bereits auf Seite 13 unseres Lehrbuchs hatten wir das Vergnügen, die* „Menge, die das Empire trägt", *wenigstens flüchtig kennenzulernen. Seither sind wir ihr häufig begegnet, sind inzwischen beim Schlußkapitel angelangt, höchste Zeit also, unseren Blick genauer auf sie zu richten. Was verstehen wir unter Menge, mein Junge?* – Knabe: „Die Menge ist eine Vielfalt, ein Feld von Singularitäten, ein offenes Beziehungsgeflecht, das nicht homogen oder mit sich selbst identisch ist, sondern ein indistinktes, einschließendes Verhältnis zu denen, die außerhalb stehen, besitzt." – *Sehr gut, mein Junge. Sage mir nun, was ist die Grundlage der Menge. – Die Grundlage der Menge ist der Arme. „Der Arme ist mittellos, ausgeschlossen, er wird unterdrückt und ausgebeutet". – Recht so, mein Junge. Was nun hat die Menge mit der Masse gemeinsam? – Unterdrückt und ausgebeutet werden auch* „die in Armut an der Grenze der Machtlosigkeit" *lebenden Massen. – Warum verwenden wir dann vorzugsweise den Ausdruck Menge statt Masse? – Unsere Lehrer mögen das lieber. – Kehren wir noch einmal zurück zu den Armen. Was haben die den Proletariern angetan? – „Der Arme, jeder einzelne Arme, die Menge armer Menschen"* – stockend nur rückt der Knabe mit der entsetzlichen Wahrheit heraus: Die Menge der Armen hat die Menge der Proletarier ohne Ausnahme einer kannibalischen Endnutzung zugeführt und sie restlos verdaut. Sozialarchäologen, die ein öffentliches Interesse nachweisen können, erhalten Auskünfte hierzu vermutlich von den für die Rieselfelder zuständigen Behörden.[32]

Während der Theaterpause gerate ich mit meinem Sitznachbarn ins Gespräch. So richtig schlau geworden, gesteht er mir ein, sei er nicht aus all dem, was da über die Menge gesagt worden ist. Andererseits zeigt er sich geneigt, den Autoren mancherlei zugute zu halten. Träfe es zu, daß die Menge „immer wieder neu definiert" werde, könne man sich die Strapazen einer hieb- und stichfesten Begriffsbestimmung aus arbeitsökonomischen Gründen doch wirklich ersparen. Auch so sei das Leistungspensum der beiden ja nachgerade phänomenal. Was hätten sie nicht alles herausgefunden über die „*Multitude,* die vielgestaltige Menge produktiver, kreativer Subjektivitäten". Ohne ihr tiefschürfendes Wirken wären wir ja nicht einmal darüber im Bilde, daß diese Menge tatsächlich existiert. – *Wie das denn?* bekunde ich mein Erstaunen. – Weil man, erläutert er mir, vom Standpunkt der Konstitution des Empire ausgehen müsse, um ihrer ansichtig zu werden. – *Dann hängt es wohl auch vom Standpunkt ab,* glaube ich folgern zu dürfen, *ob jemand erkennt, daß die Teleologie der Menge theurgisch ist und ihre Tätigkeit sich* „jenseits des Maßes" *vollzieht? – Im allgemeinen schon, nicht aber bei unseren beiden. Die wissen ohnehin alles über die Menge, weil die Menge ja schließlich ihre ureigene Erfindung ist. – So also sehen Sie das?* bemerke ich skeptisch. – *Das sehe nicht ich so, das verraten uns die Autoren doch selber. Sie sprechen ganz offen von der Menge, die sie* „im Rahmen des Begehrens konstruieren". – *Ein starkes Stück,* muß ich zugeben. – *Und ein*

32 A. a. O., S. 61; 216; wieder S. 61; 414 f. – S. 13; vgl. S. 400–420: „Die Menge gegen das Empire." S. 116; 169; 57; S. 383: „die neue, lebendige Kraft der Massen oder, wie wir lieber sagen würden, für das Begehren der Menge"; S. 171: *„[...] die Menge armer Menschen haben die Menge der Proletarier aufgefressen und verdaut. Allein durch diese Tatsache sind die Armen produktiv geworden."*

*ausgesprochen praktisches noch dazu. Da ist es natürlich das reinste Kinderspiel für unsere zwei, „das Leben der Menge am besten zum Ausdruck" zu bringen. Papiergeburten können sich gegen Projektionen nicht wehren. – Ein Gegen-Empire,* wende ich ein, *läßt sich mit bloßen Konstrukten aber auch nicht errichten. – Warten wir's ab,* sagt er und schenkt mir ein Lächeln voller Abgründigkeit.

Gongschlag zum dritten Akt. Irgendein Platz der Republik. Tiefe Dunkelheit. Zuschauer, die über ein Nachtsichtgerät verfügen, erkennen das Spruchband: „Geschichte zu machen heißt somit, die Menge zum Leben zu erwecken." Erste Stimme, weithin hallend: „Das Gemeinsame ist die Fleischwerdung, die Produktion und die Befreiung der Menge." Zweite Stimme, ebenso: *„Gerade in dem Augenblick, da das Proletariat von der Weltbühne abzutreten scheint, nimmt Arbeit die allgemein verbindliche Gestalt des Proletariats an."* Bei anhaltender Dunkelheit und anschwellendem Bocksgesang geht sodann die Ausweitung des Begriffs „Proletariat" über die Bühne. Kapelle Tusch, gleißende Helligkeit, die Geschichte ist abgemacht: Anstelle des nun doch nicht von den Armen, sondern „vom Feuer verzehrten internationalistischen proletarischen Subjekts" präsentiert „sich eine neue *Menge* als positiver oder alternativer Akteur in der Globalisierung", ein *„neues Proletariat",* in dem die Vertreter der kommunikativen, kooperativen und affektiven Arbeit Anspruch auf die führende Rolle erheben.[33]

Die „Organisation der Menge als politisches Subjekt" hat „als *posse* die Weltbühne" betreten, endlich hebt auf der Schaubühne die Posse an. Erwartungsvoll sind aller Augen auf unsere beiden Experten gerichtet. Die haben den Mund bisher reichlich voll genommen. „Heute republikanisch zu sein", haben sie getönt, heißt „zuallererst, innerhalb des Empire zu kämpfen und auf seinem hybriden, modulierenden Terrain einen Gegenentwurf zum Empire zu entwickeln". Jetzt sollten sie endlich herausrücken damit, doch woher nehmen und nicht stehlen. Nicht etwa, daß sie über das, was da kommen soll, keinerlei Vorstellungen hätten. Sie haben sich lange genug den Kopf zerbrochen darüber, nur bleiben ihre Gedanken, wie sie selber befinden, teils „ziemlich abstrakt", anderes wieder können sie zwar als Frage aufwerfen, mehr dazu „an diesem Punkt" aber leider „nicht sagen". Selbst am Ende ihres Buches werden sie „noch immer nicht in der Lage" sein, „auf irgendeine schon bestehende und konkrete politische Alternative zum Empire hinzuweisen. Doch eine solche effektive Blaupause", versuchen sie sich herauszuwinden, „wird niemals aus theoretischen Ausführungen wie den unseren entstehen. Sie wird sich einzig und allein in der Praxis ergeben." Karl Marx, versichern sie bieder, ist es ja auch nicht viel anders ergangen: „An einem bestimmten Punkt seines Denkens bedurfte" er „der Pariser Commune, um einen qualitativen Sprung zu machen und den Kommunismus ganz konkret als wirkliche Alternative zur kapitalistischen Gesellschaft zu erkennen." Wer denkt da nicht, ihn krault ein Hominide.[34]

33 A.a.O., S. 405; 73; S. 401: „Vom Standpunkt der Konstitution des Empire aus können wir zwar erkennen, daß die Menge existiert"; S. 403 und 369; 413; 418. – S. 412; 314; 267; 66; 409, 11.

34 A.a.O., S. 417; 230; 406; 217 f. – Auf die bei Karl Marx fehlende „Blaupause" sollte sich dann auch Robert Kurz berufen. Vgl. dazu Henryk Skrzypczak, Ein Abgesang, der keiner ist. Robert Kurz und das Geheimnis der „bösen Horizontalen", in: *IWK,* Jg. 38 (2002), H. 3, S. 281–301; siehe dort S. 298, Anm. 24. – Die Behauptung, daß Marx erst durch das Beispiel der Pariser Kommune zur konkreten Erkenntnis des Kommunismus als wirklicher Alternative gelangt sei, ist entweder eine bewußte

In diesem Stil geht es weiter. „Eines oder mehrere solcher Experimente, die durch den Genius kollektiver Praxis entstehen, werden mit Sicherheit auch heute nötig sein, um diesen nächsten konkreten Schritt zu tun und einen neuen Gesellschaftskörper jenseits des Empire zu schaffen." Als aber besagter „Genius" mit dem Experimentieren beginnen und „das Recht auf Wiederaneignung der Produktionsmittel" durchsetzen will, handelt er sich sofort eine scharfe Zurückweisung ein: „Sozialisten und Kommunisten", flunkern ihm seine Mentoren vor, „haben immer wieder gefordert, das Proletariat müsse freien Zugang zu und Kontrolle über die für die Produktion verwendeten Maschinen und Materialien haben. Im Kontext immaterieller und biopolitischer Produktion erscheint diese traditionelle Forderung jedoch in neuer Form. [...] In diesem Zusammenhang bedeutet Wiederaneignung, freien Zugang zu und Kontrolle über Wissen, Information, Kommunikation und Affekte zu haben – denn dies sind einige der wichtigsten biopolitischen Produktionsmittel. [...] Das Recht auf Wiederaneignung ist somit in Wahrheit das Recht der Menge auf Selbstkontrolle und autonome Eigenproduktion." Jetzt wird es mir endgültig zu bunt. Bevor ich mir noch länger anhören muß, was die zwei da vom Himmel heruntererzählen, suche ich denn doch lieber schleunigst das Weite.

*Na, wie war's,* empfängt mich Charlie, als wäre nicht das geringste gewesen. – *Na, wie wohl,* sage ich, *postmoderne Schmiere auf Sommertournee. – Hast du was anderes erwartet? – Zu Anfang,* gestehe ich ein, *bei der punktuellen Lektüre, war ich nahe daran, manche Sprüche der beiden für bare Münze zu nehmen. Du weißt ja, wie das so geht. Bläst jemandem der Wind ins Gesicht und er zeigt trotzdem Bekennermut – warum sollte man so einem seine Absichtserklärungen nicht glauben. Doch dann kam eins zum anderen und wäre da noch der geringste Zweifel geblieben, hätte eine* „abschließende Analogie" *der beiden sie restlos ausgeräumt.*

„Sie bezieht sich auf die Entstehung des Christentums in Europa und auf seine Ausbreitung während des Niedergangs des Römischen Imperiums. In diesem Prozeß formte und festigte sich ein enormes Potential an Subjektivität inmitten von Prophezeiungen einer kommenden Welt, einem chiliastischen Projekt. Diese neue Subjektivität bot den absoluten Gegenentwurf zum Geist des imperialen Rechts – eine neue ontologische Grundlage. Aus dieser Perspektive akzeptierte man die imperiale Gegenwart als ‚Reife der Zeiten' und Einheit der gesamten bekannten Zivilisation, stellte sie aber in ihrer Totalität durch eine vollkommen andere ethische und ontologische Perspektive in Frage. In gleicher Weise können heute, die Grenzen und unlösbaren Probleme der neuen imperialen Ordnung vor Augen, Theorie und Praxis darüber hinausgehen, um so einmal mehr die ontologische Grundlage des Antagonismus zu finden – innerhalb des Empire, doch gleichermaßen dagegen und darüber hinaus, auf der Höhe derselben Totalität." *Du verstehst schon richtig, Charlie: Gebet dem Empire, was des Empires ist. – Ja,* pflichtet Charlie mir bei, *wartet auf* Godot, *und seid nett zueinander.*

*[Fortsetzung von Anm. 34]*
Irreführung oder sie verrät eine ebenso disqualifizierende Unkenntnis. Der qualitative Sprung, von dem bei Hardt und Negri die Rede ist, bezieht sich auf eine Frage der Durchsetzung: der von Marx nunmehr betonten Notwendigkeit der Zerschlagung des bürgerlichen Staatsapparates.

Es ist wieder spät geworden. – *Hau dich hin, und träume was Schönes,* sagt Charlie. – *Gute Idee,* erwidere ich. *Stell dir vor, ich halte es im Traum wie unsere beiden: nehme mir den Heiligen Franziskus von Assisi zum Vorbild, verweigere mich „jeglicher instrumentellen Disziplin und der Abtötung des Fleisches", agitiere „alles Sein und die gesamte Natur, die Tiere, Schwester Mond, Bruder Sonne, die Vögel auf dem Felde, die armen und ausgebeuteten Menschen", schließe sie alle zusammen „gegen den Willen der Macht und die Korruption", „und wir setzen dem Elend der Macht die Freude am Sein entgegen". Über eine solche Revolution kann selbst die „Frankfurter Allgemeine" nur eitel Freude empfinden, bleiben so doch „Biomacht und Kommunismus, Kooperation und Revolution in Liebe, Einfachheit und auch in Unschuld vereint". „Darin", alter Charlie, „zeigen sich die nicht zu unterdrückende Leichtigkeit und das Glück, Kommunist zu sein." In diesem Sinne und in „unbegrenzter Begrenztheit" – gute Nacht!*[35]

**Nachwort**

Indirekte Apologetik, die Verteidigung des kapitalistischen Systems in antikapitalistischem Gewand, ist eine argumentative Methode, die nicht allerorten und nicht zu allen Zeiten gedeiht. Als gesellschaftlich relevanter Ideenkomplex hängt Apologetik von der Beschaffenheit des sozialen und politischen Nährbodens ebenso ab wie von den Eigenheiten des jeweiligen intellektuellen Klimas, von Voraussetzungen also, die ihrerseits mit den ökonomischen Grundlagen in enger Beziehung und Wechselwirkung stehen. In seiner ideologiekritisch richtungweisenden Untersuchung über den Weg des Irrationalismus von Schelling bis Hitler hat Georg Lukács diesen Zusammenhang minutiös dargelegt. Am Fallbeispiel Deutschland konnte er zeigen, wie ein langer und verschlungener Entwicklungsprozeß hauptsächlich philosophischer Strömungen in das explosive Gemisch einer Weltanschauung einmündete, die sich als geschichtsmächtiger Entwurf indirekter Apologetik erwies. Mit der Verschmelzung zweier resonanzstarker Grundelemente zeitgenössischer Phraseologie wurde eine propagandistisch suggestive Formel unter die Massen geschleudert, die ihnen Erlösung aus dem Elend sozialer Not und die Wiedergewinnung nationaler Würde versprach. Mit visionärem Gestus zum Tausendjährigen Reich verklärt, hat das auf diesem ideologischen Fundament errichtete nationalsozialistische Staatsgebilde nach wenigen Jahren der Gewaltherrschaft ein katastrophales Ende gefunden.

Die Methode der indirekten Apologetik in dieser Variante hatte ausgedient, sie war diskreditiert, ja nicht nur das. Unter den neuen weltpolitischen Vorzeichen war sie auch in anderer Ausprägung entbehrlich geworden. Die Vereinigten Staaten, unbestrittene Führungsmacht des kapitalistischen Lagers, bedurften ihrer im Wettbewerb der Systeme nicht. Sie wußten sich ihrem Hauptgegenspieler auf allen für sie ausschlaggebenden Problemfeldern weit überlegen: auf der sowjetischen Seite eine in der Summe noch

35 H/N, S. 218; 413; siehe auch S. 313: „Der Begriff des Privateigentums selbst, verstanden als das exklusive Recht, ein Gut zu verwenden und über allen Reichtum, der sich aus seinem Besitz herleitet, zu verfügen, wird in dieser Situation zunehmend unsinnig." – S. 36; 420; 369.

immer rückständige Kommandowirtschaft, die durch schwerste Kriegsfolgelasten beeinträchtigt war und die zusätzliche Bürde immenser Aufrüstungsprogramme bewältigen mußte; ein entsprechend dürftiger Lebensstandard und dazu auf der politischen Ebene ein Zwangsregime, das dem Sowjetbürger bis in die Bereiche von Wissenschaft und Kultur hinein nennenswerte Spielräume verwehrte; hierzu in scharfem Kontrast die Hochglanzaufnahme eines saturierten Amerika, in dem die Erinnerung an das Menetekel der Weltwirtschaftskrise verblaßte, die vom Kriegsgeschehen unbeeinträchtigte, ja nachhaltig begünstigte Wirtschaft florierte, die Produktivität ständig wachsenden Wohlstand verhieß und ein hohes Maß an politischer Freizügigkeit die Überlegenheit des marktwirtschaftlich-liberalen Modells zusätzlich bezeugte. Für eine Maskerade mit scheinsozialistischen Parolen bestand kein Bedarf.

Ein halbes Jahrhundert nach der ideologiekritischen Bestandsaufnahme, die Georg Lukács unmittelbar vor dem Tode Stalins abgeschlossen hat, stellt die Lage sich grundlegend anders dar. Der Systemwettbewerb ist eindeutig für die kapitalistische Seite entschieden, die Sowjetunion existiert nicht mehr – für die Vereinigten Staaten ein beispielloser Triumph. Doch trotz ihrer Dominanz als einzig noch verbliebene Supermacht ist der Unterbau ihrer Machtentfaltung brüchig geworden. Mit Ausnahme nur weniger Bereiche weist ihre einstmals führende Industrie ein eklatantes Leistungsgefälle auf. Die Außenhandelsbilanz ist chronisch defizitär, die Verschuldung der öffentlichen Haushalte, von Unternehmen und Konsumenten nimmt bedrohliche Ausmaße an, der Wohlstandsindex zeigt seit Jahren eine fallende Tendenz, die Schere zwischen Massenarmut und dem Reichtum einer kontinuierlich schrumpfenden Minderheit öffnet sich weiter. Begleitet wird diese Entwicklung im Binnenverhältnis von einer Erosion demokratischer Strukturen, die in Reaktion auf das hegemoniale Rollenverhalten mit einem Ansehensverlust auf internationaler Ebene korrespondiert. Zusätzliche Brisanz erhält der Niedergang durch eine tiefgreifende Krise des kapitalistischen Weltsystems.[36]

Dürfte der Leser Negri und Hardt Glauben schenken, wäre ihr Buch unter gänzlich anderen Voraussetzungen entstanden. Als sie es im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts zu Papier brachten, war „der Kapitalismus", wie sie versichern, „auf wundersame Weise gesund". Träfe dies zu, ließe sich das Einschwenken auf die Linie der indirekten Methode schwerlich erklären, doch dem war nicht so. Wer den Herolden der New Economy nicht blindlings vertraute, erlangte ein anderes Bild von der Realität. Er mußte zur Kenntnis nehmen, daß die USA, gemessen am Außenhandelsdefizit, schon seit dem Ende der siebziger Jahre zunehmend in eine parasitäre Lage gerieten. Er registrierte nach dem Wall-Street-Krach von 1987 den weltweiten Kurssturz der Aktienmärkte ein Jahrzehnt später, erlebte den Verlauf der anderen sich zur globalen Wirtschaftskrise ausweitenden ökonomischen Erschütterungen dieses Krisenjahrs, las ebenfalls 1997 die Anklageschrift von William Wolman und Anne Colamosca, die einen Verrat des Kapitals an der Arbeit konstatierten, vernahm im Jahr darauf den Alarmruf von George Soros über die Krise des globalen Kapitalismus und, wie als Illustration dazu,

36 Vgl. hierzu jetzt Todd, Weltmacht USA [siehe Anm. 25], S. 9–38 und S. 88–90; Soros, Die Krise [siehe Anm. 20], S. 178–221; inzwischen ders., Open Society. Reforming Global Capitalism, London 2000, S. 208–234.

1999 Peter Warburtons nicht weniger alarmierende Abhandlung über die „Schuldenmaschine".[37]

Negri und Hardt waren weder blind, noch waren sie taub. Sie wußten durchaus Bescheid über den voranschreitenden „Prozeß der Reproletarisierung", kannten „die überall auftretenden neuen Schichten des intellektuellen Proletariats", rechneten damit, daß „die immaterielle Arbeit das Potential für eine Art des spontanen und elementaren Kommunismus" bereitstellt, witterten sogar „eine Krisensituation im eigentlichen Sinn, vielleicht sogar eine revolutionäre Situation". Das Umfeld war reif für eine Reaktivierung der indirekten Methode. Ob dabei die von Bush dem Älteren ausgegebene Parole der Neuen Weltordnung den Hauptakzent bestimmte, sei dahingestellt. Die Autoren verstanden jedenfalls die Zeichen der Zeit.

Eine Würdigung ihres Buches wird in Betracht ziehen müssen, von welcher formalen Position aus diese Untersuchung abgefaßt worden ist: „Es ist ein gleichzeitig taktischer und strategischer Standpunkt", zu dem sich die Autoren bekennen. Ihm gerecht zu werden und dem Leser das „reale Substrat, das für Kritik offen ist", zu erschließen, scheint ein „Szenario unterschiedlicher rationaler Akte", also ein spieltheoretischer Nachvollzug der methodenimmanent gebotene Weg. Operativ gesehen läuft das Konzept der Autoren auf ein Verwirrspiel „außerhalb des Maßes" und „jenseits des Maßes" hinaus, an dem singuläre „Virtualitäten" beteiligt sind, „die das Scharnier zwischen Möglichem und Wirklichem bilden". Die von ihnen benutzten „Karten" sind anderenorts unbekannt, Regelwidrigkeiten gehören zum guten Ton, handelnde Figuren dürfen ihren historischen Vorbildern täuschend unähnlich sehen und Winkelzüge sich als Doppelstrategie tarnen.[38]

„Unsere Argumentation gründet", erklären die Verfasser, „auf zwei methodischen Zugängen, die nicht dialektisch und absolut immanent ausgerichtet sind. Der erste ist *kritisch* und *dekonstruktiv,* er zielt auf die Subversion hegemonialer Sprache und gesellschaftlicher Strukturen", er „formuliert die Notwendigkeit einer tatsächlichen ideologischen und materiellen Dekonstruktion der imperialen Ordnung". Demgegenüber preist sich der zweite Zugang als *„konstruktiv* und *ethisch-politisch"* an, „er sucht nach Orientierung für die Produktionsprozesse der Subjektivität, hin zur Konstituierung einer tatsächlichen gesellschaftlichen und politischen Alternative, zu einer neuen konstituierenden Macht". Mit dem Ergebnis dieses Zusammenspiels können die davon Betroffenen ohne weiteres leben. Wenn Ansatz eins so indiskret ist, über die imperiale Spaltungsstrategie aus der Schule zu plaudern, meldet sich umgehend Ansatz zwei mit dem Einwand

37 H/N, S. 15 und 281; Todd, Weltmacht USA [siehe Anm. 25], S. 30; zur globalen Finanzkrise vgl. Michel Chossudovsky, Global brutal. Der entfesselte Welthandel, die Armut, der Krieg, 17. Aufl. der deutschen Ausgabe, Frankfurt am Main 2003, S. 311–322; Johnson, Imperium [siehe Anm. 1], S. 272–275; zu Wolman/Colamosca vgl. Anm. 26, zu Soros Anm. 20; Peter Warburton, Debt & Delusion. Central Bank Follies that Threaten Economic Desaster, London 1999; deutsch: Die Schuldenmaschine. Kapital außer Kontrolle [Kapitel 11 der Originalausgabe hier gestrichen], Stuttgart 1999.

38 H/N, S. 346; 271; 305; 331. – S. 75; 62; 376. – Hartmann, „Empire", spricht u. a. von „unverfrorenen Fälschungen, Manupulationen und bestenfalls Blendereien" (S. 17). Machiavelli werde in betrügerischer Weise zu einem Demokraten deklariert, Nietzsche ebenfalls umgefälscht (S. 67). Eine „eklatante Verfälschung" konstatiert H. auch im Hinblick auf Spinoza (S. 72) und Foucault (z. B. S. 130). Zur Doppelstrategie siehe den folgenden Absatz.

zu Wort, das Prinzip „Teile und herrsche" sei „nicht wirklich die korrekte Formel dafür". Sobald der kritische Zugang sich über die „heutigen Diebe in Währungs- und Finanzmacht" erregt, zieht sein konstruktiver Bruder im Geiste es feinfühlig vor, über das heikle Thema „der entscheidenden Rolle, die das internationale Finanzkapital für das Schicksal der Länder spielt", nicht weiter zu reden. Ansatz zwei ist eben der reinste Herr Abrakadabra, der den blutdürstigen Vampir zu Tischmanieren erzieht, falls er ihn nicht gar – wie schon den Imperialismus – sittenstreng von der Weltbühne verbannt. Mag es oberhalb der Endabrechnung auch noch so heiß hergehen in katalaunischem Rot – unter dem Strich werden die Zahlen in blasser Farbe geschrieben.

Im Falle des Empire allerdings droht das harmonische Wechselspiel außer Kontrolle zu geraten. Zunächst zwar halten die beiden sich noch an das gewohnte Klischee. Die Nummer eins serviert ihre Schwarzmalerei, Nummer zwei kontert, indem sie beteuert, ganz so übel sei das Empire ja nun auch wieder nicht, ja, es sei im Grunde genommen sogar „vollkommen positiv". Dann aber fällt die Eins bei dem Geplänkel total aus der Rolle. Im Vorgriff auf das, was da angeblich kommen wird, stellt sie dem Empire den Totenschein aus und visioniert von einem Gegen-Empire verlockendster Art. Hierdurch nun gerät der Konstruktivist in die verzwickteste Lage. Seinem Spielpartner scharf in die Parade zu fahren liefe dem Zweck der Veranstaltung gröblich zuwider. Wenn er die ihm zugeteilte Funktion trotzdem erfüllen will, muß er sich für gleich zwei Winkelzüge entscheiden: erstens sich dafür verbürgen, daß das Empire keineswegs das letzte, sondern nur das vorletzte ist, also bis zum Zeitpunkt der Systemtransformation gegenüber jeder angeblich nostalgischen Alternative den Vorzug des kleineren Übels verdient. Außerdem wird er all seine Beredsamkeit aufbieten müssen, um dem Widerstand gegen das Empire die Spitze zu nehmen.[39]

Kühl überlegt reizt er sein Gegenüber denn auch mit dem Stichwort Moderne. Der Kollege fürs Grobe schaltet sofort, assoziiert Moderne richtig mit europäischer Moderne, noch richtiger mit der im Ringen zwischen ihrer revolutionären Frühphase und der folgenden Reaktion siegreichen Spielart und poltert los. Da er zwischenzeitlich, um die Klientel zu beeindrucken, lästerliche Reden über das real existierende Empire von sich gegeben hat, packt er die Gelegenheit beim Schopf, um durch tätige Reue wertvolle Pluspunkte zu sammeln. Und so rührt er denn auf, was immer sich an Unrat angesammelt hat: „Konzentrationslager, Nuklearwaffen, Genozide, Kriege, Sklaverei, Apartheid" und was noch so alles „die abendländische Moderne" mitsamt ihrem aufklärerischen Vernunftschematismus der Welt gebracht hat. Als der Sündenkatalog sein Ende findet und der Mann fürs Filigrane die Ballade vom braven Knaben Amerigo anstimmt, der einer verruchten Dame Europa ins Garn gegangen war, um auf geradezu fabulöse

39 H/N, S. 61; 348; 405 f. und 425, Anm. 35 (über „einige strategische Dokumente, die vom US-Militär veröffentlicht wurden"), sowie S. 398; 212; 397; Soros, Die Krise [siehe Anm. 20], S. 139, mit seiner sachlichen Feststellung über die Rolle des Finanzkapitals. – S. 368 z. B.: „Das Empire selbst ist keine positive Wirklichkeit." S. 362 hingegen: „Es ist vollkommen positiv." – Indem die Autoren den Aspekt des kleineren Übels betonen, vertreten sie selbstredend wieder einmal nur die Auffassung der Menge: „[...] als wir schon ziemlich bald vom Standpunkt der Menge aus das Empire als weniger schlecht oder besser als das vorhergehende Machtparadigma eingeschätzt haben" (S. 361). Zur Abwieglungstaktik vgl. schon Kapitel III des vorliegenden Beitrags.

Art und Weise wieder zu sich selber zu finden, da ist die Kuh vom Eis, die besagte Moderne abgehakt, das geringere Übel fest installiert, das Manöverspiel ohne jedes Risiko kann beginnen.[40]

Dem Charakter eines Verwirrspiels gemäß überrascht es durch eine verblüffende Wendung. Inzwischen hat sich nämlich herausgestellt, daß die Proletarier keineswegs der menschlichen Nahrungskette zugeführt und auch nicht vom Feuer vertilgt worden sind. *„Verschwunden ist"* nur *„die hegemoniale Position der industriellen Arbeiterklasse, die selbst weder* verschwand *noch zahlenmäßig überhaupt zurückgegangen ist"*. Für die Rolle einer nur scheinradikalen Gegenmacht zum Empire eignet sie sich jedoch allein schon wegen ihrer militanten Vergangenheit nicht. Angesichts der operativen Zielvorgabe wären auch die Volksmassen eine totale Fehlbesetzung gewesen. Volk, das ist schließlich „eine festgefügte Synthese", „ist eine Einheit mit *einem* Willen und ist *einer* Handlung fähig; all das kann von einer *Menge* nicht gesagt werden", die nur „eine unabgeschlossene konstituierende Beziehung ist", „eine Vielfalt, ein Feld von Singularitäten, ein offenes Beziehungsgeflecht, das nicht homogen oder mit sich selbst identisch ist" – das ideale Manipulationsobjekt also für eine Strategie der Erfolgsminimierung. Bei diesem Konglomerat aus fiktiven Elementen und sozialen Realitätsbezügen hoffen die Bankhalter am ehesten Glauben zu finden, wenn sie behaupten, daß in *„der kalten Ruhe der Postmoderne"* das *„Zusammentreffen von produktivem Subjekt und Befreiungsprozeß, das Marx und Engels sahen, schlichtweg unvorstellbar"* ist; daß die Macht der Arbeiterklasse „im Antagonismus und in der Autonomie der Arbeiter selbst" besteht; daß die Schlachten gegen das Empire „sich vielleicht durch Sich-Entziehen und Abfallen", durch Desertion also, gewinnen lassen; daß es immer und allenthalben proletarische Kampfaktionen gewesen sind, denen der Kapitalismus seine Perfektionierung verdankt; daß „die Koexistenz von Positivem und Negativem auf dem Terrain der Immanenz nunmehr zu einer offenen Alternative" wird, und was sie da noch so alles in Umlauf bringen als Handreichung zur operativen Intervention.[41]

Formal betrachtet, ist diese Apologetik durchaus stimmig. An den Sachproblemen gemessen, stimmt daran wenig bis nichts, nicht einmal die frohe Botschaft an der Fassade. „Freude am Sein" wäre hinter ihren Mauern zu finden? Wann immer das Projektfenster einen Spaltbreit geöffnet wird, läßt sich der Katzenjammer eines Aschermittwochs erkennen: „Leiden am Dasein"; Klage über eine Welt, „in der Werte angesichts eines Sinnvakuums" negiert werden; das Geständnis, den „Mangel an Sein als Wunde" zu

40 H/N, S. 83 ff.: „Zwei Europa, zwei Modernen"; Kritik an der US-amerikanischen Vergangenheit: S. 181–191; 60; 93 und 95: „Schematismus der Vernunft". Gegen den Vorwurf, die von Lukács dargestellte Linie der Vernunftzerstörung fortzusetzen, glaubt sich das Autorenpaar wohl durch seine positive Bewertung der Frühphase geschützt. Die angebliche Rückkehr zum „ursprünglichen Geist" der amerikanischen Verfassung im Jahre 1968 (S. 191) mutet in der Tat an, „wie durch ein Wunder" geschehen; so Uwe-Jens Heuer, Der „Besen Gottes". Das „Empire" und der „nichtimperialistische Charakter der USA". Wie wird das bewiesen von Hardt und Negri?, in: *Junge Welt*, Nr. 144 vom 25. Juni 2002.

41 H/N, S. 267; 116; 77; 279; 224 („Grundform von Widerstand" ist im Zeitalter „imperialer Kontrolle die *Desertion"*); S. 220: „Die Kämpfe des Proletariats bilden – und zwar in ganz realer, ontologischer Hinsicht – den Motor der kapitalistischen Entwicklung. Sie zwingen das Kapital dazu, das technologische Niveau ständig zu erhöhen und damit die Arbeitsprozesse zu verändern." Die Rolle von Profitstreben und Konkurrenzdruck als Entwicklungsmotoren wird hier aus durchsichtigen Gründen ausgeblendet. S. 381.

empfinden, als einen „Todeswunsch des Gefährten, als eine Entfernung des Seins aus der Welt"; dann der Aufschrei: „[...] und nichts vermag das Schicksal, das uns bevorsteht, zu erhellen". Das Krisenbewußtsein dringt aus allen Ritzen und Fugen, Wahrheitsfragen drängen sich auf und werden abgetan, rächen sich dafür in dekuvrierenden Träumen: Einst wird kommen der Tag, da „verfassunggebende Versammlungen der Menge" über Wahrheitsfragen entscheiden.

Noch läßt der Tag auf sich warten, deshalb heißt es, sich jener lästigen Korrektive, die im „Außen" beheimatet sind, zu erwehren. Die idyllischen Zeiten, in denen man sich unterfangen konnte, das Außen „von innen her" konstruieren zu wollen, sind leider vorbei. Angebracht ist heute nur noch das Denkverbot: „Wir sollten ein für allemal mit der Suche nach einem Außen aufhören, nach einem Standpunkt, der das Bild der Reinheit für unsere Politik heraufbeschwört." Es gibt für die Menge keinerlei Grund, „außerhalb ihrer eigenen Geschichte und außerhalb ihrer gegenwärtigen Produktionsmacht nach den Mitteln zu suchen, mit deren Hilfe sie sich als politisches Subjekt konstituiert". Geschichte aber ist, nicht anders als Philosophie, „der subjektive Zugang, das Begehren und die Praxis, die auf das Ereignis treffen".

Das alles kann keinen Anspruch auf den Reiz der Neuheit erheben. Neu sind nicht die philosophischen und soziologischen Ingredienzien, aus denen dieser subjektivistische „Mischmasch", dieses eklektische Allerlei zusammengerührt und aufgewärmt worden ist; neu ist nicht der Ruf nach einer Mythologie, die sich hier der Abwechslung halber als „materielle Vernunftmythologie" deklariert; neu auch nicht das soziale Milieu, in dem solche Ideologeme heranzureifen vermögen. Begrenzter Neuigkeitswert ist lediglich einem Resultat beizumessen: Seit den Tagen ihres Kritikers Georg Lukács hat die Systemapologetik einen weiteren Tiefpunkt erreicht. Wer sich so verteidigen läßt, nimmt das Urteil vorweg.[42]

42 A.a.O., S. 420; 393; 394; 396; 393; 169. – S. 196; 59; 403; 62. – S. 394; 403.

# Das politische Selbstverständnis der DDR-Opposition

## Ein deutscher Sonderweg?

**Von Christof Geisel**

### Streit um die eigene Vergangenheit

Ob die Oppositionellen der ehemaligen DDR zu den Siegern der Geschichte zählen – und, wenn ja, ob uneingeschränkt oder nur sehr bedingt –, ist umstritten. Auch und gerade unter ihnen selbst. Natürlich pflegt man bei Jubiläumsfeiern um Mauerfall und Wiedervereinigung der „tapferen Frauen und Männer" zu gedenken, „die wegen ihres Einsatzes für die Achtung der Menschen- und Bürgerrechte von den SED-Machthabern bespitzelt und verfolgt, eingesperrt und ausgebürgert wurden".[1] Selbst zu Wort kommen sie dabei aber eher selten. Dies hat zur Folge, daß als historisches Verdienst gewürdigt wird, was einem Teil der Geehrten bis heute Kopfzerbrechen verursacht: Immer wieder gerät das Engagement der „sozialethischen Gruppen" nicht nur zum Auslöser einer „deutsch-demokratischen Revolution"[2], sondern zum direkten Vorspiel des 3. Oktobers 1990. Was so weit auch plausibel erscheint, als der „Aufbruch 89", den die Opposition – vor allem durch den so betitelten Gründungsaufruf des Neuen Forums – bei der bislang indifferent und passiv gebliebenen DDR-Bevölkerung ausgelöst hatte, ja bruchlos in den gewaltlosen Volksaufstand mündete, welcher dem selbsternannten „Arbeiter- und Bauernstaat" schon Ende 1989 lautstark das Sterbeglöckchen läutete.

Eine ganz andere Frage ist jedoch, ob dies den Vorstellungen und Zielsetzungen entsprach, die die „tapferen Frauen und Männer" während der achtziger Jahre entwickelt hatten. Ein Blick auf die Erzeugnisse des frühherbstlichen „Plattformfiebers",[3] das – zur nicht geringen Überraschung seiner Initiatoren – den Sturz der SED einleitete, scheint ebenso für das Gegenteil zu sprechen wie das zeitnahe Resümee eines Beteiligten, nach dem die Oppositionellen „dieses Staatsgebilde ungewollt abgeschafft haben".[4] Und in der Tat: Was Gruppen wie Neues Forum, Demokratie jetzt, Demokratischer Aufbruch und Vereinigte Linke im September und Oktober 1989 expressis verbis

1 Helmut Kohl, Ich wollte Deutschlands Einheit, Berlin 1996, S. 96.

2 Zur Debatte, ob und inwieweit es sich beim Zusammenbruch der SED-Diktatur um eine Revolution handelte: Bernd Lindner, Die demokratische Revolution in der DDR 1989/90, Bonn 1998, S. 148 ff. Angesichts der Schwierigkeiten, das Verschwinden der DDR als Revolution zu beschreiben, ist es kein Zufall, daß sich dafür der vage (in der Bundesrepublik bis dahin vor allem für den Sturz Helmut Schmidts verwendete) Begriff der „Wende" eingebürgert hat; vgl. Hartmut Zwahr, Die Revolution in der DDR – eine Zwischenbilanz, in: Die politische „Wende" 1989/90 in Sachsen. Rückblick und Zwischenbilanz. Hrsg. von Alexander Fischer und Günther Heydemann, Weimar, Köln und Wien 1995, S. 207–210, und Walter Süß, Staatssicherheit am Ende. Warum es den Mächtigen nicht gelang, 1989 eine Revolution zu verhindern, Berlin 1999, S. 12 f.

3 So Wolfgang Rüddenklau, Störenfried. DDR-Opposition 1986–1989 – mit Texten aus den Umweltblättern, 2. Aufl., Berlin 1992, S. 296.

4 Ehrhart Neubert, Eine protestantische Revolution, Osnabrück 1990, S. 5.

anstrebten, lässt sich mit dem geschichtlichen Resultat der „Wende" kaum vereinbaren.[5] Zugleich deuten sich hier die Definitionsprobleme an, wenn man das, was in der DDR „bewußte politische Opposition" war, benennen und von anderen, gleichsam vorpolitischen Formen widerständigen Verhaltens abgrenzen will.[6] Zum einen legt der „totalitäre" Charakter der SED-Herrschaft jene exzessive Auslegung des Oppositionsbegriffs nahe, die das Regime selbst praktizierte, indem es qua Theorie (nicht immer auch de facto) noch die harmlosesten Spielarten politischen und gesellschaftlichen Danebenbenehmens als politische Untergrundtätigkeit (PUT) kriminalisierte. Andererseits kann aus heutiger Sicht im Grunde nur die Forderung nach Abschaffung der DDR und baldmöglichster Wiedervereinigung als Ausdruck „bewußter politischer Opposition" gelten.[7] In dem Fall wäre freilich sehr zweifelhaft, ob eine solche überhaupt existiert hat.[8] Möglicherweise erklärt dies, warum in der längst unüberschaubar gewordenen Flut von Veröffentlichungen über DDR-Opposition und „Wende"[9] so wenig Hinweise auf die Wert- und Zielvorstellungen, die Absichten, Konzepte und Utopien zu finden sind, welche die Dissidenten im Lauf der achtziger Jahre bewegten.

Die Akteure selbst zeigen sich vor der Frage, um was es seinerzeit ging, in einem Maße uneins, das anhand ihrer Samizdat-Hinterlassenschaft schwer nachzuvollziehen ist. Aus dem kontroversen, nicht selten von aggressiven Untertönen gekennzeichneten Meinungsbild seien drei Stellungnahmen zitiert. Während Gerd Poppe „die Rolle und die politische Lage der DDR-Opposition heute von einer ganzen Reihe von Historikern mißverstanden und fehlgedeutet" sieht, welche „unterstellt, sie hätte eine bessere DDR herbei reformieren wollen", obwohl es doch „nur eine Minderheit in der Opposition"

5 Vgl. Christian Joppke, East German Dissidents and the Revolution of 1989. Social Movements in a Leninist Regime, London 1995, S. 134.

6 Vgl. Ehrhart Neubert, Geschichte der Opposition in der DDR 1949–1989, 2. Aufl., Berlin 1998, S. 25 bis 33; Hubertus Knabe, Was war die „DDR-Opposition"? Zur Typologisierung des politischen Widerspruchs in Ostdeutschland, in: *Deutschland Archiv* [künftig zitiert: *DA*], Jg. 29 (1996), H. 2, S. 184–198, Ilko-Sascha Kowalczuk, Von der Freiheit, Ich zu sagen. Widerständiges Verhalten in der DDR, in: Zwischen Selbstbehauptung und Anpassung. Formen des Widerstands und der Opposition in der DDR. Hrsg von Ulrike Poppe, Rainer Eckert und Ilko-Sascha Kowalczuk, Berlin 1995, S. 97 ff., und Detlef Pollack, Politischer Protest. Politisch-alternative Gruppen in der DDR, Opladen 2000, S. 57–61, welcher (ebd., S. 61) konstatiert, daß „das Phänomen [...] begrifflich nicht klar zu fassen" ist. Anknüpfend an Pollacks Erkenntnis, „in dieser Situation bleibt nur die Möglichkeit, unterschiedliche Begriffe alternativ zu verwenden" (ebd.), verzichte ich im folgenden auf die wenig taugliche Differenzierung zwischen „Opposition", „Widerstand" und „Dissidenz" und verwende die Begriffe *promiscue*.

7 So die Argumentationsführung bei Martin Jander (unter Mitarbeit von Thomas Voß), Die besondere Rolle des politischen Selbstverständnisses bei der Herausbildung einer politischen Opposition in der DDR außerhalb der SED und ihrer Massenorganisationen, in: Materialien der Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland" [künftig zitiert: Materialien]. Hrsg. vom Deutschen Bundestag, Frankfurt a. M. 1995, Bd. VII.1, S. 905; vgl. – diesem Standpunkt heftig widersprechend – Tina Krone, Einleitung, in: „Sie haben so lange das Sagen, wie wir es dulden". Briefe an das Neue Forum September 1989–März 1990 – Eine Dokumentation. Hrsg. von Tina Krone, Berlin 1999, S. 10 f.

8 Vgl. Corey Ross, Grundmerkmal oder Randerscheinung? Überlegungen zu Dissens und Opposition in der DDR, in: *DA*, Jg. 35 (2002), H. 5, S. 750.

9 Vgl. Wende-Literatur. Bibliographie und Materialien zur Literatur der deutschen Einheit. Hrsg. von Jörg Fröhling et al., Frankfurt a. M. 1997.

gewesen sei, „die vorrangig das Ziel verfolgte, den Sozialismus ‚zu verbessern'",[10] behauptet Reinhard Schult, unermüdlicher Organisator und Gründungsmitglied des Neuen Forums, das genaue Gegenteil: „Wenn ich mich recht erinnere, ist die DDR-Opposition von Veränderung des Sozialismus ausgegangen auf der Grundlage der wirklichen Vergesellschaftung und Demokratisierung der Produktionsmittel, sprich der Betriebe. [...] Vom Gros der Ausreiser stieß uns nicht deren Aufgabe des Engagements in der DDR ab, sondern die Entscheidung für das kapitalistische System."[11] Und Wolfgang Rüddenklau, langjähriger Dissident und führender Kopf der Berliner Umweltbibliothek, bemerkt, daß sich noch zu Beginn des Jahres 1989 kein Oppositioneller einen Sturz der Staatspartei vorstellen konnte, es sogar fraglich sei, „ob viele das wollten. Wenn ja, dann hätte die Frage nach den Alternativen von Anfang an deutlicher beantwortet werden müssen."[12] Natürlich ist es die von Poppe erinnerte Opposition, die Eingang in das freiheitlich-demokratische Pantheon der Bundesrepublik Deutschland gefunden hat. Jedoch fehlt es nicht an Stimmen, die hier „Vorzeige-Bürgerrechtler" geehrt sehen: „Erfüllungsgehilfen westdeutscher Macht" und „peinliche Speichellecker des heute herrschenden Systems", welche „auf offizieller Bühne als stubenreine Zeugen der DDR-Geschichte gelten", obschon sie nur „eine Minderheit aus dem vielfältigen Spektrum" der Opposition repräsentierten.[13]

Daß die Positionen derart scharf und unvermittelt gegenüberstehen, verdankt sich nicht zuletzt der Mißachtung von Detlef Pollacks Mahnung, die DDR-Opposition nicht „nur unter dem Gesichtspunkt ihres Beitrags zum Zusammenbruch der DDR [zu] betrachten, sondern [...] als ein selbständiges Phänomen innerhalb der DDR-Geschichte zu würdigen".[14] Soweit die ehemaligen Dissidenten in der öffentlichen Wahrnehmung noch präsent sind, sieht sich ihr politisches Selbstverständnis auf einen antitotalitären Grundimpuls reduziert, der durch das Ende der DDR gegenstandslos geworden ist. Natürlich resultiert die damit unterstellte Präferenz für das westliche System auch aus der Selbstverständlichkeit, mit der man heute die Geschichte der DDR als einen

10 „Das freie Wort war die schärfste Waffe der Opposition". Rundtischgespräch mit Zeitzeugen, in: Freiheit und Öffentlichkeit. Politischer Samisdat in der DDR 1985–1989. Hrsg. von Ilko-Sascha Kowalczuk, Berlin 2002, S. 132 f.; vgl. Rainer Eckert, Das Programm einer demokratischen Revolution. Debatten der DDR-Opposition in den „radix-Blättern" 1987–1989, in: *DA*, Jg. 32 (1999), H. 5, S. 773.

11 Reinhard Schult, Rechts = Links oder die Totalitarismusfalle, in: *Horch und Guck: Historisch-literarische Zeitschrift des Bürgerkomitees 15. Januar* [künftig zitiert: *Horch und Guck*], H. 24 (1998) S. 75. Ganz ähnlich äußert sich Klaus Wolfram, ehemaliger Mitstreiter Schults und „Programmschreiber" des Neuen Forums, wenn er auf „die weiterlaufende Akzeptanz des sozialistischen Grundmodells" verweist: „Da wollte schließlich niemand eine Rekapitalisierung; oder gar den Anschluß an die Bundesrepublik, den Eintritt in die NATO. Das lag jenseits jeder Vorstellung, das war noch nicht einmal eine Debatte wert" (Gespräch vom 21. 11. 2001).

12 Rüddenklau, Störenfried (Anm. 3), S. 287.

13 So Bernd Gehrke und Wolfgang Rüddenklau, Vorwort, in: ... das war doch nicht unsere Alternative. DDR-Oppositionelle zehn Jahre nach der Wende. Hrsg. von Bernd Gehrke und Wolfgang Rüddenklau, Münster 1999, S. 10. Der Begriff „Bürgerrechtler" bzw. „Bürgerrechtsbewegung" sieht sich von Exoppositionellen heute ganz selbstverständlich in Anspruch genommen. Laut Lindner, Die demokratische Revolution (Anm. 2), S. 8, wurde er aber nicht von ihnen selbst geprägt, sondern „geht auf westdeutsche (Medien-)Beobachter zurück".

14 Pollack, Politischer Protest (Anm. 6), S. 13.

vierzig Jahre währenden „Untergang auf Raten",[15] den Zusammenbruch der SED samt folgender Wiedervereinigung als zwangsläufig und historisch determiniert betrachtet. Post festum ist Armin Mitter und Stefan Wolle kaum zu widersprechen, wenn sie den 17. Juni 1953 als Menetekel des Herbstes 1989 deuten und auf eine nie überwundene, strukturelle Lebensunfähigkeit der DDR erkennen.[16] Berücksichtigt man freilich das demoskopische Material, welches das Leipziger Zentralinstitut für Jugendforschung (ZIJ) in den achtziger Jahren und im Vorfeld der letzten Volkskammerwahlen zutage förderte,[17] wird offenbar, daß derart plakative Wertungen den wechselnden Lebenswirklichkeiten der DDR kaum gerecht werden.[18] Desgleichen klingt es im Rückblick wie eine Binsenweisheit, daß Bärbel Bohley in einem Interview vom Herbst 1988 „das politische Ende der SED voraus[sagte], als sie meinte, daß nur der politisch überlebe, der sich der politischen Diskussion öffne".[19] Tatsächlich aber war dort von einem möglichen, geschweige denn bevorstehenden Untergang der Staatspartei keine Rede. Im Gegenteil: Während die *grande dame* der DDR-Opposition für „Differenzierungsvermögen" plädierte, kraft dessen man mit „reformwilligen SED-Genossen die Zusammenarbeit nicht ausschließen" dürfe,[20] beurteilte ihr Gesprächspartner die Erfolgsaussichten der Oppositionsgruppen ausgesprochen düster.[21] Weiß man dann noch um den Ausbruch, mit dem die „Gefühlssozialistin"[22] Bohley am 13. Februar 1990 im Republiksprecherrat des Neuen Forums auf interne Anfeindungen (und den mächtig angeschwollenen Ruf nach Wiedervereinigung) reagierte – „Ich gebe meine Geschichtsvision von einem Sozialismus zugunsten einer Konsumgesellschaft nicht auf!"[23] –, gerät das Bild geradliniger Siegesgewißheit vollends ins Wanken. Ehrlicher dünkt da Ehrhart Neuberts Bekenntnis, vor der Frage, was wäre, wenn es die DDR nicht mehr gäbe, hätte

15 Vgl. Armin Mitter und Stefan Wolle, Untergang auf Raten. Unbekannte Kapitel der DDR-Geschichte, München 1993.

16 Ebd., S. 162, S. 541 u.ö.

17 Peter Förster und Günter Roski, Die DDR zwischen Wende und Wahl. Meinungsforscher analysieren den Umbruch, Berlin 1990, S. 39 ff., insbes. S. 49: „1988/89 kam es zu einem geradezu erdrutschartigen Verfall des ‚sozialistischen Bewußtseins', zu einem Bruch der überwiegenden Mehrheiten mit dem Regime." Bezüglich der politischen Präferenzen zwischen „Wende" und Wahl: ebd., S. 127 ff.

18 Vgl. Ross, Grundmerkmal (Anm. 8), S. 755; Heinz Niemann, Hinterm Zaun. Politische Kultur und Meinungsforschung in der DDR. Die geheimen Berichte an das Politbüro der SED, Berlin 1995, S. 61 gelangt zu dem Schluß, „daß die DDR zumindest über den Zeitraum 1965 bis 1978 von einer deutlichen Mehrheit der Bevölkerung ‚angenommen' und der Anspruch der SED auf die Führung von Staat und Gesellschaft anerkannt wurde".

19 So Eckert, Das Programm (Anm. 10), S. 776. Eckert bezieht sich auf ein Gespräch Stephan Bickhardts mit Bärbel Bohley; unter dem Titel „Entscheidend sind Freiräume. Ansichten über die Gesellschaft von unten" erschien es im Oktober 1988, in: *Aufrisse Zwei. Über das Nein hinaus (= radix-Blätter,* Nr. 9, 8. 10. 1988 [künftig zitiert: *Aufrisse Zwei*]), S. 77–83 (abgedruckt in: Freiheit und Öffentlichkeit [Anm. 10] S. 364–369).

20 Ebd., S. 81 bzw. S. 368.

21 Ebd., S. 80 bzw. S. 367: „Politisch gesehen scheint mir das isolierte Dasein der zumeist kirchlich angebundenen Gruppen auf Dauer wirkungslos zu sein."

22 So die Charakterisierung eines einstigen engen Mitstreiters: Klaus Wolfram, Zur Geschichte des guten Willens. Skizzen aus der Opposition (Siebente Folge), in: *Sklaven,* Nr. 16 (September 1995), S. 5.

23 Robert-Havemann-Gesellschaft, Bestand Neues Forum: NFo 121 (= Protokolle der überregionalen Sprecherräte [13. 1. – 27. 3. 1990]).

ihm seinerzeit „noch die Phantasie" versagt.[24] Dabei ist zu bedenken, daß Opposition in der DDR bis zum September 1989 Sache einer verschwindenden Minderheit war. Nach Sandra Pingel-Schliemann ging dasselbe Ministerium für Staatssicherheit (MfS), das noch die unbedeutendste Manifestation politischen oder sozialen Nonkonformismus als konterrevolutionäre Aktivität deutete, im letzten Honecker-Jahr von gerade einmal 2500 (mehr oder minder) organisierten Oppositionellen aus, von denen es ca. 600 in „Führungsgremien" verortete, welche wiederum ein „harter Kern" von etwa 60 Personen dominiert habe.[25] Gleichwohl gründete die von Neubert beschriebene Haltung nicht nur auf das Bewußtsein eigener Schwäche oder die Bestandsgarantie, der sich die DDR-Führung an der Nahtstelle einer bipolaren Welt vier Jahrzehnte sicher wähnen konnte. Auch unabhängig von der weltpolitischen Konstellation gab es für die Opposition gewichtige Gründe, die ein Verschwinden der DDR weder sinnvoll noch politisch wünschenswert erscheinen ließen.

Der Zusammenbruch des zweiten deutschen Staates – wie der des Realsozialismus in toto – gilt heute als Abgesang eines abstrusen sozialen Experiments, das den „normalen Gang" der Geschichte behinderte, im übrigen aber von vornherein zum Scheitern verurteilt war. Schon weil die jahrzehntelangen Beschwörungen „kommunistischer Gefahr" angesichts dessen substanzloses Propagandagetöse gewesen wären, dürfte eine Betrachtungsweise, die im Realsozialismus "a kind of unnatural hole in the historical process, an empty time, a total break in continuity, a sheer waste"[26] erkennt, freilich kaum der historiographischen Weisheit letzter Schluß sein. Im übrigen hat die westliche Welt eine innere Auflösung des Ostblocks nicht für möglich gehalten und sie daher auch noch ignoriert, als der Zerfall bereits weit vorangeschritten war.[27] Daß Hermann Weber die DDR noch 1986 zu den „historisch stabilsten Staaten der neueren deutschen Geschichte" zählte,[28] bezeichnet keinen isolierten Fauxpas. Betrachtungen über die innenpolitische Stabilität und relative ökonomische Effizienz des SED-Staates sind Legion[29] und wurden von dessen Widersachern vor Ort in aller Regel geteilt, wobei nicht selten ein gewisser Stolz mitschwang, „daß die DDR zwar nicht die vollkommenste aller Welten, aber hinsichtlich des wirtschaftlichen Wohlstands ihrer Bevölkerung mit Italien

24 Neubert, Geschichte (Anm. 6), S. 11.

25 Sandra Pingel-Schliemann, Zersetzen. Strategie einer Diktatur, Berlin 2002, S. 117 f. Wie viele Anhänger die DDR-Opposition vor dem Herbst 1989 wirklich umfaßte, ist umstritten, angesichts der Definitionsprobleme aber auch kaum definitiv zu klären.

26 So Leszek Kolakowski, Amidst Moving Ruins, in: *Daedalus*, Jg. 121 (1992), H. 2, S. 56.

27 Vgl. Mieczysław Rakowski, Es begann in Polen. Der Anfang vom Ende des Ostblocks, Hamburg 1995, S. 342 f. und Klaus von Beyme, Totalitarismus – zur Renaissance eines Begriffes nach dem Ende der kommunistischen Regime, in: Totalitarismustheorien nach dem Ende des Kommunismus. Hrsg. von Achim Siegel, Köln und Weimar 1998, S. 29: „Paradoxerweise wurden die Hinweise auf einen Zusammenbruch in der wissenschaftlichen Literatur spärlicher, je offener die Widersprüche im Sozialismus zutage traten."

28 Hermann Weber, Geschichte der DDR, 2. Aufl., München, 1986, S. 7.

29 Einige Beispiele unter vielen: Jürgen Leinemann, Über das DDR-Selbstbewußtsein, in: *Der Spiegel*, 1987, Nr. 36, S. 24; Rolf Schneider, Perestroika in der DDR, ebd., 1987, Nr. 41, S. 174 ff., und György Dalos, Konfliktlösung in Ungarn und in der DDR, in: *Grenzfall*, 1988, Nr. 1–12, S. 27 f.: „Die DDR ist kein Land, das sich einer tiefen Krise gegenübersieht, im Gegenteil, sie ist fast das einzige Land im Warschauer Pakt mit noch leidlich geordneten ökonomischen und sozialen Beziehungen." Vgl. auch Rainer Eppelmann, Fremd im eigenen Haus. Mein Leben im anderen Deutschland, Köln 1993, S. 329.

und Großbritannien zu vergleichen ist".[30] Die luzide Analyse des ökonomischen Fiaskos der Honecker-DDR, die Thomas Klein im Juli 1989 im Untergrundblatt „Kontext" veröffentlichte,[31] war singulär und untypisch für das Bild, das man sich im Oppositionsspektrum von der wirtschaftlichen Lage des Landes machte. Mitunter reflektierte dies nur den Vogel-Strauß-Optimismus offizieller Statistiken und schlug sich daher in z. T. abstrusen Fehleinschätzungen nieder.[32] Noch Ende November 1989 wollte Reinhard Schult „nicht erst warten, bis die DDR-Stalinisten das Land so weit abgewirtschaftet haben, wie das die ungarische Partei mit ihrem Land getan hat".[33]

„Das, was an Demokratie am Runden Tisch durchgesetzt worden war", symbolisiert für manchen Exdissidenten noch immer den Gipfelpunkt ihrer „Revolution": ein Maximum veritabler Volksherrschaft, das „nach der Wiedervereinigung wieder zurückgeschraubt und abgewürgt" worden sei.[34] Dagegen läßt sich – schon mit Blick auf die Legitimationsdefizite dieser Körperschaft – eine Menge einwenden. Aber selbst wenn man den mythenträchtigen Zentralen Runden Tisch mit Gregor Gysi – aus guten Gründen – als einen „Kreis von unterschiedlich legitimierten Einzelpersonen bar jeglichen Hinterlandes" sieht,[35] charakterisiert er die ursprünglichen Beweggründe und Ziele des

30 Die Schlaraffenland-Bewegung. Ein Kommentar statt eines Berichts, in: *Umweltblätter,* Nr. 22 (April 1988), S. 7 [340]; abgedruckt in: Rüddenklau, Störenfried (Anm. 3), S. 235. Der Titel des Mitteilungsblatts der Berliner Umweltbibliothek wurde mehrfach verändert. Der Einfachheit halber findet es sich im weiteren als „Umweltblätter" zitiert; die in eckige Klammern gesetzte Seitenzahl bezieht sich auf die durchlaufende Numerierung im Reprint des Berliner Matthias-Domaschk-Archivs, Berlin 1992, Bd. 1–3. Wie eben praktiziert, werden die im weiteren erwähnten Samizdatschriften zunächst nach dem Original zitiert und dann auf etwaige Nachdrucke verwiesen. Da solche aber eher rar sind – und Kowalczuks Textsammlung (Anm. 10) zwar materialreich, aber keinesfalls repräsentativ ist –, bleiben die Bestände des Matthias-Domaschk-Archivs unersetzlich.

31 Thomas Klein, Ist die DDR reif für eine Reform ihres gesellschaftlichen Systems? in: *Kontext. Beiträge aus Politik, Gesellschaft, Kultur* [künftig zitiert: *Kontext*], Nr. 6 (Juli 1989), S. 38–43; abgedruckt in: Freiheit und Öffentlichkeit (Anm. 10), S. 257–262.

32 So bei Andreas Müller, Unser europäisches Haus, in: *Forum für Kirche und Menschenrechte.* (Hrsg. von der Arbeitsgruppe Menschenrechte Leipzig-Volkmarsdorf in Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis Gerechtigkeit Leipzig), Nr. 1 (16. 9. 1989), S. 34: „Die Regierung der DDR hat eine vorsichtige Kreditpolitik betrieben. Darum leidet die Ökonomie der DDR nicht unter hoher äußerer Verschuldung." Vgl. Markus Trömmer, Der verhaltene Gang in die deutsche Einheit. Das Verhältnis zwischen den Oppositionsgruppen und der (SED-)PDS im letzten Jahr der DDR, Frankfurt a. M. 2002, S. 49.

33 Reinhard Schult, Offen für alle – das „Neue Forum", in: Aufbruch in eine andere DDR. Reformer und Oppositionelle zur Zukunft ihres Landes. Hrsg. von Hubertus Knabe, Reinbek 1990, S. 169. Die Fehleinschätzungen betreffs wirtschaftlicher Stärke und Zukunftsfähigkeit der DDR, welche bei DDR-Oppositionellen und der politischen Klasse der Bundesrepublik im Schwange waren, wirken im Rückblick um so unverständlicher, als sich bei der werktätigen Bevölkerung der DDR schon früh ein Krisenbewußtsein herausgebildet zu haben scheint; vgl. Siegfried Reiprich, Der verhinderte Dialog. Meine politische Exmatrikulation, Berlin 1996, S. 132.

34 Christof Geisel, Robert Havemann und die oppositionellen Bürgerbewegungen der DDR; in: Christof Geisel und Christian Sachse, Wiederentdeckung einer Unperson. Robert Havemann im Herbst 89 – Zwei Studien, Berlin 2000, S. 89 (Interview mit Reinhard Schult vom 12. Januar 1999).

35 Gregor Gysi, Thomas Falkner, Sturm aufs große Haus: Der Untergang der SED, Berlin 1990, S. 120. Das nicht nur formale Legitimitätsproblem des Zentralen Runden Tisches – wie die Volkskammer entbehrte er einer demokratischen Beglaubigung – zeichnete sich bereits in seiner am 7. Dezember 1989 formulierten Selbstverständniserklärung ab. Die dort zum Ausdruck gebrachte „tiefe Sorge um unser in eine Krise geratenes Land, seine Eigenständigkeit und seine dauerhafte Entwicklung" (zit. nach: Uwe Thaysen, Der Runde Tisch oder Wo blieb das Volk? Der Weg der DDR in die Demokratie, Opladen 1990, S. 50 f.) präjudizierte eine Frage, über die zu entscheiden allein einem frei gewählten Parlament

letzten Aufbruchs der DDR sehr viel präziser als alle Versuche, dessen Protagonisten zu Wegbereitern der Wiedervereinigung zu stilisieren. Inwieweit eine solche Deutung zentrale, wenngleich nicht geschichtsmächtig gewordene Aspekte dessen ausblendet, was die DDR-Opposition im Lauf der achtziger Jahre antrieb und ausmachte, illustriert schon der Umstand, daß viele Oppositionelle die gesamtdeutsche Richtung, welche die von ihnen (mit)initiierte Revolution einschlug, zunächst bekämpften bzw. als Niederlage und Ausdruck politischen Scheiterns begriffen. So resümierte der aus den „Umweltblättern" – dem wohl wichtigsten und einflußreichsten Erzeugnis des DDR-Samizdats[36] – hervorgegangene „Telegraph" den Ausgang der letzten Volkskammerwahlen unter der Überschrift „Die Revolution frißt ihre Kinder".[37] Und selbst ein so betont bürgerlich gewandeter Akteur wie Konrad Weiß wähnte sich im Februar 1990 „zum Emigranten gemacht im eigenen Land".[38]

Derartige Statements mögen heute befremdlich anmuten. Vor dem Hintergrund der achtziger Jahre waren sie es mitnichten. „Jede oppositionelle Bewegung, die mit einer gesellschaftlichen Alternative auftrat, mußte sich zur Marktwirtschaft positionieren und letztlich nur das konsequente Bekenntnis dazu bedeutete eine Absage an jede Form der Symptompfuscherei am alten Mechanismus",[39] postulierte im Frühsommer 1990 ein „Kontext"-Autor. Akzeptiert man diesen Maßstab, wäre die DDR-Opposition über „Symptompfuscherei" nie hinausgekommen. Ein Plädoyer für die Marktwirtschaft wird man in ihrem Vorwende-Schriftgut vergeblich suchen. Aber auch der parlamentarischen („bürgerlichen") Demokratie begegnete man mit einer Skepsis, die mehrfach in offene Ablehnung umschlug. Die einhellige Forderung nach Demokratisierung implizierte nichts weniger als Zustimmung zum politisch-institutionellen System der BRD. Als Reinhard Schult seine heftig diskutierte Abrechnung mit den oppositionellen Weggefährten, die infolge der „Luxemburg-Liebknecht-Affäre" verhaftet wurden und daraufhin die DDR verließen – „die Inhaftierten gingen als politische Personen in den

*[Fortsetzung von Anm. 35]*
anstand. Entsprechend mußte diese Festlegung von allen, die schon damals für eine schnelle Wiedervereinigung eintraten, als Affront betrachtet werden. Kaum verwunderlich also, daß der Zentrale Runde Tisch meist nur reaktiv in Erscheinung trat, um schlußendlich kaum noch wahrgenommen zu werden. Der Beteuerung von Charles S. Maier, Das Verschwinden der DDR und der Untergang des Kommunismus, Frankfurt a. M. 2000, S. 296, wonach der am Runden Tisch gepflegten Gesprächskultur „etwas Mystisches" anhaftete, steht der sehr prosaische Tatbestand entgegen, daß die TV-Direktübertragung der letzten Sitzung am 12. März 1990 – bei der es immerhin um eine neue Verfassung ging – Punkt 18 Uhr zugunsten des DDR-Sandmännchens abgebrochen wurde (vgl. Thaysen, Der Runde Tisch [Anm. 35], S. 178). Angesichts der Tatsache, daß das „eindrucksvolle Konzept" des damals vorgelegten Verfassungsentwurfs (so Konrad H. Jarausch, Die unverhoffte Einheit 1989–1990, Frankfurt a. M. 1995, S. 203) heute längst vergessen, das „Ulbricht-Sandmännchen" aber noch immer bildschirmpräsent ist, zeugte die Entscheidung der DFF-Verantwortlichen von politischem Weitblick.

36 Vgl. Hubertus Knabe, Nachrichten aus einer anderen DDR. Inoffizielle politische Publizistik in Ostdeutschland in den achtziger Jahren, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* [künftig zitiert: *APuZ*], 1998, Nr. 36, S. 31.

37 *Telegraph. Aktuelle Blätter der Umweltbibliothek Berlin* [künftig zitiert: *Telegraph*], 1990, Nr. 6 (30. 3. 1990), S. 3.

38 Konrad Weiß, Der Heimatverlust schmerzt, in: *Der Spiegel*, 1990, Nr. 8, S. 27; vgl. ders., Vierzig Jahre in Vierteldeutschland, in: Aufbruch (Anm. 33), S. 294–299.

39 Horst Maltner, Parteien und wie nun weiter?, in: *Kontext*, Nr. 8 (2), Mai/Juni 1990.

Knast, verlassen haben sie ihn als Privatpersonen"[40] –, in dem Bekenntnis ausklingen ließ, „der Kapitalismus oder vornehmer: der bürgerlich-parlamentarische Parlamentarismus kann unsere Hoffnung, unsere Zukunft, unser Ziel nicht sein",[41] evozierte er zumindest damit keinen Widerspruch.[42] Auch der Initiative Frieden und Menschenrechte (IFM), die gern als entschlossenste Verfechterin eines westlichen Demokratiebegriffs dargestellt wird,[43] erschien im Dezember 1987 „die Etablierung eines parlamentarischen Systems nach westlichem Muster nur schwer vorstellbar, zumal die ökonomischen Grundlagen dafür weder vorhanden noch anzustreben sind".[44] Daß diese Aussage prinzipieller Natur war, hatte sich schon einige Wochen zuvor gezeigt, als sich IFM-Vertreter und Mitglieder des Friedenskreises der Berliner Samaritergemeinde um Rainer Eppelmann mit Abgeordneten der CDU/CSU trafen. Die DDR-Bürger ermahnten die Bonner Parlamentarier, sich nicht in ihre inneren Angelegenheiten einzumischen, in Sachen Menschenrechte auch vor der eigenen Tür zu kehren[45] und im übrigen nicht zu vergessen, „daß sich, wenn bei uns Begriffe wie Demokratie und Menschenrechte benutzt werden, damit meist ganz andere Vorstellungen verbinden als im Westen".[46] Trotz dieser klaren Worte rebellierte ein Großteil der Ostberliner Oppositionellen gegen den bloßen Anschein, „zusammen mit einer Partei Krokodilstränen über Menschenrechtsverletzungen in der DDR [zu] zerdrücken, die andererseits eine menschenverachtende Asylpolitik betreibt und (zumindest zu großen Teilen) brutale Diktaturen wie in Südafrika und Chile unterstützt".[47]

40 Reinhard Schult, Gewogen und zu leicht befunden, in: *Friedrichsfelder Extrablatt,* April 1988, S. 4; abgedruckt in: Rüddenklau, Störenfried (Anm. 3), S. 223–232, das Zitat: S. 227.

41 Ebd., S. 232.

42 Schults „Brandbrief" hat im nachhinein heftige Kritik auf sich gezogen; vgl. Neubert, Geschichte (Anm. 6), S. 698. Dabei wird jedoch übersehen, daß seine Vorwürfe nur wegen ihrer persönlichen Schärfe singulär waren, in der Sache aber von vielen Oppositionellen geteilt wurden; vgl. *Fußnote³. Eine Dokumentation von Mitgliedern der IFM* [künftig zitiert: *Fußnote³*], Juli 1988, Abschnitt V, S. 2 f. Entsprechend defensiv fielen die im *Friedrichsfelder Feuermelder,* Juni 1988, S. 1–6 abgedruckten Repliken von Stephan Krawczyk und Vera Wollenberger (Lengsfeld) aus.

43 So etwa Lindner, Die demokratische Revolution (Anm. 2), S. 56; Wolfgang Templin und Reinhard Weißhuhn, Die Initiative Frieden und Menschenrechte, in: Am Ende des realen Sozialismus. Bd. 3: Opposition in der DDR von den siebziger Jahren bis zum Zusammenbruch der SED-Herrschaft. Hrsg. von Eberhard Kuhrt, Opladen 1999, S. 175, und Ilko-Sascha Kowalczuk, Von „aktuell" bis „Zwischenruf". Politischer Samisdat in der DDR, in: Freiheit und Öffentlichkeit (Anm. 10), S. 83.

44 Initiative Frieden und Menschenrechte. „Grenzfall" – Vollständiger Nachdruck aller in der DDR erschienenen Ausgaben. Hrsg. von Ralf Hirsch und Lew Kopelew, Berlin 1989, S. VIII.

45 Für die Gesprächsteilnehmer aus der IFM resümierte Gerd Poppe die diesbezüglichen Passagen des Gesprächs wie folgt: „Wir haben darüber hinaus unsere Ansicht von der Unteilbarkeit politischer und sozialer Rechte erläutert und von der Notwendigkeit gesprochen, daß wirtschaftliche Entwicklung und Zusammenarbeit in Ost und West auch den ökologischen Problemen und denen der ‚Dritten Welt' gerecht werden muß. Daß in der Bundesrepublik unsere Bemühungen um die Menschenrechte nicht dadurch unterstützt werden, daß man einen Forderungskatalog für Menschenrechte in der DDR aufstellt, der dann von der Bundesrepublik vorgetragen wird, sondern am ehesten dadurch, daß sich die CDU/CSU und andere staatstragende Parteien stärker um die Verbesserung der Menschenrechtssituation in der Bundesrepublik bemühen" (Gerd Poppe, Dialog oder Abgrenzung; Grenzfall-Vorabdruck 11/87; zit. nach: Initiative [Anm. 44], S. 132).

46 Ebd., S. 133; vgl. Joppke, East German Dissidents (Anm. 5), S. 202.

47 So die „Erklärung von Mitgliedern der Umweltbibliothek Berlin, des Friedenskreises Friedrichsfelde und der Gruppe Gegenstimmen", in: *Umweltblätter,* Nr. 18 (1. 11. 1987), S. 11 [237]; veröffentlicht bei

Weil sich eine solch distanzierte Haltung deutlich von den dezidiert prowestlichen Positionen polnischer, ungarischer oder tschechischer Oppositioneller abhob, dienen sie manchen Beobachtern als Beleg für mangelnde demokratische Entschlossenheit. Aus dieser Warte konkurrierte die „Dissidenz" eines Adam Michnik und Václav Havel mit dem vagen „Revisionismus" einer DDR-Opposition, welche im Grunde nur die menschheitsbeglückenden Verheißungen ihrer Bedrücker beim Wort nahm.[48] So will Martin Jander in den „verschiedenen Programmatiken der Gruppen im Herbst 1989 [...] nur einen besonderen Zweig der bereits herrschenden kommunistischen Lehre" erkennen.[49] Man kann in diesem Verdikt den Ausfluß eines „scholastischen" Geschichtsverständnisses erkennen.[50] Jedoch läßt sich nicht wegdiskutieren, daß die Art, in der DDR-Dissidenten während der achtziger Jahre dachten und handelten, im auseinanderbrechenden „Ostblock" einzigartig war. Wie Eckhard Jesse andeutet, wenn er im „Affekt gegen den ‚Konsumismus'" einen entscheidenden Grund für das Scheitern der DDR-Opposition erkennt,[51] richtete sich deren Aufbegehren keineswegs nur gegen die Gegebenheiten des zugrunde gehenden SED-Staates. Weil es ihr „immer um eine Alternative zu beiden Systemen" ging,[52] artikulierte sie grundsätzliche und systemübergreifende Kritik an einer industriezivilisatorischen Moderne, die den Menschen zu bloßen Produzenten und Konsumenten reduziert. Anhand der von den Oppositionsgruppen gepflegten Sozialismusrezeption, ihrer Haltung zur deutschen Frage und ihrem Selbstverständnis als „alternative Lebensform" soll dies im weiteren exemplifiziert werden.

**Das Verhältnis zu Sozialismus und Staatspartei**

„Anders als in den anderen Warschauer-Pakt-Staaten ist bei vielen DDR-Oppositionellen die antikapitalistische, linke Orientierung so stark, daß man sich manchmal wundert, warum die SED sie so hartnäckig bekämpft hat", notierte Hubertus Knabe im Januar 1990.[53] Diese Momentaufnahme markiert keine umstürzend neue Erkenntnis. So beschrieb György Dalos die DDR-Opposition ein Jahr vor der „Wende" als „eine kleine und relativ isolierte Gruppe von Dissidenten [...], die keinesfalls eine Opposition

*[Fortsetzung von Anm. 47]*
Rüddenklau, Störenfried (Anm. 3), S. 149–151; vgl. Dirk Moldt, War die DDR-Widerstandbewegung antisozialistisch? In alten Papierchen und neuen Büchern gelesen, in: *Horch und Guck*, H. 28 (1999), S. 80.

48 Vgl. Joppke, East German Dissidents (Anm. 5), S. XIII, 13 ff. u. ö.

49 Jander, Die besondere Rolle (Anm. 7), S. 954.

50 So Uwe Thaysen, Die ausgelieferte Opposition, in: Macht – Ohnmacht – Gegenmacht. Grundfragen zur politischen Gegnerschaft in der DDR. Hrsg. von Ehrhart Neubert und Bernd Eisenfeld, Bremen 2001, S. 47.

51 Eckhard Jesse, Oppositionelle Bestrebungen in den achtziger Jahren und ihre Repräsentanten, in: Eine Revolution und ihre Folgen. 14 Bürgerrechtler ziehen Bilanz. Hrsg. von Eckhard Jesse, Berlin 2000, S. 115 f.

52 Trömmer, Der verhaltene Gang (Anm. 32), S. 34.

53 Hubertus Knabe, Die deutsche Oktoberrevolution, in: Aufbruch (Anm. 33), S. 19.

gegen das System darstellt".[54] Eine Veröffentlichung der IFM vom Juli 1988 schien dies zu bestätigen, indem sie sich auf eine Äußerung von Oskar Lafontaine berief, nach der „die DDR-Systemkritiker [...] keine Gegner des dortigen Systems" seien.[55] Auch „Marion", eine „Inoffizielle Mitarbeiterin" des MfS, schien Mitte der achtziger Jahre zu diesem Schluß gelangt zu sein. Hatte die überzeugte Kommunistin zunächst jahrelang ihre „gesamte Persönlichkeit zu jeder Tages- und Nachtstunde in den Dienst der Lösung der politisch-operativen Aufgabenstellung des MfS" gestellt, bewirkte der ständige Kontakt mit vermeintlichen „Konterrevolutionären", daß sie am politischen Sinn ihrer Tätigkeit zu zweifeln begann. Schließlich sprach sie der Staatssicherheit das Recht ab, „Aufklärungshandlungen im politischen Untergrund zu führen, da diese Personen nach ihrer Meinung die wahren Förderer des Sozialismus sind".[56]

Derlei Bemerkungen lassen es zweifelhaft erscheinen, ob der „marxistische Konsens", der einst die Opposition Robert Havemanns und Wolf Biermanns charakterisiert hatte, tatsächlich nur „bis zum Ende der siebziger Jahre" wirksam blieb.[57] Frank Ebert, Ende der achtziger Jahre Mitarbeiter der Berliner Umweltbibliothek und einer der jüngsten Aktivisten der Opposition, erinnert sich etwas anders:

„Im Herbst 1989 hatte ich keine Hoffnung, daß sich plötzlich aus der SED heraus etwas bewegt. Andererseits haben daran viele geglaubt. Ich habe mich – schon davor – immer gefragt, wie man überhaupt auf diese Idee kommen konnte. Immerhin war ja nie etwas zu erkennen, das sich auch nur ansatzweise von der offiziellen Staatspolitik unterschied. [...] Ich hab' immer geglaubt, die Leute, die an so etwas glaubten, hätten zu viele Partisanenbücher gelesen und würden diesen kommunistischen Mythen auf den Leim gehen, die ja auch immer von verschworenen, hochkonspirativ vorgehenden Zirkeln handelten. Realistisch war das jedenfalls nicht."[58]

„Freiheit und Öffentlichkeit" sind für Ilko-Sascha Kowalczuk die Leitbegriffe der späten DDR-Dissidenz. Und natürlich bezeichnen die mannigfaltigen Versuche, ein Stück des von der SED monopolisierten öffentlichen Raums zu besetzen, einen wesentlichen Unterschied (und Fortschritt) gegenüber den versprengten, meist völlig abgeschottet und klandestin agierenden Oppositionszirkeln der siebziger Jahre.[59] Ganz so durchgängig und definitiv scheint die Abkehr von alten Verhaltensmustern jedoch nicht gewesen zu sein. Dem vielfach beschworenen basisdemokratischen Anspruch[60] standen durchaus hierarchische Strukturen, mitunter wohl sogar fast leninistische Verhaltensweisen

54 György Dalos, Konfliktlösung in Ungarn und in der DDR, in: *Grenzfall*, 1988, Nr. 1–12, S. 27.

55 *Fußnote³*, Abschnitt IV, S. 4 (im Original keine Seitenzahlen).

56 Aus den MfS-Akten (BStU, ASt. Berlin, AOP 1224/91: IMB „Marion", OV „Traum") zit. nach: Pingel-Schliemann, Zersetzen (Anm. 25), S. 177–179.

57 „Das freie Wort war die schärfste Waffe der Opposition" (Anm. 10), S. 108.

58 Interview vom 5. Juni 2002.

59 Vgl. Heinz Niemann, Der sogenannte „Bund Demokratischer Kommunisten Deutschlands" in der Opposition und Dissidenz der DDR, in: *DA*, Jg. 24 (1991), H. 5, S. 533–538, sowie allgemein: Neubert, Geschichte (Anm. 6), S. 220–248.

60 Vgl. Karsten Timmer, „Für eine zivile Gemeinschaft zivilisierter Bürger" – Die ideellen Grundlagen der DDR-Bürgerbewegung 1989/90, in: Revolution und Transformation in der DDR 1989/90. Hrsg. von Günther Heydemann, Gunther Mai und Werner Müller, Berlin 1999, S. 60 f.

entgegen.[61] Gerade der IFM attestiert Ebert ein Auftreten, das dem gängigen Bild deutlich zuwiderläuft:

„Die IFM war in meiner Wahrnehmung immer ein ziemlich abgeschotteter Haufen, der für sich sein Süppchen kochte und dabei nie zu Potte kam. Das war für mich so ein Theoretikerhaufen. [...] Da es relativ schwierig war, mit denen auch nur normal zu reden, war die IFM für Leute wie mich passé. Die konntest du für dein eigenes Engagement vergessen."[62]

Daß die hier angerissenen (Generations-)Konflikte bis zum Herbst 1989 belanglos blieben, dürfte der integrativen Wirkung eines doppelten Feindbilds zuzuschreiben sein. Stets sah sich die Absage an den Realsozialismus Honeckers, Mielkes und Mittags mit Kritik am westlich-kapitalistischen System verbunden. Der Behauptung Karsten Timmers, jenseits des Verlangens nach Menschen- und Bürgerrechten sowie nach einem öffentlichen Dialog habe man „jegliche weitere inhaltliche Präzisierung der Forderungen, etwa hinsichtlich der konkreten Ausgestaltung einer zukünftigen Gesellschaft, kategorisch ausgeschlossen",[63] steht eine Fülle von Zeitzeugnissen entgegen, die eine unmißverständliche Ablehnung des westlichen Wirtschaftsmodells ausdrücken. Während die Hoffnung auf einen reformierten „Sozialismus mit menschlichem Antlitz" in Polen und der ČSSR schon in den siebziger Jahre jede Attraktivität eingebüßt hatte, scheint die Strahlkraft, wenn nicht des Begriffs, so doch der damit verbundenen Hoffnungen in der DDR bis zum Schluß wirkungsmächtig geblieben zu sein. Schon die Verwendung eigentlich systemtragender Symbole – Schwenken roter Fahnen oder Absingen der Internationale – als Ausdruck oppositioneller Gesinnung[64] bestätigt Markus Trömmers Diktum, daß zumindest in den Reihen derer, die sich dem kleinbürgerlichem Idyll einer „Nischengesellschaft" versagten und dem Meinungsmonopol der SED öffentlich widersprachen, „die Begriffe Sozialismus und Demokratie untrennbar" waren.[65]

Charakteristisch für eine antikapitalistische Gesinnungstüchtigkeit, die sich vom offiziellen Katechismus nur dadurch unterschied, als sie dessen emanzipatorische Phrasen beim Wort nahm und konsequent einklagte,[66] war ein kompromißloser Egalitarismus, der Ehrhart Neubert noch im Sommer 1989 zu der (heute absurd anmutenden) Klage veranlaßte, daß in der DDR „die Beseitigung sozialer Ungleichheit [...] nie richtig gelungen" sei.[67] Daß es trotz mancher Vermittlungsbemühungen „so gut wie keinen substantiellen Dialog zwischen der ostdeutschen Opposition und den osteuropäischen,

61 Wolfgang Rüddenklau, Ein Leninscher Parteisoldat. Leben und Werk des Stasi-Spitzels Wolfgang Wolf, in: *Telegraph,* 1992, H. 1–2, S. 7, erwähnt Akteure, „die man hinter vorgehaltener Hand als ‚das Zentralkomitee der Friedensbewegung' bezeichnete. Dieser kleine Kreis von Erlauchten glaubte in der Tat, im Vollbesitz der ideologischen Wahrheit zu sein und die Freiheit zu haben, die weniger Bewußten als Schachfiguren benutzen zu können."

62 Interview vom 5. Juni 2002.

63 Timmer, „Für eine zivile Gemeinschaft zivilisierter Bürger" (Anm. 60), S. 61.

64 Vgl. „Die Internationale hinter dem Reichstag"; in: *Grenzfall,* 1987, Nr. 6, S. 2 (abgedruckt in: Initiative [Anm. 44], S. 64); *aktuell* (ak), Ausgabe vom 9. 7. 1987, S. 18–22, und Geisel, Havemann (Anm. 34), S. 73 (Interview mit Bernd Gehrke).

65 Trömmer, Der verhaltene Gang (Anm. 32), S. 117.

66 Vgl. Joppke, East German Dissidents (Anm. 5), S. 13.

67 Ehrhart Neubert, Gesellschaftliche Kommunikation im sozialen Wandel. Auf dem Weg zu einer politischen Ökologie (edition kontext, Ost-Berlin, Oktober 1989), S. 20.

etwa den polnischen oder tschechischen Dissidenten gegeben hat",[68] kann somit kaum verwundern. Während es die Perestroika in Warschau, Prag und Budapest erlaubte, an nationale Traditionen anzuknüpfen und sich damit von der ungeliebten Führungsmacht abzusetzen, schien die vierzig Jahre lang blutleer gebliebene Beschwörung deutsch-sowjetischer Freundschaft in der DDR um 1987 plötzlich Realität zu werden. Die späte, keineswegs nur die Oppositionszirkel ergreifende Sowjetophilie zeigte sich darin, daß „Leute mit Russischkenntnissen [...] hoch im Kurs standen" und das Verbot des „Sputnik" Ende 1988 Massenproteste nach sich zog, die erstmals auch Betriebsbelegschaften und staatsnahe Kreise einschlossen.[69]

„Wir haben viele Gruppen bei den Gemeinden", berichtete Bischof Gottfried Forck im Sommer 1987 dem „Spiegel", „die manchmal bis zur Hälfte, manchmal sogar über die Hälfte besetzt sind von Menschen, die der Kirche gar nicht angehören, die sich selber als Marxisten verstehen, nicht im Sinne der SED aber im weitgefaßten Sinn."[70] In gewisser Weise antizipierte dieser Befund den programmatischen Tenor der Texte, mit denen im Frühherbst 1989 einige Dutzend Oppositionelle die DDR erschütterten. Ungeachtet der Streitereien und Animositäten, die im Vorfeld ein gemeinsames Vorgehen verhindert hatten,[71] lassen die Proklamationen, mit denen sich die Oppositionsgruppen im Herbst 1989 öffentlich als solche konstituierten, kaum inhaltliche Differenzen erkennen.[72] Abgesehen von der Sozialdemokratischen Partei in der DDR (SDP), deren Initiatoren bereits Ende August 1989 eine soziale Marktwirtschaft westeuropäischen Zuschnitts gefordert hatten,[73] sieht sich deren programmatischer Zielhorizont in

68 So Pollack, Politischer Protest (Anm. 6), S. 101; vgl. Joppke, East German Dissidents (Anm. 5), S. 77; *Grenzfall*, 1986, Nr. 1 (29. 6. 1986), S. 5; *Umweltblätter*, 1989, Nr. 32 (September 1989), S. 34 [816], und Wolfgang Rüddenklau, Außenpolitische Kontakte der DDR-Opposition, in: *Horch und Guck*, H. 15 (1995), S. 32. Eine Sonderrolle kommt in diesem Kontext allein der IFM zu; vgl. Templin und Weißhuhn, Die Initiative (Anm. 43), S. 177, und Ludwig Mehlhorn, Der politische Umbruch in Ost- und Mitteleuropa und seine Bedeutung für die Bürgerbewegung in der DDR, in: Materialien (Anm. 7), Bd. VII.2, S. 1431.

69 Rüddenklau, Störenfried (Anm. 3), S. 195 f.; vgl. Oliver Werner, Die „Sputnik"-Krise in der SED 1988/89, in: Revolution und Transformation (Anm. 60), S. 117–136. Nach Christian Welzel, Von der SED zur PDS. Eine doktringebundene Staatspartei auf dem Weg zu einer politischen Partei im Konkurrenzsystem?, Frankfurt a. M. 1992, S. 54, provozierte die „Sputnik"-Krise rund 200000 Protestschreiben und ca. 3800 Austritte aus der SED.

70 *Der Spiegel*, 1987, Nr. 21, S. 90.

71 Vgl. Geisel, Havemann (Anm. 34), S. 95 (Interview mit Reinhard Schult).

72 Vgl. die Analyse des Ökumenischen Friedenskreises der Region Forst: *Aufbruch*, 6. 10. 1989, S. 1 ff., und Ludwig Mehlhorn, Wir brauchen eine vom Staat unabhängige Gesellschaft, in: Die Opposition in der DDR. Entwürfe für einen anderen Sozialismus. Hrsg. von Gerhard Rein, Berlin 1989, S. 78. Der Versuch von Trömmer, Der verhaltene Gang (Anm. 32), S. 68 ff., bereits im Spätsommer 1989 eine politische Ausdifferenzierung der verschiedenen Gruppen zu attestieren, ist wenig überzeugend. In besonderem Maße gilt dies, wenn er (S. 70) dem Demokratischen Aufbruch einen politischen Standort zuschreibt, der sich von dem anderer Oppositionsgruppen schon früh unterschieden habe. Die Formulierung, mit der Daniela Dahn ihr Engagement im DA erklärt – „endlich hatte ich, was ich seit meinem 18. Lebensjahr wollte: eine Opposition, die sozialistischer ist als das Bestehende" (Daniela Dahn, Westwärts und nicht vergessen. Vom Unbehagen in der Einheit, Reinbek 1997, S. 112) –, negiert dies ebenso wie Friedrich Schorlemmers Behauptung, Helmut Kohl habe die Gruppe Mitte Januar 1990 „schlicht gekauft" (*Freitag*, 2000, Nr. 9, S. 3).

73 Der „Aufruf der Initiativgruppe ‚Sozialdemokratische Partei in der DDR'" von Ende August beinhaltete die Forderung nach einer „soziale[n] Marktwirtschaft mit striktem Monopolverbot zur Verhinderung

einer Formulierung aus der „Resolution der Künstler" vom 18. September 1989 bündig zusammengefaßt: „Es geht nicht um Reformen, die den Sozialismus abschaffen, sondern um Reformen, die ihn weiterhin in diesem Lande möglich machen."[74] Was die Liquidierung des Sozialismus in Deutschland einleitete, begann mit Bekenntnissen zu diesem.[75] So erklärte der „anfangs ausgeprägt antikapitalistische"[76] Demokratische Aufbruch (DA) in seinem Gründungsaufruf vom 2. Oktober, „wir wollen neu lernen, was Sozialismus für uns heißen kann".[77] Ganz ähnlich hatte sich am 12. September die Bürgerbewegung Demokratie jetzt (Dj) geäußert: „Der Sozialismus muß nun seine eigentliche, demokratische Gestalt finden, wenn er nicht geschichtlich verloren gehen soll. Er darf nicht verloren gehen, weil die bedrohte Menschheit auf der Suche nach überlebensfähigen Formen menschlichen Zusammenlebens Alternativen zur westlichen Konsumgesellschaft braucht, deren Wohlstand die übrige Welt bezahlen muß."[78]

Zwar verzichtete die bekannteste und einflußreichste Gruppe, das Neue Forum, darauf, in ihrem Gründungsaufruf ein explizites Bekenntnis zum Sozialismus abzulegen, doch bedeutete dies keineswegs eine Absage an dessen Gedankenwelt.[79] Neben der unmißverständlichen Festlegung, „für uns ist die Wiedervereinigung kein Thema, da wir von der Zweistaatlichkeit Deutschlands ausgehen und kein kapitalistisches Gesellschaftssystem anstreben",[80] belegt dies vor allem der „Offene Brief", mit dem sich das NF am 7. Oktober „an alle Mitglieder der SED" wandte:

„Wir protestieren gegen die Versuche der Regierung, uns als Sozialismusfeinde darzustellen. Das ‚Neue Forum' ist eine Stätte für neues Denken. Das ist in der DDR ebensowenig sozialismusfeindlich wie in der Sowjetunion. [...] Eher schon gefährdet die SED den Sozialismus auf deutschem Boden. Wir wenden uns ausdrücklich an die zwei Millionen Mitglieder der SED: Ihr bildet die größte und wichtigste politische Körperschaft in unserem Land. Zu Euch gehört ein enormes Potential von Fachwissen und Leitungserfahrung, das für die Erneuerung unserer Gesellschaft dringend gebraucht wird. Ihr beansprucht die führende Rolle – übt sie aus."[81]

Unabhängig von der Glaubwürdigkeit einer Stasiakte, nach der Bärbel Bohley noch Ende Oktober 1989 die Ansicht vertreten habe, „grundsätzlich sei die führende Rolle

*[Fortsetzung von Anm. 73]*
undemokratischer Konzentration ökonomischer Macht" (zit. nach: Lindner, Die demokratische Revolution [Anm. 2], S. 49). So anrüchig die Aussage eines langjährigen IM a priori sein mag, memorierte Manfred Ibrahim Böhme Ende Januar 1990 wohl doch korrekt, daß die SDP-Gründer wegen ihres frühzeitigen Eintretens für eine soziale Marktwirtschaft „selbst von Freunden aus der Opposition mit Häme bedacht" wurden (Interview mit SDP-Geschäftsführer Ibrahim Böhme, in: *Neues Deutschland*, 23. 1. 1990, S. 3).

74 Zit. nach: Die Opposition in der DDR (Anm. 72), S. 150 f.

75 Vgl. Dirk Rochtus, Zwischen Realität und Utopie: Das Konzept des „dritten Weges" in der DDR 1989/90, Leipzig 1999, S. 135 f.

76 So Dahn, Westwärts (Anm. 72), S. 112.

77 Aufruf zum „Demokratischen Aufbruch – sozial, ökologisch", in: Die Opposition in der DDR (Anm. 72), S. 34.

78 Zit. nach: Die Opposition in der DDR (Anm. 72), S. 59 f.

79 Vgl. Joppke, East German Dissidents (Anm. 5), S. 141.

80 „Liebe Freunde und Freundinnen des *Neuen Forum*!" (1. 10. 1989); zit. nach: Die ersten Texte des Neuen Forum. Hrsg. im Auftrag des Landessprecherrates von Julia Michelis, Berlin, Januar 1990, S. 3.

81 Zit. nach: Die Opposition in der DDR (Anm. 72), S. 15 f.

der SED nicht abzulehnen, sie müsse lediglich so gestaltet werden, daß sie erkennbar und sichtbar erlebbar sei und allen diene",[82] falsifiziert der „Offene Brief" die These Hartmut Zwahrs, „der Kern der Bürgerrechtler wollte nicht reformieren, sondern den Machtapparat auflösen, also den Machtwechsel vollziehen".[83] Mehr noch: Gemäß dem Diktum Jens Reichs, die Ostdeutschen hätten „selbst als Oppositionelle in den Kategorien des Sozialismus" gedacht,[84] stellen die Produkte des „Plattformfiebers" die gängige Betrachtungsweise in Frage, welche *die* Opposition zum antagonistischen Gegenpol *der* SED stilisiert.[85] Es kommt nicht von ungefähr, daß bei Arbeiten, die sich primär auf politisch-programmatische Sachaussagen stützen, zwischen SED-Reformern und Oppositionsgruppen keine klare Trennlinie gezogen wird.[86] So wirkt der politische Bauchladen, mit dem André Brie Anfang 1990 Eckpunkte einer „sozialistischen Erneuerung" auflistete – „Ausprägung und Herstellung ihres sozialistischen Charakters in Gestalt wahrhaft alternativer und realistischer Gesellschaftsstrategien, effektiver und weitreichender Demokratie, Menschenrechtsrealisierung, Humanismus, Ökologie, Individualitätsentfaltung usw."[87] –, wie eine Dublette der Oppositionsproklamationen vom vorangegangenen Herbst. In wirtschaftspolitischer Hinsicht schienen viele Dissidenten sogar strukturkonservativer gestrickt als manch staatsnaher Intellektueller. Derweil das Neue Forum den Begriff Marktwirtschaft bis zum Mauerfall peinlichst mied, gab es innerhalb der SED, etwa im Umkreis des Forschungsprojekts „Moderne Sozialismustheorien",[88] durchaus Kräfte, die einen Rückbezug auf klassisch sozialdemokratische Reformismuskonzepte propagierten, indem sie den Markt (einschließlich des Kapitalmarkts) als zentrale Regulationsinstanz ökonomischen Handelns restituieren und den sozialistischen Anspruch auf weitreichende Mitbestimmungsrechte beschränkt wissen wollten.[89]

Der Eindruck, daß die DDR-Oppositionellen ein grundsätzlich positives Sozialismusbild handhabten, wird dadurch bestätigt, daß manche der SED die dauerhafte Disqualifikation des Sozialismusgedankens als eigentliches „Hauptverbrechen"

82 BstU, MfS, ZAIG, Information Nr. 485/89 „über das Wirken antisozialistischer Sammlungsbewegungen und damit im Zusammenhang stehende Probleme" (30. 10. 1989), Bl. 155; vgl. Ralf Georg Reuth, und Andreas Bönte, Das Komplott. Wie es wirklich zur deutschen Einheit kam, München 1993, S. 132.

83 Zwahr, Die Revolution in der DDR 1989/90 (Anm. 2), S. 227. Zwahrs Interpretation deckt sich freilich weitgehend mit den Analysen führender SED- und MfS-Kreise, welche bis zum Fall der Mauer Radikalität, Handlungsbereitschaft und Machtbewußtsein insbesondere des Neuen Forums massiv überschätzten (vgl. Süß, Staatssicherheit [Anm. 2], S. 356 f., S. 372, S. 375 u. ö.).

84 Geisel, Havemann (Anm. 34), S. 107 (Interview mit Jens Reich).

85 Vgl. Trömmer, Der verhaltene Gang (Anm. 32), S. 2.

86 Dies gilt insbesondere für Rochtus, Zwischen Realität und Utopie (Anm. 75), und Trömmer, Der verhaltene Gang (Anm. 32); vgl. zu letzterem meine Rezension in: *Horch und Guck*, H. 39 (2002) S. 77 f.

87 André Brie, Thesen zu einer neuen Außenpolitik, in: Aufbruch (Anm. 33), S. 243.

88 Vgl. Wolfgang Engler, Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land, Berlin 2000, S. 332 f.; Rainer Land und Ralf Possekel, Namenlose Stimmen waren uns voraus. Politische Diskurse von Intellektuellen in der DDR, Bochum 1994, S. 43; Rochtus, Zwischen Realität und Utopie (Anm. 75), S. 81 ff., und Trömmer, Der verhaltene Gang (Anm. 32), S. 20 ff. sowie S. 82 ff.

89 Vgl. Rainer Land, Die Grenze ist offen, in: Aufbruch (Anm. 33), S. 216–226; ders., Das Umbaupapier, Berlin 1990; Rainer Land und Ralf Possekel, Fremde Welten. Die gegensätzliche Deutung der DDR durch SED-Reformer und Bürgerbewegung in den achtziger Jahren, Berlin 1998, S. 70 f., und Rochtus, Zwischen Realität und Utopie (Anm. 75), S. 163.

ankreiden.[90] Andererseits besteht Einigkeit, daß die Staatspartei im Verlauf der achtziger Jahre die letzten Reste an Renommee und Vertrauen verspielt habe. „Das war keine Randerscheinung, sondern ein Grundgefühl, das sich auch – wie in meinem Fall – auf ehemalige Genossen bezog", bemerkt Klaus Wolfram, der 1989/90 als einer der programmatischen Köpfe des Neuen Forums firmierte.[91] Wie tief der Argwohn saß und wie leicht er in Verschwörungstheorien umschlagen konnte, zeigt ein Kommentar Lutz Rathenows vom Januar 1990, welcher der chaotischen Maueröffnung ein kühl kalkuliertes Konzept zugrunde legt: „Der jähe Überrumpelungseffekt war eingeplant, die neuen Möglichkeiten sollten nicht als schrittweise hergestellte Normalität heranreifen, sondern den einzelnen als berauschendes Glücksgefühl überfallen."[92] Daß diesem negativen „Grundgefühl" seitens der SED – sei es durch ihren Elitarismus,[93] sei es durch die ideologiefixierte Manie, öffentliche Kritik als Kollaboration mit dem Klassenfeind aufzufassen[94] – kräftig Vorschub geleistet wurde, bezeugt bereits der reumütige Unterton der einschlägigen Memoirenliteratur.[95] Obwohl die „monolithische" Einheit der Partei nur noch ein Mythos war, prominente SED-Mitglieder sarkastische Bemerkungen über den „Marxismus-Senilismus" ihrer Führung machten,[96] die Stimmung der Basis zunehmend rebellisch wurde[97] und gerade die (nachmaligen) SED-Reformer um die tiefe Krise der DDR wußten, kam es kaum einmal zu einer Annäherung an Vertreter der Opposition. Bei denen wiederum galten die wenigen Kontakte, die es vor dem Herbst 1989 mit SED-Mitgliedern und staatsnahen Intellektuellen gab, keineswegs als anrüchig. Vielmehr wurden sie als „hochspannend" empfunden und entsprechend gepflegt.[98] Daß

90 Aus dem Mitschnitt eines Gesprächs mit Wolfgang Rüddenklau vom 19. Januar 2001.

91 Interview vom 21. November 2001.

92 Lutz Rathenow, Nachdenken über Deutschland, in: Aufbruch (Anm. 33), S. 286.

93 Bezeichnend hierfür die Kapitelüberschrift bei Land und Possekel, Fremde Welten (Anm. 89), S. 107 bis 114: „Die Bürgerbewegung – ehrenwert aber inkompetent".

94 Vgl. Hans Modrow, Aufbruch und Ende, 2. Auflage, Hamburg 1991, S. 17.

95 Vgl. Gysi und Falkner, Sturm aufs große Haus (Anm. 35), S. 16; Hans Modrow, Ich wollte ein neues Deutschland, Berlin 1998, S. 203; Markus Wolf, Im eigenen Auftrag. Bekenntnisse und Einsichten, München 1991, S. 165; Land und Possekel, Namenlose Stimmen (Anm. 88), S. 43, und Frank-Joachim Hermann, Der Sekretär des Generalsekretärs, Berlin 1996, S. 45. Selbst Margot Honecker meinte 1990, es sei „vielleicht" ein Fehler gewesen, „daß man nicht genügend differenzierte, was waren die Kräfte der Opposition, die eine Änderung des ganzen Systems wollten, und was waren diejenigen, die es besser machen wollten, die mehr Mitspracherecht, mehr Zugehen auf die Probleme wollten" (Reinhold Andert und Wolfgang Herzberg, Der Sturz. Honecker im Kreuzverhör, Berlin und Weimar 1990, S. 421). Vgl. auch die Anm. 304.

96 Günter Schabowski, Der Absturz, Reinbek 1992, S. 157 f.

97 Vgl. Wolle und Mitter, Untergang (Anm. 15), S. 509 ff.; Trömmer, Der verhaltene Gang (Anm. 32), S. 18–22, und – als Beleg für Zerrüttung und Fraktionierung auf lokaler Ebene – Cordia Schlegelmilch, Die politische Wende in der DDR am Beispiel der sächsischen Stadt Wurzen, in: Die politische „Wende" 1989/90 in Sachsen (Anm. 2), S. 136 ff.

98 Christian Sachse im Gespräch vom 26. November 2001: „Wir haben gewußt, daß Edelbert Richter mit irgendwelchen SEDlern oder SED-nahen Leuten Kontakt hatte, und fanden das auch hochspannend." Ganz ähnlich der Rückblick von Frank Ebert (Interview vom 5. Juni 2002): „Es gab in der SED ja auch Mitglieder, die wirklich vom Sozialismus überzeugt waren. Und seltsamerweise waren das genau die Leute, mit denen man reden konnte. Das fand ich immer sehr beeindruckend. Ich habe damals in Marzahn gewohnt. Und da gab es Genossen, die mich auf meine Aktivitäten in der Umweltbibliothek ansprachen [...] und um ein paar Exemplare der ‚Umweltblätter' baten. Die erzählten, daß sie in der Parteigruppe darüber diskutierten und Informationen benötigten. Mit denen konnte man richtig gut

sie seltene Ausnahmen blieben, verdankte sich also nicht den Anti-SED-Affekten der Outlaws, sondern scheinbar unerschütterlicher Parteidisziplin, welche noch dem entschiedensten Reformer im Umgang mit vermeintlichen Staatsfeinden eine strikte Kontaktsperre gebot.

Vermutlich wurden Reformfähigkeit und intellektuelle Kapazität der SED in den Reihen der Opposition ebenso überschätzt wie in den politischen, wirtschaftlichen und publizistischen Chefetagen der Bundesrepublik.[99] Man mag über die Publizistin Daniela Dahn und ihre Behauptung, nach der es „im Grunde keinen originären Gedanken der Bürgerbewegung gab, der nicht zuvor schon öffentlich von SED-Mitgliedern geäußert worden war",[100] denken, wie man will – jedenfalls schien das Neue Forum der Partei, die den DDR-Sozialismus trug und verkörperte, noch im Oktober 1989 ein beträchtliches Maß an Kompetenz und Gestaltungskraft zugemessen zu haben. Der „Offene Brief", den einer seiner Verfasser als Beleg dafür sieht, daß in der „Spitzengruppe des *Neuen Forum[s]*" „über eine Zusammenarbeit mit demokratischen Kräften in der SED zu diesem Zeitpunkt Konsens herrschte",[101] fügt sich denn auch nahtlos in die erstaunliche Konzilianz und nimmermüde Gesprächsbereitschaft, welche die Oppositionsszene während der gesamten achtziger Jahre an den Tag gelegt hatte. Mochte diese in MfS-internen Papieren auch beharrlich als „negativ", „antisozialistisch", „konterrevolutionär" und „staatsfeindlich" apostrophiert worden sein,[102] war sie dies realiter keineswegs. Es ist bezeichnend, daß die Initiative „Absage an Praxis und Prinzip der Abgrenzung" vom Frühjahr 1987[103] zwar das DDR-Grenzregime und die starre Konfrontation der Machtblöcke anging, zugleich aber selbstkritisch bemerkte, daß es „in unserer Kirche lange Zeit eine Mentalität der Abgrenzung gegenüber dem Staat und der sozialistischen Gesellschaft gegeben [hat], die wir in einem langen Lernprozeß [...] überwinden

*[Fortsetzung von Anm. 98]*
diskutieren. Das hat auch Spaß gemacht. Mich hat immer geärgert, daß genau so etwas offiziell nicht möglich war. Und mir war völlig unklar, warum es nicht ging. Das wäre doch kein Beinbruch gewesen." Vgl. Herbert Mißlitz, Im Herbst der Bestie. Wie es 1988 zum Anti-IWF-Kongress im Osten kam, in: ... das war doch nicht unsere Alternative (Anm. 13), S. 110, S. 114 u. ö.

99 Vgl. Geisel, Havemann (Anm. 34), S. 92 (Interview mit Reinhard Schult).

100 Dahn, Westwärts (Anm. 72), S. 108.

101 Interview mit Klaus Wolfram vom 21. November 2001.

102 Vgl. Klaus Schroeder, Der SED-Staat. Partei, Staat und Gesellschaft, München und Wien 1998, S. 464 f., und Pingel-Schliemann, Zersetzen (Anm. 25), S. 111 f.

103 Der Antragstext wurde seinerzeit veröffentlicht in: *Aufrisse. Absage an Praxis und Prinzip der Abgrenzung* (= *radix-Blätter,* Nr. 5, 1987 [künftig zitiert: *Aufrisse*]), S. 4 f., und in: *aktuell* (ak) vom 9. 7. 1987, S. 2–4; (abgedruckt in: Freiheit und Öffentlichkeit [Anm. 10], S. 155–157); vgl. Neubert, Geschichte (Anm. 6), S. 678–682. Neuberts Versuch, in diesem Zusammenhang gegen das SPD-SED-Papier über den „Streit der Ideologien" zu polemisieren, ist schwer nachzuvollziehen. Seine Beweisführung, nach der letzteres „deutschlandpolitisch hinter der Initiative weit zurückblieb" – „die Forderung nach Absage an die Abgrenzung hat zwar nicht ausdrücklich die Einheit Deutschlands eingeklagt, sprach aber dem 13. August jegliche Legitimation ab" (ebd., S. 681) –, wird durch die erläuternden Gedanken des Mannes, der den Text im April 1987 in die kirchenpolitische Diskussion einbrachte, ad absurdum geführt: „Wir verkennen nicht, sondern erkennen ausdrücklich an, daß der Bau der Mauer am 13. 8. 1961 den status quo der Ergebnisse des Zweiten Weltkriegs und damit den bestehenden Frieden stabilisiert hat" (Hans-Jürgen Fischbeck, Gedanken zur Einbringung des Antrags in die Synode Berlin-Brandenburg, in: *Aufrisse* [Anm. 103], S. 8.).

mußten".[104] Das Wort „Dialog" ist der Schlüsselbegriff, der sich während der Vorwendezeit wie ein roter Faden durch alle Bekundungen der Opposition zieht.[105] Auch der im „Offenen Brief" angewandte Kunstgriff, die SED-Machthaber ans sozialistische Portepee zu fassen, war nichts weniger als singulär. So distanzierte sich eine DDR-weite Vollversammlung der Kirche von Unten im Gefolge der „Luxemburg-Liebknecht-Affäre" von der anschwellenden Ausreisebewegung, indem sie den Herrschenden vorwarf, sie hätten „nicht unterschieden zwischen denen, die lediglich dieses Land verlassen wollen, und denen, die das revolutionäre Erbe anmahnen, weil sie für notwendige Veränderungen in unserer Gesellschaft eintreten, einen emanzipatorischen Anspruch setzen und so den Sozialismus bejahen".[106] Und eine gleichfalls landesweit organisierte „Arbeitsgruppe Weltwirtschaft" appellierte anläßlich des (West-)Berliner IWF-Kongresses vom Sommer 1988 an die devisenhungrige Partei- und Staatsführung, „sich aus sozialistischer Verantwortung auf internationale Solidarität zu besinnen, die Praktiken der Mordmaschine kenntlich zu machen und der IWF-Tagung keinerlei Unterstützung zu gewähren".[107]

Derlei Aussagen beschränkten sich nicht auf die (aus heutiger Sicht) als „links" etikettierten Kreise um die „basisdemokratisch-anarchistischen"[108] „Umweltblätter" oder den „linkssozialistischen"[109] „Friedrichsfelder Feuermelder". Auch im „radikaldemokratischen"[110] „Grenzfall" der IFM finden sich vehemente, dezidiert antikapitalistisch gehaltene Attacken „gegen die Herren in den Chefetagen des IWF, des GATT und der EG".[111] Die weitverbreitete Praxis, die emanzipatorisch-revolutionäre Phraseologie der Honecker-SED beim Wort zu nehmen, legt den Eindruck nahe, daß hinter den ständigen Dialogangeboten der Traum von einem ultimativen Friedensschluß stand, der auf den ursprünglichen Idealen und Visionen des Sozialismus fußen und dadurch imstande sein sollte, die tiefe Kluft gegenseitigen Mißtrauens zu überwinden. Kaum zwei Jahre vor dem Zusammenbruch der SED beschwor Heidi Bohley – gleichfalls in einer Publikation der IFM – eine „nationale Aussöhnung zwischen den Staatsschiffslenkern da oben und uns, den Leuten mit einer kritischen Sicht", dem sodann „im schöpferischen Dialog" ein einträchtiges Vorgehen „gegen die gemeinsamen Feinde" folgen könne. „Sozialismus – was sonst", lautet die so ratlose wie eindeutige Schlußzeile dieses Beitrags.[112] „Vielen, wenigstens in der DDR, haben die Ziele des Sozialismus eingeleuchtet",

104 Ebd., S. 7.

105 Vgl. *Kontext,* Nr. 1 (Anfang 1988), S. 2 (Vorwort).

106 Zit. nach: *Umweltblätter,* Nr. 21 (12. 2. 1988), S. 31 f. [332 f.]; vgl. Joppke, East German Dissidents (Anm. 5), S. 131.

107 Rüddenklau, Störenfried (Anm. 3), S. 189 f. Vgl. den Reader „Schuldenkrise" (Matthias-Domaschk-Archiv), den die „Arbeitsgruppe Weltwirtschaft" 1988 in zwei Fassungen und insgesamt vier Auflagen veröffentlichte.

108 So Knabe, Nachrichten (Anm. 36), S. 29, und Neubert, Geschichte (Anm. 6), S. 756.

109 So Kowalczuk, Von „aktuell" bis „Zwischenruf", in: Freiheit und Öffentlichkeit (Anm. 10), S. 51, bzw. Knabe, Nachrichten (Anm. 36), S. 29.

110 Ebd.

111 Caracas. Internationale Arbeiterkonferenz gegen die Zerstörungspläne des IWF und der EG; in: *Grenzfall,* 1987, Nr. 3 (zit. nach: Initiative [Anm. 44], S. 41).

112 Heidi Bohley, Authentische Geschichte, in: Art. 27. Für einen demokratischen Frieden – Initiative Frieden und Menschenrechte, (1987), S. 15.

resümiert Wolfgang Rüddenklau.[113] Und mag sein Fazit, die Opposition habe die SED nicht wirklich besiegt, sondern „dem Koloß auf tönernen Füßen nur noch den Gnadenstoß" versetzt,[114] auch ähnlich inopportun anmuten wie das Bekenntnis, „den Kapitalismus [...], der nach dem Ende des Regimes von außen hereinbrach", so wenig goutiert zu haben wie die Praktiken der Staatspartei,[115] deckt sich letzteres doch auffällig mit dem Wortlaut der oppositionellen „Plattformen", die den Fall des Regimes einläuteten. Der von Rüddenklau benannte „Reformer-Mythos", kraft dessen viele Oppositionelle auf eine SED-interne Revolte gehofft hätten,[116] schien angesichts der sowjetischen Perestroikapolitik so naheliegend wie die Angst vor einem „Machtvakuum", die ein Bericht der Zentralen Auswertungs- und Informationsgruppe des MfS Anfang November bei den NF-Sprechern grassieren sah,[117] aus der Sicht verantwortungsbewußter DDR-Bürger verständlich anmutet.

Als der Punkt, welcher eine Verständigung zwischen SED-Reformern und Dissidenten massiv erschwert bzw. von vornherein unmöglich gemacht habe, wird gemeinhin die Stasiproblematik genannt. Rainer Land und Ralf Possekel betonen, daß „bis heute" vor allem in dieser Frage „die differenten diskursiven Identitäten der Opposition mit denen der SED-Reformer aufeinanderprallen".[118] Gemäß dem von Uwe Thaysen entfalteten Szenario, das den „alten Machtkampf" im Sturm auf die Stasizentrale in Berlin-Lichtenberg kulminieren sieht,[119] wird das oppositionelle Engagement während der „Wende" gern auf den Kampf gegen das MfS (bzw. das als Nachfolgeorganisation konzipierte Amt für Nationale Sicherheit) reduziert. Erstaunlicherweise haben die Gruppen aber kaum protestiert, als Hans Modrow in seiner Regierungserklärung vom 17. November 1989 den gesamten Stasikomplex unter „ferner liefen" abhandelte.[120] In den öffentlichen Bekundungen des Neuen Forums wurde das Thema erst im Dezember berührt, wobei der Aufruf „Innere Abrüstung jetzt", den der Landessprecherrat am 5. Dezember 1989 verfaßte, betont moderat formuliert war und keine Abschaffung, sondern nur die „Bürgerkontrolle der Staatssicherheit" verlangte.[121] Es entbehrt nicht einer gewissen Komik, daß sich Engagement und Wut der Oppositionsgruppen just zu dem Zeitpunkt auf das MfS fokussierten, als man dort begann, die einstigen „Staatsfeinde" positiv zu betrachten.[122] Berücksichtigt man die Zeitumstände – Gorbatschows Aufstieg war bekanntermaßen vom KGB gefördert worden –, dürfte die Hoffnung auf eine

113 Rüddenklau, Störenfried (Anm. 3), S. 366.
114 Ebd.
115 Ebd., S. 369.
116 Ebd., S. 282; vgl. Geisel, Havemann (Anm. 34), S. 92 (Interview mit Reinhard Schult).
117 Süß, Staatssicherheit (Anm. 2), S. 653.
118 Land und Possekel, Fremde Welten (Anm. 89), S. 92.
119 Thaysen, Der Runde Tisch (Anm. 35), S. 64 ff.
120 Vgl. Süß, Staatssicherheit (Anm. 2), S. 493 f.
121 Zit. nach: Die ersten Texte des Neuen Forum (Anm. 80), S. 27. Allerdings scheint die Basis die pragmatische Position der Führungsgruppe zu diesem Zeitpunkt nicht mehr geteilt zu haben. So erhob in einem Demonstrationsaufruf zum Tag der Menschenrechte am 10. Dezember 1989 „das Neue Forum Berlin" schon tags darauf die Forderung nach „Abschaffung der Staatssicherheit" (Robert-Havemann-Gesellschaft, Bestand Neues Forum: Lesekopien-Ordner „Pressearbeit 1989").
122 Vgl. Süß, Staatssicherheit (Anm. 2), S. 568 und 676.

Perestroikafraktion innerhalb des Sicherheitsapparats, so abstrus sie aus heutiger Sicht anmuten mag, auch in Oppositionskreisen virulent gewesen sein. Geschichten von MfS-Mitarbeitern, die Demonstranten gegen Übergriffe anderer Mielke-Leute schützten,[123] und Berichte über Stasi-Büros, in denen „schon früh Gorbatschow-Porträts hingen",[124] mußten angesichts des sowjetischen Beispiels glaubhaft, ja naheliegend erscheinen – ganz abgesehen davon, daß sie, wie Walter Süß' Untersuchung über das Ende des Mielke-Imperiums zeigt, nicht völlig gegenstandslos waren.

Versucht man, den politischen Tenor des DDR-Samizdats (anders als im RGW-Umfeld gab es einen solchen erst ab Mitte der achtziger Jahre[125]) auf einen Nenner zu bringen, bietet sich der Begriff der systemischen Äquidistanz an. Die Ablehnung der SED-Gerontokratie sollte auf keinen Fall als Plädoyer für den „goldenen Westen" aufgefaßt werden. Gekennzeichnet durch die Suche nach einem „Weg vom realen zum idealen Sozialismus", stand das politische Denken der DDR-Opposition in der geistesgeschichtliche Tradition des „dritten Weges",[126] strebte also eine Synthese der Systeme an, durch die Demokratie und Sozialismus konvenieren und gleichsam zu sich selbst finden sollten. Mochten die Dialogforderungen, als ihnen dann endlich entsprochen wurde, faktisch auch als kapitalistischer Sprengsatz gewirkt haben, waren sie doch kaum als solcher gedacht. Wohlmeinende Versuche, die reformsozialistische Rhetorik der Oppositionsgruppen auf den totalitären Systemcharakter der DDR zurückzuführen, welcher ein zielgerichtetes Nachdenken über (Parteien-)Demokratie, Marktwirtschaft und Wiedervereinigung a priori unmöglich gemacht habe,[127] vermögen nicht zu überzeugen. So illustriert das Beispiel Polens, daß radikale Normverletzung und die Erhebung qua System unsinniger Forderungen unter den Bedingungen des Realsozialismus keinesfalls ausgeschlossen waren. Überhaupt reibt sich das Bild vom „totalitären", potentiell allgewaltigen SED-Staat mit der Erkenntnis, daß die Grundlagen des Honeckerschen „Konsumsozialismus"[128] seit Mitte der achtziger Jahre rapide erodierten, er außenpolitisch unter wachsendem Kompromißdruck stand und daher zu einem massiven Vorgehen gegen seine (eingebildeten wie realen) Widersacher gar nicht mehr imstande war.[129] Betrachtet man, wie die Politik der SED in der letzten Dekade ihrer Diktatur zu einem oft absurden, völlig konzeptions- und prinzipienlosen *muddling*

123 Gerhard Rein, Die protestantische Revolution 1987–1990. Ein deutsches Lesebuch, Berlin 1990, S. 46 f.

124 So Heiner Müller, Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen, Berlin 1992, S. 217. Schon im Winter 1982 – also noch zu Lebzeiten Leonid Breschnews – gab es in der Bundesrepublik Mutmaßungen über einen Reformflügel innerhalb des MfS (vgl. *Der Spiegel,* 1982, Nr. 9, S. 47).

125 Vgl. Timothy Garton Ash, „Und willst du nicht mein Bruder sein ..." – Die DDR heute, Hamburg 1981, S. 106. Eine Ausnahme bildeten allein die bis 1980 zirkulierenden DDR-Ausgaben des „Roten Morgens". Streng genommen war das Zentralorgan der maoistisch-stalinistischen KPD/ML also das „erste regelmäßige oppositionelle Blatt" in der DDR (so Wolfgang Rüddenklau, Außenpolitische Kontakte der DDR-Opposition, in: *Horch und Guck,* Nr. 15 [1995], S. 31; vgl. Gerd Koenen, Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution, Frankfurt a. M. 2002, S. 301–303).

126 Vgl. Trömmer, Der verhaltene Gang (Anm. 32), S. 126.

127 So etwa Pollack, Politischer Protest (Anm. 6), S. 177 f., S. 229 u. ö.; Thaysen, Die ausgelieferte Opposition (Anm. 50), S. 37–47, und Pingel-Schliemann, Zersetzen (Anm. 25), S. 118.

128 Pollack, Politischer Protest (Anm. 6), S. 122.

129 Vgl. Süß, Staatssicherheit (Anm. 2), S. 139 f., und Rüddenklau, Störenfried (Anm. 3) S. 361.

*through* geriet,[130] wirkt die neuerdings heftig kritisierte Abkehr von totalitarismustheoretischen Erklärungsmustern, welche die meisten westlichen DDR-Beobachter während der achtziger Jahre vollzogen,[131] durchaus angemessen. Postume Verdammungsurteile über die „sorgfältig gehegte Illusion, mit einer Politik der Aufwertung und Stabilisierung des SED-Regimes zu einer inneren Liberalisierung der DDR beizutragen",[132] implizieren eine Verharmlosung der Ulbricht-Ära und sind zudem unlogisch. Wenn die DDR-Geschichte tatsächlich „aus einem Guß", sprich: konsistent „totalitär" gewesen wäre, hätte die SED nach allen Vorgaben der Totalitarismustheorie kaum ohne einen Schuß kapitulieren dürfen. Auch wenn die Machthaber noch nach dem Sturz Erich Honeckers an dem ideologischen Konstrukt festzuhalten suchten, das die Identität von Partei, Staat und Gesellschaft postulierte und damit einer Opposition per definitionem jedes Existenzrecht bestritt, ist unübersehbar, daß dieser Anspruch während der achtziger Jahre zusehends verhandelbar und immer weniger rigoros umgesetzt wurde. Nicht umsonst registrierte der Normalbürger „eine Eskalation der Zugeständnisse",[133] während sich die Dissidentenszene einer „komischen Repression" gegenübersah, welche dazu führte, „daß Oppositionelle nicht nur relativ sicher vor Haftstrafen [waren], sondern sich auch in den wiederholten Verzweiflungsübergriffen der Staatssicherheit profilieren konnten".[134] All dies schlug sich in dem Bild nieder, das man sich vom späten SED-Staat machte. In auffallendem Gegensatz zu den ostmitteleuropäischen RGW-Staaten[135] vermied der DDR-Samizdat den Begriff des Totalitarismus.[136] Mochten Exoppositionelle in den neunziger Jahre auch die „Totalität der geistigen und politischen Herrschaft der SED" geißeln,[137] hatten sie zu deren Lebzeiten doch eher fortschreitende Ratlosigkeit und eine sich beschleunigende Dekomposition des Systems attestiert.[138] Klaus Wolfram wendet sich denn auch entschieden gegen Insinuationen, man habe den Begriff Sozialismus nur taktisch verwendet, und sieht darin „Heldentaten

130 Im Februar 1988 sah Jurek Becker im „Autoritätsgehabe" der SED-Machthaber „eine Art von Selbstverstümmelung"; er verglich die Verantwortlichen für die „komische Repression" mit einem „Anfallkranken [...], der sich an den Kopf greift und nicht verstehen kann, was er schon wieder angerichtet hat" (*Der Spiegel,* 1988, Nr. 6, S. 25).

131 Vgl. Jens Hacker, Deutsche Irrtümer. Schönfärber und Helferhelfer der SED-Diktatur im Westen, Frankfurt a. M. 1992, S. 15 f. u. ö., sowie Neubert, Geschichte (Anm. 6), S. 325.

132 So Hacker, Deutsche Irrtümer (Anm. 131), S. 453.

133 Vgl. Lindner, Die demokratische Revolution (Anm. 2), S. 40.

134 Rüddenklau, Störenfried (Anm. 3), S. 362.

135 Vgl. Jacques Rupnik, Der Totalitarismus aus der Sicht des Ostens (Erstveröffentlichung 1984), in: Totalitarismus im 20. Jahrhundert. Eine Bilanz der internationalen Forschung. Hrsg. von Eckhard Jesse, Bonn 1996, S. 412.

136 Eine Sonderolle kommt auch in dieser Hinsicht der SDP zu, die in § 5 ihres vorläufigen Statuts vom 7. Oktober 1989 ihrer „entschiedene[n] Ablehnung allen totalitären politischen Denkens und Handelns" Ausdruck verlieh (zit. nach: Die Opposition in der DDR [Anm. 72], S. 90). Des weiteren fand ich den Terminus in einem (namentlich gezeichneten) Beitrag von Günter Nooke, der verlangte, die Evangelische Kirche müsse „als einzig relevante Opposition in einem totalitären System [...] ihre politische Verantwortung wahrnehmen" (in: *Aufbruch,* 1988, Nr. 2 [Februar/März 1988] S. 7 f.).

137 Neubert, Geschichte (Anm. 6), S. 26.

138 Das gilt auch und gerade für Neubert. Ein von ihm im Sommer 1989 verfaßter Text sah das System bereits in heller Auflösung begriffen: „Die monistischen Strukturen, die alles und jeden einbinden, unerbittliche Platzanweiser sind und gesellschaftliche Kommunikation zur Einbahnstraße machen, zerfallen" (Neubert, Gesellschaftliche Kommunikation [Anm. 67], S. 26).

nach dem Kampf". Hier manifestiere sich „keine Doppelbödigkeit von damals, sondern eine Geschichtslüge von heute".[139]

Gerade die (wenigen) Stellungnahmen der Opposition zur Wirtschaftspolitik legen nahe, ihre defensive Grundhaltung gegenüber der SED auf einen Antikapitalismus zurückzuführen, der sich – wie der der SED – zuvorderst an der BRD rieb. Nur daß man deren „Weltniveau" und ökonomische Prosperität nicht, wie es bei der Staatspartei der Fall war, als klammheimliches Vorbild, sondern als Problem und globale Bedrohung betrachtete. Wenn der Erfurter Theologe Heino Falcke Mitte November 1989 den „Götze[n]" geißelte, „der ökonomische Effektivität und Konsumsteigerung heißt",[140] fühlt man sich ein wenig an die Motive erinnert, die laut Gerd Koenen einen Teil der westdeutschen Studentenbewegung veranlaßte, sich Ende der sechziger Jahre der neugegründeten DKP anzuschließen:

„Der graue Utilitarismus und das armselige Angebot der sozialistischen Waren- und Lebenswelt hatte etwas scheinbar Grundehrliches, schwer Erarbeitetes, auf seine Weise Kämpferisches – jedenfalls in der Perspektive derer, die die kapitalistischen Gesellschaften der ‚freien Welt' wegen ihres hemmungslosen Kommerzialismus, ihres frivolen Reichtums und schnöden Egoismus ablehnten."[141]

Auch die jüngst erschienene Textsammlung Kowalczuks, welche ausschließlich Autoren zu Wort kommen läßt, die sich „immer weiter von sozialistischen Ideen entfernt und statt dessen allgemein auf emanzipatorische, weitgehend ideologie- und vor allem dogmenfreie, der Zivilgesellschaft verbundene Überlegungen und Ideen konzentriert" hätten,[142] bietet keinerlei Apologie des Wirtschaftssystems der Bundesrepublik Deutschland.[143] Sieht man von einzelnen Anklängen der Konvergenztheorie ab,[144] blieben DDR-Oppositionelle, soweit sie sich überhaupt mit ökonomischen Fragen befaßten, der Vorstellungswelt einer nichtkapitalistischen Wertschöpfung verhaftet. So bemängelte eine Untergrundschrift Ehrhart Neuberts, die im Oktober 1989 erschien, „daß die [...] Systemauseinandersetzung zwischen Sozialismus und Kapitalismus sich auf der Bühne des kapitalistischen Marktes abspielt und mit Mitteln geführt wird, die in der Anwendung ‚kapitalistisch' sind", um daran die Forderung „nach einer ‚sozialistischen' Alternative zum Weltwirtschaftssystem" zu knüpfen.[145] Seine Definition der DDR-Opposition als „neue Linke", die „tendenziell nach einer Fortschreibung des

139 Klaus Wolfram, DDR-Opposition vor 1989, in: ... das war doch nicht unsere Alternative (Anm. 13), S. 28 f.

140 Heino Falcke, Die Kirchen sind jetzt die Politik nicht los, in: Die Opposition in der DDR (Anm. 72), S. 227; vgl. Ehrhart Neubert, Kirche und Gruppen, in: Revolution und Transformation (Anm. 60), S. 69 f.

141 Koenen, Das rote Jahrzehnt (Anm. 125), S. 264.

142 Kowalczuk, Vorbemerkung, in: Freiheit und Öffentlichkeit (Anm. 10), S. 12. Angesichts der Textauswahl polemisiert ein prominenter Exoppositioneller, „daß Kowalczuks Buch eigentlich heißen müßte: ‚Zusammenstellung von Oppositionsschriften, die mir politisch besser in den Kram passen als die bisher bekannten'" (Wolfgang Rüddenklau, Etikettenschwindel, in: *Horch und Guck*, Heft 38 [2002], S. 84; vgl. meine Rezension in: Zeitschrift des Forschungsverbundes SED-Staat, H. 12 (2002), S. 182 ff.).

143 Vgl. Neubert, Kirche und Gruppen (Anm. 140), S. 81.

144 Vgl. Müller, Unser europäisches Haus (Anm. 32), S. 32.

145 Neubert, Gesellschaftliche Kommunikation (Anm. 67), S. 17 f.

Sozialismusmodells auf der Grundlage einer politischen Ökologie [strebt]",[146] hat Neubert mittlerweile fast ins Gegenteil gekehrt.[147] Freilich scheint diese Revision eher tagespolitisch als sachlich-historisch bedingt. Anstatt die schwere ökonomische Krise zu diagnostizieren, die – vom Normalbürger durchaus als solche erkannt – im Sommer 1989 einen Massenexodus auslöste, wurde in den Oppositionszirkeln diskutiert, ob und wie ein umgestalteter Realsozialismus zum globalen Reformmotor avancieren könne, der die RGW-Staaten „befähigt, in ihren internationalen Wirtschaftsbeziehungen eine wirksame Alternative zur herrschenden Weltwirtschaftsordnung [...] zu bieten".[148] Entsprechend attackierte man deren wachsende Weltmarktorientierung, attestierte den ungarischen Reformern „ein fast reaganeskes Programm"[149] und argwöhnte, all dies könne den Ausverkauf einer „kommunistischen Perspektive" bedingen.[150] Die Forderung, „die politischen Assoziationen einer selbstbestimmten sozialistischen Demokratie zu schaffen und sie zu befähigen, auch die *ökonomischen Instrumentarien* einer sich aus ihren eigenen, *seiner Natur nach kommunistischen* Antrieben heraus entfaltenden Wirtschaft zu erzeugen",[151] stand für eine Kritik von links, die sich nicht an der Systemimmanenz der Perestroika entzündete, sondern an ihrer mangelnden Trennschärfe gegenüber dem kapitalistischen Westen. Obgleich in ihrer Wortwahl nicht repräsentativ, paßte sie gut zu dem „postmaterialistischen" Mißtrauen, welches das gesamte Oppositionsspektrum einem Ökonomieverständnis entgegenbrachte, das allein auf vordergründige Effizienz und quantitatives Wachstum setzt. Natürlich sprach nur die kleine Minderheit, deren Opposition der Einsicht geschuldet war, „als Marxist in der DDR geradezu folgerichtig zum Staatsfeind werden zu müssen, wenn man nicht Abstand von jeder politischen Aktivität nehmen wollte",[152] explizit von der Notwendigkeit, „die weltweite Perspektive des Kommunismus zu rehabilitieren und als Alternative für die beiden anderen Welten wieder sichtbar auf die Tagesordnung zu setzen".[153] Darüber, daß die realsozialistische Weltsphäre als Gegenentwurf zur kapitalistischen erhalten bleiben müsse, dürfte jedoch Einvernehmen geherrscht haben. Gerhard Reins „Eindruck, daß die bürgerlichen Reste der DDR-Gesellschaft noch einmal versuchen, die Utopien des Sozialismus zu retten",[154] kam nicht von ungefähr. Die Sorge, die Perestroika könne zu einer Festlegung auf den Fortschrittsbegriff des Westens führen, also „weder eine grundlegende Wandlung der internationalen Verhältnisse noch eine solche des Verhältnisses zur Natur" herbeiführen,[155] ließ die DDR-Opposition in gewisser

146 Ebd., S. 38 ff.
147 Vgl. Neubert, Geschichte (Anm. 6), S. 27, S. 903 u. ö.
148 Das Reformgeschehen in einigen realsozialistischen Ländern, in: *Friedrichsfelder Feuermelder,* November 1988, S. 6.
149 So die „Arbeitsgruppe Weltwirtschaft" in ihrer Textsammlung „Schuldenkrise" (Anm. 107) S. 13.
150 Diskussion zu den Thesen „Reformgeschehen in einigen realsozialistischen Ländern", in: *Friedrichsfelder Feuermelder,* Mai 1989, S. 7.
151 Das Reformgeschehen (Anm. 148), S. 8.
152 So Thomas Klein, Widerspruch und abweichendes Verhalten in der SED, in: Materialien (Anm. 7), Bd. VII.2, S. 1065.
153 Ders., Ist die DDR reif (Anm. 31), S. 39 bzw. S. 258.
154 Die Opposition in der DDR (Anm. 72), S. 81.
155 So Edelbert Richter, Warum kommt es in der DDR zu keiner der sowjetischen analogen Umgestaltung?, in: *Kontext,* Nr. 4 (22. 11. 1988), S. 11. Schon im Mai 1985 hatte Richter den „Götzendienst der

Weise sozialistischer erscheinen als die SED. Und mehr denn je hatte sie zur Folge, daß man die Kritik am eigenen Staat mit Angriffen gegen die Bundesrepublik verband, wobei gerade in Umweltfragen eine Art negative Konvergenz der Systeme unterstellt wurde. Mehrfach gipfelte dies im Vorwurf regelrechter Komplizenschaft.[156]

Schon deshalb ist es höchst fraglich, ob Wolfgang Engler recht hat, wenn er parteiverhaftete „Reformisten" und bürgerbewegte „Idealisten" auf einen gemeinsamen ideellen (und biographischen) Ausgangspunkt zurückführt.[157] Rainer Land und Ralf Possekel, die sich seit Jahren mit dem Verhältnis von SED-Reformern und Bürgerbewegung beschäftigen, sehen dies deutlich anders.[158] Und ganz sicher irrt Engler, wenn er erstere bereits im Herbst 1989 als handlungsrelevante Kraft verortet. Dazu wurden sie – allzu lange befangen im „politischen Flagellantismus"[159] kommunistischer Parteidisziplin – erst in Gestalt einer „Nachfolgepartei", deren Erfolg und Daseinszweck auf den Gegebenheiten der Nachwendezeit fußten. Dies ändert aber nichts daran, daß es zwischen den beiden „Fraktionen" 1989 und 1990 ein Maß an gegenseitiger Kontaktbereitschaft gab,[160] das den haßerfüllten Ton, der heute den Umgang einstmaliger Oppositioneller mit der PDS kennzeichnet, erklärungsbedürftig erscheinen läßt.[161] Um so mehr, als der Urnengang vom 18. März 1990 verdeutlichte, daß sich die beiden einzig authentischen Überbleibsel der DDR „weitgehend auf dieselbe junge, säkulare und intellektuelle Klientel" stützten.[162] Möglicherweise haben sich die Bürgerrechtler durch ihren nachholenden Antisozialismus selbst ins politische Abseits gestellt und damit zu den Wahlerfolgen beigetragen, welche die PDS im Laufe der neunziger Jahre erzielte. In letzter Konsequenz war das politische Scheitern aber wohl bereits in ihrem Glauben an eine Reformierbarkeit des „Arbeiter- und Bauernstaats" angelegt. Was Rudolf Bahro 1990 über das Mißverhältnis von Absicht und Wirkung seines oppositionellen Handelns sagte – „der real existierende Sozialismus, die Ordnung, für die ich mich so eingesetzt habe, war tatsächlich so beschaffen, daß Kritik meiner Art den Abgang des

*[Fortsetzung von Anm. 155]*
Produktion", welcher „Demokratie an Kapitalismus und Sozialismus an Despotie kettet", als das zentrale, blockübergreifende Problem der Menschheit bezeichnet, das „eine Vereinigung von Demokratie und Sozialismus und damit wirklichen Frieden unmöglich" mache: „Der Produktionsfetischismus ist die Ursache der Kriegsgefahr" (Edelbert Richter, Zu den inneren Ursachen der Blockkonfrontation in Europa, in: *Spuren. Zur Friedensbewegung in der DDR* [= *radix-Blätter,* Nr. 6, 1988; künftig zitiert: *Spuren*], S. 22 f.; abgedruckt in: Freiheit und Öffentlichkeit [Anm. 10], S. 478).

156 Eine Karikatur in den „Umweltblättern" vom Juni 1988 zeigt zwei verbindlich lächelnde Männer beim Handschlag. Die (Sprechblasen-)Aussage des einen – „Also abgemacht, wir liefern den Industriemüll" – ergänzt der andere mit „und wir liefern den Dissidentenmüll, also politisch Untragbare!" (*Umweltblätter,* 1988, Nr. 23, S. 19 [384]); ähnlich scharfe Statements: ebd. 1988, Nr. 21, S. 8 [312], 1989, Nr. 31, S. 33 [735], sowie in *Telegraph,* 1989, Nr. 6, S. 7.

157 Engler, Die Ostdeutschen (Anm. 88), S. 336; ganz ähnlich Rüddenklau, Störenfried (Anm. 3), S. 15.

158 Land und Possekel, Fremde Welten (Anm. 89), S. 126, S. 145 und S. 173 ff.

159 So Schabowski, Der Absturz (Anm. 96), S. 77.

160 Vgl. Trömmer, Der verhaltene Gang (Anm. 32), S. 137–165 u. ö.

161 Es gab, initiiert von Bärbel Bohley, noch im Sommer 1990 Verhandlungen über eine Listenverbindung prominenter Oppositioneller mit Persönlichkeiten der PDS; vgl. die Erinnerungen von André Brie bei Land und Possekel, Fremde Welten (Anm. 89), S. 119, und Trömmer, Der verhaltene Gang (Anm. 32), S. 222 ff.; vgl. Geisel, Havemann (Anm. 34), S. 45 f. mit Anm. 97 und S. 108 (Interview mit Jens Reich).

162 Jarausch, Unverhoffte Einheit (Anm. 35), S. 196; vgl. Joppke, East German Dissidents (Anm. 5), S. 177, und Trömmer, Der verhaltene Gang (Anm. 32), S. 196 f.

Ganzen zur Folge haben würde"[163] –, dürfte cum grano salis auch für die Nach-Bahro-Opposition gelten.

**Nationale Frage und Wahrnehmung der Bundesrepublik Deutschland: DDR-Identität contra „Schlaraffenlandbewegung"**

Seit Albert Hirschmann 1970 Emigration als einen Akt des Widerstands beschrieb,[164] wurde immer wieder betont, daß die DDR-Opposition anders beschaffen war und – angesichts der Möglichkeit, gleichsam ins eigene Land auswandern zu können – anders beschaffen sein mußte als vergleichbare Bewegungen im Glacis des sowjetischen Machtbereichs.[165] Die Äußerungen, mit denen das Neue Forum – nach zweitägigem Schweigen – den Fall der Mauer kommentierte, schienen dies zu bestätigen. Der Umstand, daß man sich nach einer pflichtschuldig wirkenden Begrüßung des „Festtags für uns alle" vor allem mit den Schattenseiten der plötzlichen Reisefreiheit beschäftigte,[166] dürfte neben Fassungslosigkeit auch eine latente Ablehnung der überstürzten Grenzöffnung ausgedrückt haben.[167] Nach Jan Faktor kam es infolge der „Abwanderung derjenigen Intellektuellen, die sich – als eher bürgerliche Intellektuelle [...] – mit der DDR nicht identifizieren konnten", zu „einer ganz starken Linksverschiebung des intellektuellen Spektrums in der DDR".[168] Christian Joppke geht denn auch so weit, einzig den Flüchtlingen und „Antragstellern" den Status einer Opposition zuzuerkennen.[169] Denkt man diesen Gedanken zu Ende, sieht sich die „deutsch-demokratische Revolution" zu einem „Zusammenbruch"[170] bzw. zu einer „kontrollierten Implosion"[171] degradiert. Nicht zuletzt die damit implizierte Herabminderung oppositionellen Handelns dürfte verantwortlich sein, daß Neubert die Ansicht vertritt, Fluchtbewegung und Oppositionsgruppen

163 Zit. nach: Guntolf Herzberg, „Mein Verbrechen besteht darin, dieses Buch geschrieben zu haben". Rudolf Bahro vor Gericht, in: *DA*, Jg. 34 (2001), H. 4, S. 589.

164 Albert Hirschmann, Exit, Voice, and Loyalty, Cambridge, Mass. 1970; vgl. Garton Ash, „Und willst du nicht mein Bruder sein ..." (Anm. 125), S. 11 und S. 83; Maier, Das Verschwinden der DDR (Anm. 35), S. 222, und Alf Lüdtke, Die DDR als Geschichte. Zur Geschichtsschreibung über die DDR, in: *APuZ*, 1998, Nr. 36, S. 8.

165 Vgl. Siegfried Grundmann, Außen- und Binnenimmigration in der DDR 1989 – Versuch einer Bilanz, in: *DA*, Jg. 23 (1990), H. 9, S. 1422–1432; Richard Hilmer, Motive und Hintergründe von Flucht und Ausreise aus der DDR (Vortrag), in: Materialien (Anm. 7), Bd. VII.1, S. 322–330; Werner Hilse, Flucht und Ausreiseproblematik als innenpolitischer Konfliktstoff in der DDR und innerhalb der DDR-Opposition (Vortrag), ebd., S. 390–397, und Bernd Eisenfeld, Die Ausreisebewegung – eine Erscheinungsform widerständigen Verhaltens, in: Zwischen Selbstbehauptung und Anpassung (Anm. 6), S. 192 ff.

166 „Die Mauer ist gefallen" (12. 11. 1989); zit. nach: Die ersten Texte des Neuen Forum (Anm. 80), S. 20 f.

167 Im Gespräch mit dem Autor (11. Dezember 2002) berichtete Ehrhart Neubert, daß ihn ein prominenter Dissident am Abend des 10. Novembers 1989 aufgesucht und für eine neuerliche Schließung der Grenze plädiert habe, da andernfalls jede Chance für eine innere Reform der DDR vertan sei.

168 Jan Faktor, Brüche und Abgrenzungstendenzen unter den jungen Oppositionellen in der DDR und in der alternativen Kultur, in: Materialien (Anm. 7), Bd. III, S. 340.

169 Joppke, East German Dissidents (Anm. 5), S. 205.

170 Vgl. Hans Joas und Martin Kohli, Der Zusammenbruch der DDR. Fragen und Thesen, in: Der Zusammenbruch der DDR. Soziologische Analysen. Hrsg. von Hans Joas und Martin Kohli, Frankfurt a. M. 1993, S. 9.

171 So Thaysen, Der Runde Tisch (Anm. 35), S. 188, und Jarausch, Unverhoffte Einheit (Anm. 35), S. 174 ff.

hätten im Herbst 1989 gleichsam an einem Strang gezogen.[172] Der Blick auf die Quellen legt freilich eine andere Deutung nahe. Wenn Irene Fechner im September 1989 bemerkte, daß „‚die Opposition'" den immer dramatischer werdenden Massenexodus „als politisches Problem ignoriert",[173] kritisierte sie wohl weniger ein zufälliges Versäumnis als eine Denk- und Handlungsweise, die Methode hatte und auch von Akteuren praktiziert wurde, welche für sich in Anspruch nehmen, der „Unteilbarkeit der Menschenrechte" in besonderem Maße verpflichtet gewesen zu sein.[174] So beklagte die IFM in einer dokumentarischen Nachlese der „Luxemburg-Liebknecht-Affäre" „die politische Nicht- und Fehlorientierung und Unberechenbarkeit der Ausreisewilligen".[175] Für Detlef Pollack schwelte hier „ein permanenter Konflikt, der auch dann nicht zu lösen war, wenn man sich zur Zusammenarbeit entschloß".[176] Eine solche – partielle – Zusammenarbeit mündete in Leipzig in die legendären „Montagsdemonstrationen",[177] dürfte DDR-weit aber die Ausnahme gewesen sein. Daß dem auch kaum anders sein konnte, belegen bis in die frühen achtziger Jahre rückverfolgbaren Konflikte,[178] die sich in den beiden letzten Vorwendejahren mehrfach in Klagen über „solidarisationsunfähige Ausreisewillige" und deren „egozentrische Impulse" niederschlugen.[179]

Tatsächlich scheinen sich hier neben politischen Differenzen auch lebensweltliche Abgründe aufgetan zu haben: „Das waren jene Karikatur-Ostler, die der Westen ab dem 9. November schätzen und lieben gelernt hat. Leute, die ganz einfach unangenehm waren. So wie die nach dem Mauerfall Einkaufszentren belagert haben, belagerten sie damals uns",[180] erinnert sich ein Mitarbeiter der Berliner Umweltbibliothek. Diese wurde im Gefolge der sogenannten Zionsaffäre[181] von Ausreisewilligen aus der ganzen DDR überflutet, welche – so eine weitere, wenig freundliche Reminiszenz – „durch Gesehenwerden oder Klauen eines Buches mit UB-Signatur die Hostie des politischen Widerstands

172 Vgl. Neubert, Geschichte (Anm. 6), S. 671.

173 Irene Fechner, Der Letzte macht das Licht aus, in: *Kontext,* Nr. 7 (September 1989), S. 97.

174 Vgl. Templin und Weißhuhn, Die Initiative (Anm. 43), S. 178 f.

175 *Fußnote³,* Abschnitt V, S. 2.

176 Pollack, Politischer Protest (Anm. 6), S. 194; vgl. Annabelle Lutz, Dissidenten und Bürgerbewegung. Ein Vergleich zwischen DDR und Tschechoslowakei, Frankfurt a. M. 1999, S. 160: „Emigration bzw. Ausreise wird sowohl von den ostdeutschen als auch tschechoslowakischen Dissidenten in erster Linie als Bruch mit dem Widerstand beschrieben."

177 Vgl. Christian Dietrich, Fallstudie Leipzig 1987–1989. Die politisch alternativen Gruppen in Leipzig vor der Revolution, in: Materialien (Anm. 7), Bd. VII.1, S. 610 f., und Joppke, East German Dissidents (Anm. 5), S. 144 ff. Wolfgang Rüddenklau führt den Umstand, daß Leipzig im Herbst 1989 zur „Heldenstadt" avancierte, darauf zurück, daß „die Leipziger Gruppen" „relativ jung" und „politisch sehr wenig geprägt" waren: „Die haben diesen Zulauf in einer sehr populistischen Weise als Bereicherung empfunden und sich von diesen Leuten dazu bewegen lassen, unter Aufgabe des eigenen Standpunkts einfach nur gegen den Staat aktiv zu werden – ganz egal, wohin dies schließlich führen mag. Hätten wir gehandelt wie sie, hätten wir genau dasselbe in Berlin erlebt. Die im Vergleich zu Leipzig geringe Demonstrationstätigkeit in Berlin war die Folge unserer Entscheidung gegen die Ausreisewilligen" (Interview vom 19. Januar 2001).

178 Vgl. *Der Spiegel,* 1983, Nr. 42, S. 128, und 1984, Nr. 14, S. 19.

179 *Umweltblätter,* 1988, Nr. 21 (12. 2. 1988), S. 14 [317].

180 Christian Halbrock im Interview vom 5. Januar 2001.

181 Vgl. Rüddenklau, Störenfried (Anm. 3), S. 114 ff., und *Dokumenta Zion* (Sonderausgabe der UB [April 1988]). Aus Sicht des MfS: Christina Wilkening, Staat im Staate. Auskünfte ehemaliger Stasi-Mitarbeiter, Berlin und Weimar 1990, S. 59 f.

empfangen wollten".[182] Da mehrfach eine Fixierung der Forschung auf „dominierend linksorientierte" Berliner Gruppen bemängelt wurde, deren „Oppositionsverständnis [...] die in den Westen strebenden Teile der DDR-Bevölkerung als privatisierende Abtrünnige und Verräter betrachtete",[183] sollten derlei Äußerungen nicht überbewertet werden. Immerhin aber dürfte eine wütende Abrechung mit der „Schlaraffenlandbewegung" der „Ausreißer", die am 12. Februar 1988 in den „Umweltblättern" erschien, die Ansicht widerlegen, daß der 17. Januar 1988 einen „vorläufigen Höhepunkt der Zusammenarbeit von Bürgerrechtlern und Ausreisewilligen"[184] bezeichnete. Die dort aufgestellte Behauptung, der in der Hauptstadt schwelende Konflikt sei republikweit unter vergleichbaren Vorzeichen ausgetragen worden,[185] läßt sich zumindest punktuell verifizieren.[186] Stellt man zudem selbstkritische Worte über eine spezifisch christliche Verinnerlichung der staatsoffiziellen Abgrenzungsdoktrin[187] und die (noch näher zu beleuchtende) „postmaterialistische" Grundausrichtung der Opposition in Rechnung, die Friedrich Schorlemmer im Sommer 1989 zu der Bemerkung veranlaßte, „daß ein sehr großer Prozentsatz derer, die das Land verlassen haben, schlicht Wirtschaftsflüchtlinge sind",[188] dürfte die zeitgenössische Analyse der „Umweltblätter" eher den Tatsachen entsprechen als die Retrospektive Neuberts, nach der es „ab 1987 [...] fast überall in der DDR auf der Grundlage der Menschenrechte zu einem breiten organisierten Zusammengehen von Ausreisewilligen mit der Opposition" kam.[189]

Wenn die Basisgruppen mit den – bis 1987 politisch unauffällig gebliebenen – „Antragstellern" in der Regel nicht zusammenfanden, verdankte sich dies einer diametral entgegengesetzten Wahrnehmung des westlichen Nachbarlands. Während letztere dort den Garanten zukünftigen Glücks vermeinten, waren die oppositionellen „Hierbleiber" geradezu krampfhaft um Distanz zur Bonner Republik bemüht. „Die jüngste Widerstandsgeneration begründete ihre DDR-Identität in Abgrenzung zum Westen",[190] bemerkt Annabelle Lutz und wird darin durch eine Vielzahl von Indizien bestätigt. Einige wenige seien genannt: Im Editorial ihrer Ausgabe vom Februar 1989 entschuldigten sich die Verantwortlichen der „Umweltblätter", zu spät bemerkt zu haben, daß das im Heft

182 Wolfram, DDR-Opposition vor 1989 (Anm. 139), S. 36 f. Vgl. Pollack, Politischer Protest (Anm. 6), S. 113 f.

183 Wolfgang Templin, Nicht nur staatliche Wiedervereinigung, sondern auch gesellschaftliche Neuvereinigung, in: Eine Revolution und ihre Folgen (Anm. 51), S. 115 f.

184 So Günther Heydemann und Thomas Schaarschmidt, Innenpolitische Voraussetzungen und Etappen der „Wende" in der DDR, in: Die politische „Wende" 1989/90 in Sachsen (Anm. 2), S. 65.

185 *Umweltblätter,* 1988, Nr. 22, S. 7 f. [340 f.]; abgedruckt in: Rüddenklau, Störenfried (Anm. 3), S. 235 f.

186 Vgl. Die Opposition in der DDR (Anm. 72), S. 180 (Interview mit Harald Wagner), und Stephan Schnitzler, Der Umbruch in der DDR auf kommunalpolitischer Ebene. Eine empirische Studie zum Demokratisierungsprozeß von 1989/90 in der Stadt Erfurt, Göttingen 1996, S. 54 f.

187 Ludwig Drees, Aus der Isolation zu Wegen der Identifikation, in: *Aufrisse* (Anm. 103), S. 24 f.: „Wir gingen [...] so weit, daß wir die staatliche Ideologie der Rechtfertigung übernahmen und sogar in die Christenheit transformierten, nämlich, daß der Wunsch, die DDR zu verlassen, unmoralisch sei; wir gingen so weit, moralisierend zu sagen, daß ein Christ nicht ausreisen dürfe; ein Christ müsse auf dem Platz bleiben, an den ihn Gott gestellt habe" (abgedruckt in: Freiheit und Öffentlichkeit [Anm. 10], S. 435).

188 Zit. nach: Die protestantische Revolution (Anm. 123), S. 170.

189 Neubert, Geschichte (Anm. 6), S. 671.

190 Lutz, Dissidenten und Bürgerbewegung (Anm. 176), S. 121.

abgedruckte „gute Interview" mit Rolf Schneider zuvor im Deutschlandfunk ausgestrahlt worden war. Im Normalfall – „jetzt war es zum Herausnehmen zu spät" – schien dies den Verzicht auf eine Veröffentlichung nach sich zu ziehen.[191] Wolfgang Templin, soeben zwangsexiliert, eröffnete seine im „Grenzfall" veröffentlichten „Reisenotizen aus Osteuropa" mit abschätzigen Bemerkungen über „die geschniegelten Langweilerregionen weiter Teile der BRD".[192] Und selbst Konrad Weiß, der als Mitbegründer von Demokratie jetzt zu den ersten Oppositionellen gehörte, die die deutsche Zweistaatlichkeit in Frage stellten, begründete seine „vierteldeutsche" DDR-Identität Ende 1989 ex negativo, indem er das „Selbstgefallen" jener BRD-Bürger attackierte, die „sich als Schulmeister aller Deutschen nur lächerlich machen".[193] Auch wenn der mit Vorliebe provozierend respektlose „mOAning star",[194] der im November 1988 mit einer „Jubelausgabe: Der Strauß ist tot" erschien,[195] sicher nicht repräsentativ war, spiegelt sich in der Samizdatliteratur eine tiefgehende Aversion gegen das Establishment des westlichen Nachbarlands, welche mit Eckart Jesses Feststellung, daß die DDR-Dissidenz „nicht zu den entschiedenen Verfechtern des demokratischen Verfassungsstaats zählte",[196] nur unzureichend erklärt ist.

Typisch hierfür war eine – mitunter fast rituelle Züge annehmende – Kritik an der bundesrepublikanischen Presse. Kowalczuk hebt zu Recht die Bedeutung hervor, die westdeutsche Medien („Tamizdat") für die Arbeit der DDR-Opposition hatten,[197] unterschlägt dabei aber die harschen Töne, mit denen man deren Berichterstattung immer wieder kommentierte. Nicht nur die „Umweltblätter" übten – etwa anläßlich des Ostberliner Kirchentags von Unten[198] oder des Honecker-Besuchs in Bonn[199] – heftige Presseschelte. Auch im „Grenzfall" läßt sich bis zum Schluß ein tiefsitzendes Mißtrauen gegenüber der westmedialen DDR-Perzeption ausmachen. Ein Rückblick auf die deutsch-deutsche Berichterstattung über die „Luxemburg-Liebknecht-Affäre", die im Oktober 1989 in dessen letzter Ausgabe erschien, bezeugt einmal mehr eine systemische Äquidistanz, die sich nicht zuletzt durch ostentative Abgrenzung zur Bundesrepublik definierte: „In den DDR-Medien als gezielte Aktion geheimdienstlich gesteuerter Landesverräter dargestellt, sah es in den meisten westlichen Medien so aus, als sei das einzige Interesse der hiesigen Friedens-, Ökologie- und Menschenrechtsbewegung, sich der DDR-Staatsbürgerschaft zu entledigen und endlich den Goldenen Westen zu

191 *Umweltblätter,* Mai 1989, S. 2 [613].

192 *Grenzfall,* 1988, Nr. 1–12, Reisenotizen aus Osteuropa von Wolfgang Templin, S. 3.

193 Konrad Weiß, Vierzig Jahre in Vierteldeutschland, in: Aufbruch (Anm. 33), S. 298.

194 Neubert, Geschichte (Anm. 6), S. 758, etikettiert das „Informationsblatt der Berliner Subkultur" als „satirisch-absurd"; vgl. Wunder gibt es immer wieder. Fragmente zur Geschichte der Offenen Arbeit Berlin und der Kirche von Unten. Hrsg. von der Kirche von Unten (KvU) Berlin, Berlin 1997, S. 202–207, und Dirk Moldt, „Wir fühlten uns als freie Menschen". Der „mOAning star", die Zeitschrift der Offenen Arbeit und der Kirche von Unten (1985–1989), in: *IWK,* Jg. 38 (2002), H. 4, S. 455–502.

195 *mOAning star. Infoblatt der offenen Arbeit – Teil der Kirche von Unten* [künftig zitiert: *mOAning star*], Nr. 12 (November 1988) S. 1 f.

196 Eckhard Jesse, Artikulationsformen und Zielsetzungen von widerständigem Verhalten in der Deutschen Demokratischen Republik, in: Materialien (Anm. 7), Bd. VII.1, S. 1025.

197 Kowalczuk, Von „aktuell" bis „Zwischenruf", in: Freiheit und Öffentlichkeit (Anm. 10), S. 37 ff.

198 *Umweltblätter,* Nr. 15 (Sommerdoppelheft, 27. 7. 1987) S. 7 [150].

199 Ebd., Nr. 17 (1. 10. 1987) S. 3 [193].

erreichen. [...] Beide manipulieren, beide handeln nach Kriterien, die dem Ziel umfassender Gemeinsamkeit in Europa auf der Grundlage von Vertrauen nicht genügen können."[200]

An die Negativwahrnehmung der Bundesrepublik und deren offizieller Vertreter wird heute nur noch ungern gerührt. Kam die Opposition hier den Verhaltensweisen der SED doch ziemlich nahe. Stereotypes Beharren auf der Souveränität der DDR und gebetsmühlenhafte Verwahrung gegen „Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten" kennzeichneten auch deren späte Dissidenz. So erinnern die wütenden Reaktionen, welche im Herbst 1987 das schon erwähnte Treffen mit Abgeordneten der CDU/CSU bei weiten Teilen der Ostberliner Oppositionsszene auslöste, an klassisch parteikommunistische Verhaltensmuster, indem sie jenes prinzipielle Mißtrauen gegenüber der „anderen Seite" nachvollzogen, das oppositionelle Kommunisten immer wieder zur Solidarität mit einer Parteiführung verdammte, die sie eigentlich verabscheuten und intern erbittert bekämpften. Nicht umsonst machte Gerd Poppe für die Kontaktscheu und Abgrenzungsrituale vieler Oppositioneller ein „altes DDR-Syndrom" verantwortlich: „Aus verinnerlichtem Mangel an Freiheit wird die Selbstbeschränkung zur Tugend erklärt. Das Feindbild verteufeln wir – aber gegenüber dem ‚Klassenfeind' bleiben wir wachsam."[201]

Christian Joppke sieht im Fehlen eines „civic nationalism", der den Kampf um bürgerliche Grundfreiheiten mit der Wiederentdeckung nationaler Traditionen verband, den Hauptgrund für die „revisionistische" Sonderrolle, die der DDR-Opposition in seinen Augen zukommt.[202] Für ihn basierte der „East German exceptionalism" auf der Verinnerlichung realsozialistischer Rahmenbedingungen als „ersatz nationality", was – vor allem bedingt durch die antifaschistische Basislegitimation und Gründungslegende der Machthaber[203] – eine prinzipielle Ablehnung der kapitalistischen BRD zur Folge gehabt habe.[204] Eine solche Sichtweise ignoriert die antinationalen Affekte, zu denen ein deutscher Antifaschismus nach 1945 – in Ost wie West – tendieren *mußte*. Auch zeigt sie sich außerstande, die zwangsläufig supranationalen und systemübergreifenden Überlegungen nachzuvollziehen, die Ende der siebziger Jahre durch die Ökologiedebatte aufgeworfen wurden. Wenn Joppkes Argumente dennoch nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen sind, verdankt sich dies dem schamhaften Schweigen darüber, daß ein Sündenregister „deutscher Irrtümer", wie es Jens Hacker westdeutschen „Schönfärbern und Helfershelfern der SED-Diktatur" vorhält, auch und gerade für die DDR-Opposition in Anschlag zu bringen wäre. Gerd Poppe räumte jüngst „eine unzureichende Befassung mit der deutschen Frage" ein.[205] Jedoch scheint es angebracht, hier statt eines

200 Reiner Dietrich, Meinung, in: *Grenzfall,* 1989, Nr. 7–10, S. 10.

201 Zit. nach Rüddenklau, Störenfried (Anm. 3), S. 113.

202 Joppke, East German Dissidents (Anm. 5), S. 28 f., S. 70 u. ö.; vgl. John Sandford, The Opposition that Dares not Speak its Name, in: German Monitor – Finding a Voice. Problems of Language in East German Society and Culture. Hrsg. von Graham Jackman und Ian F. Roe, Atlanta und Amsterdam 1999, S. 31 f.

203 Vgl. Garton Ash, „Und willst du nicht mein Bruder sein ..." (Anm. 125), S. 109 f., und Pingel-Schliemann, Zersetzen (Anm. 25), S. 35–40.

204 Joppke, East German Dissidents (Anm. 5), S. 198; vgl. ebd., S. 28, S. 44 und S. 166.

205 „Das freie Wort war die schärfste Waffe der Opposition", in: Freiheit und Öffentlichkeit (Anm. 10), S. 132.

bloßen Versäumnisses ein Tabu zu diagnostizieren, das sich aus dem politischen Selbstverständnis der DDR-Opposition zwingend ergab. Als Beleg dafür, daß sich diese kaum weniger DDR-patriotisch gerierte als die SED, wäre etwa die „sozialistische Protestdemo"[206] vom 4. November 1989 in Berlin anzuführen, die den Höhe- und Kulminationspunkt bürgerbewegten Aufbegehrens markierte und eben deshalb noch keinerlei gesamtdeutsche Sehnsüchte erkennen ließ.[207] Offensichtlich manifestierte sich hier ein letztes Mal der nationale Ahistorizismus der DDR-Opposition, der ihr bald darauf den Vorwurf der „Flucht vor der Geschichte" eintragen sollte.[208]

Eine Ausrichtung an den gesellschaftlichen und philosophischen Diskursen der westlichen Welt, die den „konspirativen Avantgardismus" SED-interner Reformzirkel maßgeblich geprägt haben soll,[209] scheint es bei der Opposition kaum bzw. nur insoweit gegeben zu haben, als man antikapitalistische (bzw. industrialismuskritische) Argumente aufgriff und daraus die historische Legitimität der DDR ableitete.[210] Dies dürfte den paradox wirkenden Umstand erklären, daß kein Oppositioneller, wohl aber so manches SED-Mitglied die staatliche Existenz der DDR schon vor der Wende zur Disposition stellte, und das Verhältnis zum „sozialistischen Vaterland" unter SED-Reformern wohl weniger von Sentimentalitäten befrachtet war als in den Reihen der Opposition.[211] Aufschlußreich ist hier der Bericht Wolfgang Englers über eine der seltenen Diskussionen zwischen qua Funktion parteiverhafteten Intellektuellen und Vertretern einer Opposition, die der offizielle Sprachgebrauch permanent als „staatsfeindlich" verfemte:

„Unter allen Anwesenden sprach sich keiner so entschieden für eine unbedingt sozialistische Perspektive einer künftigen DDR aus wie der Gemaßregelte und Ausgestoßene. Ich erinnere mich noch gut, wie engagiert und wortreich er mir, dem Institutionenbewohner, widersprach und ins Gewissen redete, als ich ziemlich unumwunden gestand, mir könne beides, DDR und Sozialismus, gestohlen bleiben."[212]

Aus dieser Warte wird verständlich, daß Wolfgang Ullmann den 9. November 1989 noch im folgenden Sommer als „letzten großen Coup der SED" bezeichnete[213] und einige Bürgerrechtler Egon Krenz und Günther Schabowski die Öffnung der Mauer fast heftiger anzukreiden schienen als Erich Honecker und Günther Mittag zuvor die

206 So Wolf, Im eigenen Auftrag (Anm. 95), S. 228. Für Trömmer, Der verhaltene Gang (Anm. 32), S. 105, Anm. 50, wurde hier „ein Grundkonsens zwischen Vertretern der Opposition, an Reformen interessierten Kräften der Partei und der Bevölkerung sichtbar, der in dieser Form nur wenige Tage Bestand haben sollte".

207 Vgl. Thaysen, Der Runde Tisch (Anm. 35), S. 185 f.; Hans-Hermann Hertle, Chronik des Mauerfalls. Die dramatischen Ereignisse um den 9. November 1989, Berlin 1996, S. 106 f., und „Sie haben so lange das Sagen" (Anm. 7), S. 184 f.

208 So Jander, Die besondere Rolle (Anm. 7), S. 955.

209 So Land und Possekel, Namenlose Stimmen (Anm. 88), S. 47; zum „konspirativen Avantgardismus der dritten SED-Reformergeneration", ebd., S. 36 ff.; vgl. dies., Fremde Welten (Anm. 89), S. 68.

210 Die einzige nennenswerte Ausnahme scheint hier der Arbeitskreis Solidarische Kirche gewesen zu sein, der sich seit Ende 1987 mit Hannah Arendt beschäftigte. Vgl. Ulrich Stockmann, Macht, Gewalt, Herrschaft. Aspekte der politischen Theorie Hannah Arendts; in: *Raster. Strukturen von Macht, Herrschaft, Gewalt* (= *radix-Blätter,* Nr. 7, 1988), S. 18 (abgedruckt in: Freiheit und Öffentlichkeit [Anm. 10], S. 244).

211 Vgl. Land und Possekel, Fremde Welten (Anm. 89), S. 97, S. 99 und S. 216.

212 Wolfgang Engler, Jenseits des Machtprinzips, in: *Die Zeit,* 1993, Nr. 15, S. 67.

213 Zit. nach Thaysen, Der Runde Tisch (Anm. 35), S. 211 (Anhang III).

Verweigerung der Freizügigkeit.[214] Eine Durchsicht der deutschlandpolitischen Positionen, welche die Oppositionsgruppen vor dem vorweihnachtlichen Triumphbesuch Helmut Kohls in Dresden bezogen, läßt in Sachen Wiedervereinigung Skepsis und Zurückhaltung erkennen, wobei selbst jene Kräfte, die sich der einheitseuphorischen Massenstimmung anzupassen begannen, zum einen lange Fristen voraussetzten und zum anderen auch der BRD tiefgreifende Reformen abverlangen wollten.[215] Und offenkundig blieb diese Orientierung auch noch bestimmend, als das baldige Ende der DDR absehbar, d.h. das vielbemühte Argument, die Loyalität zum eigenen Staat und dessen Idealen sei nur taktisch bedingt gewesen,[216] gegenstandslos wurde. Uwe Thaysen empfand es 1990 als „bedenklich, daß die Mehrzahl der Gruppierungen des Aufbruchs am Runden Tisch zunehmend mit der SED-PDS beziehungsweise PDS stimmten", und folgerte daraus eine „weitgehende Instrumentalisierung des Zentralen Runden Tisches für die Ziele der Modrow-Regierung".[217] Im Lichte von Markus Trömmers Untersuchung über „das Verhältnis zwischen den Oppositionsgruppen und der (SED-)PDS im letzten Jahr der DDR" scheint es freilich angebrachter, die informelle Kooperation in sachlicher Übereinstimmung wurzeln zu sehen.[218] Indirekt bestätigt dies auch Thaysen, indem er den partiellen Schulterschluß, den die Repräsentanten „antisozialistischer Sammlungsbewegungen"[219] mit den Erben der Staatspartei vollzogen, auf eine „neue DDR-Identität" zurückführt.[220] In Wirklichkeit dürfte freilich die alte genügt und fortexistiert haben, obgleich sich immer größere Teile der Bevölkerung von ihrem DDR-Staatsbewußtsein verabschiedeten (oder ein solches nie entwickelt hatten). Neu war nur der Stolz, die Demokratie, welche die Bürger der Bundesrepublik nach 1945 nolens volens geschenkt bekommen hatten, selbst erkämpft zu haben.[221]

Die nach dem Mauerfall einsetzende „Wende in der Wende" machte den „Aufbruch 89" zu einer „abgebrochenen Revolution".[222] Sie führte altgediente Oppositionelle, wollten sie nicht alles verwerfen, wofür sie bisher eingetreten waren, fast unvermeidlich an die Seite ihrer ehemaligen Bedrücker. Die Beteiligung an der „Regierung der nationalen Verantwortung", welche im nachhinein viel Kritik und Häme evozierte, läßt sich als zwingende Konsequenz der Erklärungen deuten, welche den Umbruch

214 Ein Kommentar des „Telegraph" bemerkte: „Eigentlich war die Öffnung der Grenze, ebenso wie deren Schließung 1961, ein Gewaltakt" (*Telegraph,* 1989, Nr. 8 [16. 11. 1989], S. 1). Vgl. Süß, Staatssicherheit (Anm. 2), S. 448, Maier, Das Verschwinden der DDR (Anm. 35), S. 316, und Trömmer, Der verhaltene Gang (Anm. 32), S. 163.

215 Vgl. Süß, Staatssicherheit (Anm. 2), S. 677 f., Anm. 187.

216 Besonders prononciert: Karsten Timmer, Vom Aufbruch zum Umbruch. Die Bürgerbewegung in der DDR, Göttingen 2000, S. 71 ff. Vgl. Pollack, Politischer Protest (Anm. 6), S. 224, Süß, Staatssicherheit (Anm. 2), S. 651, und Jesse, Artikulationsformen (Anm. 196), S. 1023.

217 Thaysen, Der Runde Tisch (Anm. 35), S. 183 bzw. S. 176.

218 Trömmer, Der verhaltene Gang (Anm. 32), S. 143.

219 Als solche klassifizierte die Zentrale Auswertungs- und Informationsgruppe (ZAIG) des Ministeriums für Staatsicherheit noch am 30. Oktober 1989 (Information Nr. 485/89 „über das Wirken antisozialistischer Sammlungsbewegungen und damit im Zusammenhang stehende Probleme") die soeben formierten Bürgerrechtsgruppen.

220 Thaysen, Der Runde Tisch (Anm. 35), S. 138 u. ö.

221 Vgl. Falcke, Die Kirchen sind jetzt die Politik nicht los (Anm. 140), S. 221.

222 So Gert-Joachim Glaeßner, Am Ende des Staatssozialismus – Zu den Ursachen des Umbruchs in der DDR, in: Der Zusammenbruch der DDR (Anm. 170), S. 84 ff.

eingeleitet hatten. Drohte doch nun der Zusammenbruch des Landes, das man hatte reformieren wollen und dessen „Eigenständigkeit und [...] dauerhafte Entwicklung" in der Selbstverständniserklärung des Runden Tisches vom 7. Dezember präjudiziert worden war.[223] Die Mesalliance resultierte aus der plötzlichen Beweglichkeit der Noch-Staatspartei, welche ihren alten Namen gestrichen und über Nacht zahlreiche Forderungen des herbstlichen Aufbruchs auf ihre Fahnen geschrieben hatte, und gründete auf das beiderseitige Interesse, die DDR nach Möglichkeit zu erhalten, zumindest aber so teuer wie möglich zu verkaufen. Symptomatisch hierfür war der von der IFM angeregte Beschluß des Runden Tisches vom 5. Februar, beim bevorstehenden Wahlkampf keine westdeutschen Redner zu dulden.[224] So aussichtslos diese Initiative angesichts der Massenstimmung war, dürfte sie unter altgedienten Oppositionellen doch als schiere Selbstverständlichkeit empfunden worden sein. Das Protokoll des Republiksprecherrats des Neuen Forums vom 6. Februar enthält die lakonische Bemerkung: „Antrag vom IFM gegen ausländische Wahlredner ist angenommen."[225]

Angesichts ihres Desinteresses an der deutschen Frage mutet es zunächst widersinnig an, wenn die Sonderstellung, die die DDR-Opposition im Vergleich zu der anderer RGW-Staaten einnahm, als Emanation eines „deutschen Sonderwegs" kritisiert wird. Anknüpfend an Betrachtungen, die Timothy Garton Ash bereits 1981 anstellte,[226] sieht sich das nimmermüde Eintreten für einen „dritten Weg" als Renaissance klassisch antiwestlicher Ressentiments gedeutet.[227] Nach Joppke – "the 'third way' rhetoric in the unification debate, particularly, may be looked as an implicit continuation of the German *sonderweg* between east and west"[228] – sei die DDR-Opposition deswegen letztlich mitsamt der SED den finsteren Aspekten deutscher Geschichte zuzuordnen.[229] Zweifellos leidet die Sonderwegsdebatte an einem (ihrerseits ideologiebedingten) Geschichtsdeterminismus, da sie von einer quasi wesensbedingten Gleichsetzung von Kapitalismus und Demokratie ausgeht, das angloamerikanische Modell absolut setzt und so dazu neigt, alternative Konzepte pauschal einer genuin antidemokratischen Denkungsart zuzuschlagen. Andererseits bieten einzelne Stellungnahmen durchaus Handhaben, im

223 Zit. nach: Thaysen, Der Runde Tisch (Anm. 35), S. 50 f.

224 Vgl. Lindner, Die demokratische Revolution (Anm. 2), S. 138; Trömmer, Der verhaltene Gang (Anm. 32), S. 190, und Thaysen, Der Runde Tisch (Anm. 35), S. 137. Besagter Antrag wurde außer von CDU, DA und SPD, die sich bereits westdeutscher Patronage unterworfen hatten, von allen am Zentralen Runden Tisch vertretenen Gruppierungen angenommen.

225 Robert-Havemann-Gesellschaft, Bestand Neues Forum, NFo 121 (= Protokolle der überregionalen Sprecherräte, 13. 1.–27. 3. 1990).

226 Garton Ash, „Und willst du nicht mein Bruder sein ..." (Anm. 125), insbes. S. 101 ff.

227 Vgl. Martin Jander, Formierung und Krise politischer Opposition in der DDR. Die „Initiative für unabhängige Gewerkschaften", in: Zwischen Selbstbehauptung und Anpassung (Anm. 6), S. 298 f.; Sigrid Meuschel, Legitimation und Parteiherrschaft. Zum Paradox von Stabilität und Revolution in der DDR 1949–1989, Frankfurt a. M. 1992, S. 21, bezieht die Sonderwegsthese auf die gesamte DDR-Gesellschaft resp. „die politische Kultur einer unpolitischen Gesellschaft", welche ob ihres zutiefst privatistischen Selbstverständnisses und in ihrem Streben nach „Identität in Moralität und bildungsbürgerlicher Kultiviertheit [...] antiwestliche Ressentiments" gepflegt habe.

228 Joppke, East German Dissidents (Anm. 5), S. 207.

229 Ebd., S. 211: "One of East German communism's most secret sources of stability was its exploitation of cultural traits that had also made Nazism possible: the deep German affront against western 'civilization' and its 'formal' democracy."

Denken der DDR-Opposition Versatzstücke einer romantisch-rückgewandten Innerlichkeit zu sehen. Neben Ehrhart Neuberts Versuch, die „Wende" als „protestantische Revolution" zu interpretieren,[230] zählen dazu die Lehren, die Edelbert Richter aus der deutschen Geschichte ziehen zu müssen glaubte.[231] Wenn Richter über eine global fruchtbringende Synthese von Protestantismus und Marxismus – „die beiden Lehren, die im deutschen Sprachraum geboren wurden und die Menschheit offenbar überzeugt haben" – und die sich daraus ergebende „Mittlerrolle" Deutschlands spekuliert,[232] läßt sich das insoweit als Wiedergeburt des „Sonderwegs" interpretieren, als die Welt nun wohl an der ökologischen Vorbildlichkeit deutschen Wesens genesen sollte. Dazu kommt, daß die Opposition auch nach 1989 einen Weg beschritt, der im ostmitteleuropäischen Vergleich singulär war. Zwar hörte sie, nachdem die Diktatur überwunden und ein eigenstaatliches „Reformprojekt" illusorisch geworden war, schnell auf, sich antikapitalistisch zu artikulieren. Statt aber Gestaltungsansprüche für die Zukunft anzumelden, definierte sie sich fortan vor allem über eine negative DDR-Nostalgie. Während sich einstmalige Oppositionelle andernorts den Problemen der Systemtransformation zuwandten – und dabei oft auf Konzepte zurückgreifen konnten, die während der Illegalität erarbeitet worden waren –, warf man sich in der untergegangenen DDR auf die „Aufarbeitung der Vergangenheit" und verwirkte damit a priori jede Möglichkeit, an der Realisierung der „inneren Einhalt" teilzuhaben. Eine Untersuchung über das oppositionelle Spektrum der ČSSR gelangt zu dem Schluß, daß gerade „diejenigen, die sich durch den Rückzug in den *Underground* radikal von dem Regime losgesagt hatten [...], die ausgeprägtesten demokratischen Vorstellungen zu Politik und Kultur" antizipiert hatten und daher nach dem Sturz der kommunistischen Diktatur oft herausragende Positionen in Politik und Gesellschaft besetzten.[233] Für die DDR läßt sich eher das Gegenteil diagnostizieren.[234] Ehrhart Neubert hat zu Recht bemerkt, daß

230 Neubert, Protestantische Revolution (Anm. 4), S. 51, postuliert einen „Zusammenhang zwischen dem Wesen des Protestantismus in der Modifikation seiner historisch konkreten Erscheinung und dem gesellschaftlichen Prozeß der Aufhebung des real existierenden Sozialismus in der DDR". Entsprechend seines (mir rätselhaften) Raunens über das „intime Verhältnis zwischen den gegenwärtig ablaufenden gesellschaftlichen Entwicklungen und der soziokulturellen Substanz des Protestantismus" (ebd., S. 70) sei die nationale – und damit marktwirtschaftliche – „Wende in der Wende" nicht durch die Konsumwünsche der breiten Bevölkerung herbeigeführt worden, sondern schon a priori im Wesen einer „protestantischen Revolution" angelegt gewesen, welche die Prinzipien von 1848 nun auch östlich der Elbe obsiegen ließ. Ich kann nicht verhehlen, daß mir die Gegenthese, von Klaus Wolfram eingängiger scheint: „Das Emanzipatorische war das Sozialistische, so blaß und verbraucht das begrifflich auch gewesen sein mag. Das Christliche steckte allenfalls in den Milieueigenschaften. Die waren jedoch eher das Enge, nicht das Weite der Opposition" (Gespräch vom 21. November 2001). Vgl. hierzu auch Thaysen, Der Runde Tisch (Anm. 35), S. 150.

231 Beispielhaft: Edelbert Richter, Warum kommt es in der DDR zu keiner der sowjetischen analogen Umgestaltung?, in: *Kontext,* Nr. 4 (22. 11. 1988), S. 11.

232 Ders., Zweierlei Land – eine Lektion. Konsequenzen aus der deutschen Misere (= *radix-Blätter,* Nr. 10, Juli 1989), S. 8 (abgedruckt in: Freiheit und Öffentlichkeit [Anm. 10], S. 460).

233 Lutz, Dissidenten und Bürgerbewegung (Anm. 176), S. 64.

234 Ungeachtet der deutsch-deutschen Sonderproblematik und des Umstands, daß auch polnische, ungarische und tschechische Exoppositionelle im Lauf der neunziger Jahre an politischem Einfluß verloren, bleibt doch bemerkenswert, daß kein einziger Repräsentant der DDR-Dissidenz bei der politischen Gestaltung der Einheit eine wirklich nennenswerte Rolle spielte. Nichts bringt das realpolitische Scheitern

„mit dem sich abzeichnenden Ende der DDR [...] nicht nur der Funktionsverlust, sondern überhaupt das politische Ende der DDR-Opposition einsetzte".[235] Offen bleibt, warum dies so war, warum der Weg aus der Illegalität also schon nach wenigen Monaten in neuerlicher Marginalität endete, da „ein gemeinsames Vorgehen nur noch in Aktionen gegen die gesellschaftliche Macht der SED und vor allem gegenüber dem MfS und seiner Nachfolgeorganisationen möglich" war.[236] Es deutet manches darauf hin, dies darauf zurückzuführen, daß die DDR-Opposition mit „ihrem" Staat auch all ihrer gewohnten und angestammten Denk- und Handlungsmuster verlustig ging.

**Anleihen aus dem Westen: Postmaterialismus in einer Mangelgesellschaft**

Frank Ebert sieht das Verhältnis, das man bis zur Wende zum westlichen Nachbarland hatte, durch einen bemerkenswerten „Widerspruch in sich" gekennzeichnet: „Einerseits lehnte man eine Einmischung des Westens ab, andererseits vermochte man dessen Infrastruktur und die Hilfe von Westparteien – zumindest einzelner Mitglieder – wunderbar zu nutzen."[237] Tatsächlich war dieselbe Oppositionsszene, die der offiziellen BRD, ihrem politisch-ökonomischen System und den Verfassungsprinzipien, auf dem es fußt, mit Skepsis oder gar Ablehnung begegnete, von den dortigen Alternativ- und Protestbewegungen fasziniert und stark beeinflußt.[238] So veröffentlichte der „mOAning star" im Mai 1988 einen hymnischen Rückblick auf den „Mai 68", dessen Traditionen und revolutionärer Dynamik sich die Autoren nach wie vor verpflichtet glaubten.[239] Schon der Insiderbericht über die „neue Jugendszene der DDR", der Anfang Januar 1983 im „Spiegel" abgedruckt wurde, hätte in seiner verquasten Diktion – „ich glaube mein Wollen mehr als andeuten zu wollen, wenn ich tägliches Reagieren, die Konfrontation, politischen Kampf, Verweigerung und Protest, Bewegung um der Bewegung willen bejahe"[240] – ebensogut einem Flugblatt der Westberliner Häuserkampfbewegung entstammen können. „Im weiteren Sinn verkörperten wir die 68er-Generation der BRD",

*[Fortsetzung von Anm. 234]*
der Bürgerbewegung treffender auf den Punkt als die Schattenexistenz, die das einst so populäre Neue Forum in den neunziger Jahren als radikalpazifistisches Konventikel heimatloser Ostlinker fristet (vgl. Sabine Schaaf, Geblieben, was wir waren. Eine kurze Dokumentation zum Neuen Forum, in: ... das war doch nicht unsere Alternative [Anm. 13], S. 330–337).

235 So Neubert, Geschichte der Opposition (Anm. 6), S. 826.

236 Ebd.

237 Interview vom 5. Juni 2002.

238 Vgl. Glaeßner, Der schwierige Weg zur Demokratie. Vom Ende der DDR zur deutschen Einheit, Opladen 1992, S. 37; Pollack, Politischer Protest (Anm. 6), S. 91 u. ö., sowie die Ausführungen von Rüddenklau, Störenfried (Anm. 3), S. 36 f., und Neubert, Geschichte (Anm. 6), S. 667 f., über die Beziehungen zwischen der DDR-Opposition und den westdeutschen Grünen. Daß sich diese expliziter als alle anderen Parteien der Bundesrepublik zur Zweistaatlichkeit bekannten – und jenseits dessen über keinerlei konsistente bzw. konsensfähige ost- und deutschlandpolitische Konzeption verfügten –, scheint dem Verhältnis eher zu- als abträglich gewesen zu sein. Es ist denn auch kaum verwunderlich, daß sich DDR-Opposition und BRD-Grüne gleichermaßen paralysiert zeigten, als plötzlich die Wiedervereinigung auf der politischen Agenda stand.

239 Mai 68, in: *mOAning star,* Nr. 9 (Mai 1988), S. 6.

240 *Der Spiegel,* 1983, Nr. 1, S. 42 ff. (Zitat: S. 46).

bilanziert Wolfgang Rüddenklau.[241] Und sein ehemaliger Mitarbeiter Christian Halbrock betrachtet „alles, was nach 1980 in der DDR als Opposition entstand", als „eine Kopie, die von außen übernommen wurde".[242]

Da der Zusammenbruch des Realsozialismus heftige Angriffe gegen die „68er" auslöste, mag der Befund, daß die DDR-Opposition ausgerechnet *und nur* in dieser Hinsicht gesamtdeutsch dachte, befremden. Nichtsdestoweniger rezipierte sie im Verlauf der achtziger Jahre sämtliche Zerfallsprodukte der „Studentenrevolte" bis hin zu ihren radikalsten Manifestationen. So berichtet Rüddenklau, daß „unser Interesse bis hin zur RAF reichte. Das war durchaus ein Diskussionspunkt, über den sich heftige Debatten entzündeten. Obwohl die in aller Regel kritisch ausfielen, war die RAF für einige doch eine Art Idol."[243] Zu den bedeutsamsten Folgeerscheinungen der 68er-Bewegung zählt die Emergenz neuer Werte- und Orientierungsmuster. Sozialwissenschaftler diagnostizierten einen „postmaterialistischen Wertewandel", der sich vor allem in der Bundesrepublik in den Aktivitäten neuer sozialer Bewegungen niederschlug und Ende der siebziger Jahre die Gründung der Grünen bedingte.[244] Schon weil diese „stille Revolution" nicht zuletzt auf die materielle Übersättigung zurückgeführt wird, welche ein drei Jahrzehnte währender Wirtschaftsboom hervorrief, muß es überraschen, daß die Oppositionsgruppen der späten DDR den postmaterialistischen Diskurs nachvollzogen und sich ihrerseits dezidiert grün-alternativ gerierten.[245] Gedenkt man einer Bemerkung Garton Ashs aus dem Jahr 1981 – „die Versandhauskataloge westdeutscher Warenhäuser fügen dem Staat mehr Schaden zu als alle eingeschmuggelten Kopien von Bahro oder Solschenizyn"[246] –, liegt es nahe, hier eine wesentliche Ursache für die fehlende Massenwirksamkeit der Opposition vor und ihre schnelle Remarginalisierung nach der „Wende" zu sehen. Stimmen, welche für die relative Bedeutungslosigkeit der Opposition „vor allem die geheimpolizeilichen Repressionsmaßnahmen" verantwortlich machen,[247] dürften deren Effizienz und Handlungsoptionen überschätzen; vor allem aber mißachten sie die *splendid isolation,* in die sich unweigerlich begab, wer in der DDR konsumkritische Töne anschlug.[248] Anklagen gegen die „Göttin Wohlstand" und „ihre Tempel: Warenhäuser, Luxus-Gaststätten, Delikatläden, Intershops und Interhotels"[249] konnten dort schwerlich verfangen. So zutreffend Frank Eberts selbstkritisches Resümee

241 Interview vom 19. Januar 2001.

242 Interview mit Tom Sello und Christian Halbrock vom 5. Januar 2001; vgl. Stefan Wolle, Die versäumte Revolte. Die DDR und das Jahr 1968, in: *APuZ,* 2001, Nr. 22–23, S. 37–46.

243 Interview mit Wolfgang Rüddenklau vom 19. Januar 2001. Vgl. Gedächtnisprotokoll. Zuführung zum VP-Revier 12, in: *Friedrichsfelder Feuermelder,* Mai 1989, S. 4 f.

244 Vgl. Ronald Inglehart, Wertewandel in den westlichen Gesellschaften. Politische Konsequenzen von materialistischen und postmaterialistischen Prioritäten, in: Wertewandel und gesellschaftlicher Wandel. Hrsg. von Helmut Klages und Peter Kmieciak, Frankfurt a. M. 1979, S. 279–316, und Koenen, Das rote Jahrzehnt (Anm. 125), S. 27.

245 Vgl. Ehrhart Neubert, Die Solidarische Kirche als Teil der DDR-Opposition, in: Die Solidarische Kirche in der DDR. Erfahrungen, Erinnerungen, Erkenntnisse. Hrsg. von Joachim Goertz, Berlin 1999, S. 30.

246 Garton Ash, „Und willst du nicht mein Bruder sein ..." (Anm. 125), S. 174.

247 So Pingel-Schliemann, Zersetzen (Anm. 25), S. 118.

248 Vgl. Reiprich, Der verhinderte Dialog (Anm. 33), S. 131.

249 So Walter Bindemann, Wählt das Leben, in: *Friedensnetz,* 1985, Nr. 2, S. 3.

ist, die Bürgerbewegung habe es „nicht geschafft, der Bevölkerung den Gedanken, daß Einkaufen und Reisen nicht alles ist, sozusagen mit auf den Weg in den Westen zu geben",[250] so unwahrscheinlich dünkt es, daß dies unter den gegebenen Umständen zu leisten war.

Da die Gruppen, die unter dem Signum der unabhängigen Friedensbewegung Anfang der achtziger Jahre ein neues Kapitel der DDR-Oppositionsgeschichte aufschlugen, postmaterialistischen Pfaden folgten, wurde im Westen schnell vermerkt. Schon Ende 1982 verwies Rudolf Bahro auf ihren „grünen Resonanzboden" und charakterisierte sie als „völlig eigenständige Bewegung", welche „wider manchem Anschein und unbeschadet erheblicher Wechselwirkungen nicht von der Bundesrepublik aus induziert", wohl aber „zwillingsverwandt mit den hiesigen Pazifisten und Grünen" seien: „Das sind keine marxistischen Dissidenten, wie etwa Robert Havemann und ich es waren. Obwohl sie unsere Ideen aufgenommen haben, der Ansatz ist verschieden."[251] Einige Jahre später schlug Hubertus Knabe vor, die Oppositionsgruppen der DDR als eine Spielart der neuen sozialen Bewegungen (NSB) aufzufassen,[252] welche bis dahin als typisch westlich-kapitalistisches Phänomen gedeutet worden waren.[253] Die Sichtweise, welche der DDR-Opposition ein „revisionistisches" Selbstverständnis unterstellt und in ihrem Engagement eine „Revitalisierung der Idee des Sozialismus" sieht,[254] mag davon nicht direkt tangiert werden. Wohl aber durch das Desinteresse, das der Samizdat den Denkern der reformkommunistischen Oppositionstradition entgegenbrachte. Neben Rudolf Bahro, dessen „Alternative" Ende der siebziger Jahre noch heiß diskutiert worden war,[255] gilt dies auch und gerade für Robert Havemann, den Dirk Rochtus als das „Gewissen der DDR" bezeichnet.[256] Obgleich sein 1980 erschienenes, ökologisch-utopisches Spätwerk „Morgen. Die Industriegesellschaft am Scheideweg" für ein „romantisches" Verständnis von Sozialismus in hohem Maße attraktiv war, scheint es in der DDR kaum rezipiert worden zu sein.[257] Eine Untersuchung über die Rolle, die Denken und Andenken Havemanns im Herbst 1989, also nur sieben Jahre nach seinem Tode, spielten, führt zu dem Ergebnis, daß er kraft seiner Mitarbeit an den Abrüstungsvorschlägen des „Berliner Appells" vom 25. Januar 1982[258] zwar zu einem Gründervater

250 Interview vom 5. Juni 2002.

251 Rudolf Bahro über die ostdeutsche Friedensbewegung, in: *Der Spiegel,* 1982, Nr. 50, S. 58 ff.

252 Hubertus Knabe, Neue Soziale Bewegungen im Sozialismus. Zur Genesis alternativer politischer Orientierungen in der DDR, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie,* Jg. 40 (1988), H. 3, S. 551–569.

253 Beispielhaft hierfür: Joachim Hirsch und Roland Roth, Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Post-Fordismus, Hamburg 1986, insbes. S. 168 ff.

254 So Jander, Die besondere Rolle (Anm. 7), S. 954 u. ö.; vgl. die entschiedene Zurückweisung von Janders These bei Pollack, Politischer Protest (Anm. 6), S. 14–16.

255 Vgl. Wolfram, Zur Geschichte (Anm. 22). 4. Folge, in: *Sklaven,* 1994, Nr. 4–5, S. 7; Neubert, Geschichte (Anm. 6), S. 234, und Pollack, Politischer Protest (Anm. 6), S. 146.

256 Rochtus, Zwischen Realität und Utopie (Anm. 75), S. 58.

257 Vgl. Geisel, Havemann (Anm. 34), S. 47 ff.

258 Eppelmann, Fremd im eigenen Haus (Anm. 29), S. 190–192; vgl. *Der Spiegel,* 1982, Nr. 2, S. 31, und 1982, Nr. 12, S. 35 f., sowie Klaus Ehring und Martin Dallwitz, „Schwerter zu Pflugscharen". Friedensbewegung in der DDR, Reinbek 1982, S. 227 f., und Friedensbewegung in der DDR. Texte 1978–1982. Hrsg. von Wolfgang Büscher, Peter Wensierski und Klaus Wolschner, Hattingen 1982, S. 185 ff.

jener unabhängigen Friedensbewegung avancierte, die sich als ideeller wie organisatorischer Keimboden der 1989 durchschlagend wirksam werdenden Opposition begreifen läßt, er damit aber zugleich ein Kapitel des Widerstands aufschlug, in dem ihm als politischem Denker keine Bedeutung mehr zukommen sollte. Hatte es Ende der siebziger Jahre zwischen oppositionellen Altkommunisten und jung-rebellischen Dissidenten noch einen politisch wie emotional fundierten Vorrat an Gemeinsamkeiten gegeben,[259] vollzog sich in den achtziger Jahren „ein theoretischer und ideologischer Paradigmenwechsel", infolge dessen sich die nun wirksam werdenden Gruppen „klar von der traditionellen linken Bewegung ab[setzten], die ihnen zeitlich vorangegangen und untrennbar mit dem Marxismus verbunden gewesen war".[260]

Es liegt auf der Hand, daß die Ausrichtung an den westlichen Alternativbewegungen bereits im vorpolitischen Raum ähnliche Konflikte evozierte, wie sie ein Jahrzehnt zuvor die Bundesrepublik beschäftigt hatten. Alf Lüdtke benennt mit „deutscher Wertarbeit", „Sauberkeit" sowie „Ordnung und Disziplin" drei zentrale Wertorientierungen, welche den Mainstream der DDR-Gesellschaft kennzeichneten.[261] Da dies die Standards waren, die auch das Nachkriegsdeutschland Konrad Adenauers prägten, ist es wenig verwunderlich, daß Rüddenklau von Anfeindungen berichtet, welche – „bis hin zu den Sprüchen, uns habe man beim Vergasen vergessen"[262] – dieselbe Aggressivität erahnen lassen, mit der man in der BRD einst den ostentativen Nonkonformismus der „68er" quittiert hatte. Die sozialpsychologischen Ursachen dürften sehr ähnlich, ja weitgehend identisch gewesen sein. Obschon die Spannungen dadurch gemildert wurden, daß die ökonomischen und lebensweltlichen Gegebenheiten des späten SED-Staats einer alternativen Subkultur erstaunliche Frei- und Spielräume eröffneten,[263] hat eine Mehrheit der DDR-Bürger restriktive Maßnahmen gegen deren vermeintlich „asoziales Verhalten" wohl eher goutiert.[264] Eine 1984 erstellte Analyse, die den Konflikt zwischen SED und pazifistischer Oppositionsszene als eine eher kulturell denn politisch gefärbte Auseinandersetzung interpretiert und die SED zum Sprachrohr der vorherrschenden „konservativen Mittelstandskultur" erklärt,[265] wird durch die Ausführungen, mit denen Lothar Feix, ein Angehöriger der sogenannten „Kulturopposition",[266] die Wochen des Umbruchs rekapituliert, eindrücklich verifiziert. Mochten die sonst üblichen Verhaltens- und Wertemuster während der Herbsttage 1989 auch kurzfristig außer

259 Vgl. Karl Winkler, Made in GDR. Jugendszenen aus Ost-Berlin, Berlin 1983, S. 104 ff.

260 Geisel, Havemann (Anm. 34), S. 71 (Interview mit Bernd Gehrke).

261 Lüdtke, Die DDR als Geschichte (Anm. 164), S. 15.

262 Interview vom 19. Januar 2001.

263 Vgl. Rainer Schedlinski, Gibt es die DDR überhaupt?, in: Aufbruch (Anm. 33), S. 277, und Geisel, Havemann (Anm. 34), S. 87 (Interview mit Reinhard Schult).

264 Vgl. Rüddenklau, Störenfried (Anm. 3), S. 25.

265 Wolfgang Büscher und Peter Wensierski, Aussteigerjugend im anderen Deutschland. Null Bock auf DDR, Reinbek 1984; hier zit. nach dem Vorabdruck in: *Der Spiegel*, 1983, Nr. 42, S. 132: „Was hier verteidigt wird, ist nicht der Sozialismus. Hier wehrt sich eine konservative Mittelstandskultur gegen ihre Infragestellung durch Randgruppen. Diejenigen, die den Hammer der Staatsmacht schwingen, als gelte es, den Untergang des Sozialismus zu verhindern, folgen nur ihrem kleinbürgerlichen Instinkt. Sie wollen den Mief retten, in dem sie allein etwas darstellen."

266 Vgl. Kowalczuk, Von „aktuell" bis „Zwischenruf", in: Freiheit und Öffentlichkeit (Anm. 10), S. 41–49.

Kraft gesetzt worden sein,[267] führte letztlich doch kein Steg über die Kluft, welche das oppositionelle Milieu von der „Normal"bevölkerung trennte. Das politische Scheitern der Oppositionsgruppen wirkt bei Feix denn auch wie die Wiederkehr eines Konflikts, bei dem politische Sachfragen eher nebensächlich waren.

„Der konzeptionslose Kurs der Bürgerrechtsgruppen, die Hilflosigkeit antikapitalistischer Bemühungen, der allgemeine nationale Wahnsinn bis hin zu offen faschistischen Aktivitäten, die als bloße Randerscheinungen verharmlost wurden, die Masse der Leute, die sich zur Banane machen ließen – die wenigen Tage der Euphorie waren vorbei; die Welt war wieder in Ordnung, die Mißverständnisse, die dazu geführt hatten, daß man gemeinsam mit jener Masse Leute demonstriert hatte, mit der einen seit Jahren heftige gegenseitige Abscheu verbunden hatte, waren ausgeräumt."[268]

Daß die zur Bürgerbewegung gereifte Oppositionsszene „alles andere als repräsentativ für die Bevölkerung der DDR war",[269] sie die Wünsche und Hoffnungen ihrer Mitbürger wenn nicht grob verkannte, so jedenfalls konsequent mißachtete, zeichnete sich bereits im September 1989 ab. So geißelten die Aufrufe, die zum Fanal der „Wende" wurden, zwar sämtlich die Krisenhaftigkeit der DDR-Gesellschaft, ignorierten jedoch jene ökonomische Krise, die damals so viele Menschen zum Verlassen der DDR veranlaßte. Indem sie diese als Teilaspekt eines systemübergreifenden Problems, als bloße „Variante einer Krise" betrachteten, welche die gesamte industriezivilisatorische Moderne betreffe,[270] standen sie für eine „asketische Grundhaltung",[271] wie sie auch die westdeutsche ökologische Bewegung der siebziger und achtziger Jahre gekennzeichnet hatte. Während es für eine solche Denkweise in der materiell saturierten Bundesrepublik aber einen gesellschaftlichen Resonanzboden gab, konnte sie in der von notorischen Versorgungskrisen geplagten DDR nur Unverständnis und Ablehnung hervorrufen. Offensichtlich war, wie im Gründungsaufruf des Neuen Forums konstatiert, nicht nur die Kommunikation zwischen Staat und Gesellschaft, sondern auch die zwischen Opposition und Gesellschaft gestört. Wie sehr ökologiebewegte Dissidenten die Präferenzen ihrer Landsleute verkannten, mag die illusorische Gewißheit illustrieren, mit der der Theologe Reinhard Lampe 1986 die Behauptung eines Deutschlandfunk-

267 „[...] gemeinsam mit KvU-Punks & Leuten aus der *Umweltbibliothek* baute ich [...] eine Plakatausstellung zum 40. Jahrestag der DDR auf. Unser Mittagstisch in den Rathauspassagen wurde mit einem Zettel: ‚Reserviert für die RAF' versehen, & alle, Kellner & Gäste unterzeichneten mit [...] Begeisterung den Aufruf des *Neuen Forum.* [...] Leute, die nicht nach Norm aussahen, genossen für eine kurze Zeit großes Ansehen." Lothar Feix, Die DDR existierte eigentlich nicht mehr (Der Prenzlauer Berg, & was hat Kultur mit Politik zu tun?); in: ... das war doch nicht unsere Alternative (Anm. 13), S. 57.

268 Ebd., S. 58.

269 So Reinhard Weißhuhn, Der Einfluß der bundesdeutschen Parteien auf die Entwicklung widerständigen Verhaltens in der DDR der achtziger Jahre; in: Materialien (Anm. 7), Bd. VII.2, S. 1915. Ein Bericht des „Telegraphs" (1989, Nr. 1, S. 6 ff.) über ein Treffen der Vereinigten Linken vom 2. Oktober 1989 veranschaulicht das oppositionelle Befremden, als sich plötzlich „ganz normales DDR-Volk, das sich in Scene-Veranstaltungen sonst nicht blicken läßt", artikulierte: „‚Egozentrisch', ‚nicht gruppenfähig' ‚politisch diffus', ‚kleinbürgerlich': so waren Urteile von Mitarbeitern. Das war unser bisheriges Bild von Ausreisewilligen – so sind aber ganz normale DDR-Bürger und wir werden in Zukunft mit genau diesen Leuten rechnen und mit ihnen sprechen müssen."

270 So Neubert, Protestantische Revolution (Anm. 4), S. 47 f.

271 Ders., Geschichte der Opposition (Anm. 6), S. 885.

Kommentators zurückwies, die DDR könne ohne die Mauer nicht existieren, da ihr sonst die Bürger davonliefen: „Das ist die alte, unreflektierte Wirtschaftswunderarroganz. Sie würden es nicht mehr tun."[272] Auch die Autoren des Appells „Absage an Praxis und Prinzip der Abgrenzung" unterschätzten die Sogwirkung der westlichen Warenwelt und mißachteten die Gefahren, die sich für die DDR ergeben mußten, sollte sie – wie von ihnen angemahnt – ihre Abschottung nach Westen lockern.[273] Für eine fehlende Rückkopplung zwischen Opposition und Gesellschaft spricht zudem der Umstand, daß die Protagonisten der im Herbst 1989 gegründeten Foren von deren elektrisierender Wirkung völlig überrascht wurden. So hatten die Erstunterzeichner des Neuen Forums ihre nächste reguläre Zusammenkunft für Anfang Dezember vereinbart, um sich sodann mit „einem unerwarteten Ansturm von Interessenten" konfrontiert zu sehen, „auf den sie überhaupt nicht vorbereitet waren".[274] Entgegen der weitverbreiteten Ansicht, der Massenprotest habe sich gleichsam naturwüchsig aus den oppositionellen Aktivitäten heraus entwickelt, ist also schon in diesem frühen Stadium „zwischen Volksbewegung und Bürgerrechtsbewegung strikt zu unterscheiden".[275]

Nach Uwe Thaysen verhinderte das systembedingte „Ausgeliefertsein" der DDR-Dissidenz „jegliche positive Bezugnahme auf ‚westliche' Wirtschaftsformen, zumal auf die amerikanische und auf die Marktwirtschaft der BRD. Als Referenz für Reformen der von ihnen vorgefundenen Realität blieben diese Muster ohne taktischen Wert, strategische Vergeudungen."[276] Blickt man auf den Samizdat, ist diesem Argument entschieden zu widersprechen. Dort bezog man sich nämlich durchaus auf „diese Muster" – allerdings in einem sehr kritischen, überwiegend strikt ablehnenden Sinn. Anders als bei den SED-Reformern, die den Begriff der Moderne in, wenn man so will, klassisch marxistischer Manier auf seine technizistische Dimension reduzierten und durch die schiere Effizienz des westlichen Wirtschaftssystems veranlaßt wurden, für eine (partielle) Rückkehr zur Marktwirtschaft zu plädieren, hatten die vordergründigen Triumphe des Kapitalismus für die Opposition etwas zutiefst Beängstigendes. Die Beschäftigung mit der dritten Welt – eine weitere signifikante Übereinstimmung mit dem thematischen Herzblut westlicher Alternativbewegungen – verstärkte ihre Skepsis gegenüber dem in Ost wie West herrschenden Primat ökonomischen Wachstums. Sie äußerte sich als Kritik an einer „Überindustrialisierung, die nur auf dem Wege der direkten oder indirekten kolonialistischen Ausbeutung der Zweidrittelwelt realisiert werden konnte und kann",[277] und rückte damit die politischen Gegensätze der Systeme aus dem Blick.[278] Der Satz, mit dem Hans-Jochen Tschiche ein „Konsenspapier" einleitete, das im Februar 1988

272 Reinhard Lampe, Lazarus am 13. August. Gedanken aus einer Examensarbeit, in: *Aufbrüche* (= *radix-blätter,* Nr. 2, 1987), S. 30.

273 Hans-Jürgen Fischbeck, Gedanken zur Einbringung des Antrags in die Synode Berlin-Brandenburg, in: *Aufrisse* (Anm. 103), S. 8; vgl. Eckert, Das Programm (Anm. 10), S. 775.

274 Marianne Schulz, Neues Forum, in: Von der Illegalität ins Parlament. Werdegang und Konzept der neuen Bürgerbewegungen. Hrsg. von Helmut Müller-Enbergs, Marianne Schulz und Jan Wielgohs, Berlin 1991, S. 14; vgl. Rüddenklau, Störenfried (Anm. 3), S. 297, und Krone, Einleitung (Anm. 7), S. 14.

275 So Pollack, Politischer Protest (Anm. 6), S. 215.

276 Thaysen, Die ausgelieferte Opposition (Anm. 50), S. 39.

277 *Schalom. Informationsblatt des Friedenskreises der Ev. Samaritergemeinde* vom 17. 12. 1984, S. 6.

278 Vgl. Neubert, Kirche und Gruppen (Anm. 140), S. 75.

zum „politischen Kristallisationspunkt" des Cottbusser Treffens von Frieden Konkret avancierte,[279] brachte die einschlägigen Argumente auf den Punkt und erhellt, warum viele DDR-Oppositionelle die Sprachgewohnheiten eines sich „sozialistisch" titulierenden Regimes reproduzierten, obgleich dieses alle Bitten um einen „konstruktiven Dialog" brüsk verweigerte:

„Die modernen Industriegesellschaften sind so organisiert, daß die Zerstörung der Umwelt unaufhörlich voranschreitet, die Kluft zwischen den armen und reichen Völkern immer größer wird und die Austragung von politischen Konflikten mit Massenvernichtungswaffen nicht auszuschließen ist. Es droht der kollektive Selbstmord der Menschheit, wenn nicht eine andere Lebens- und Weggestaltung angestrebt wird."[280]

Mochten Opposition und SED-Erneuerer im Herbst 1989 auch beide von Sozialismus sprechen, verbanden sie damit doch höchst unterschiedliche Vorstellungen, die aus einer diametral gegensätzlichen Wahrnehmung des kapitalistischen Westens resultierten. Faszinierte letztere – wie einst schon Walter Ulbricht – dessen Dynamik, wurde die von ersterer als Bedrohung empfunden, weswegen man bei der Suche nach zukunftstauglichen Konzepten schon mangels Alternativen den Begrifflichkeiten des Ancien régime verhaftet blieb. Einige Oppositionelle scheinen das realsozialistische Wirtschaftsmodell gerade wegen seiner geringeren Dynamik für zukunftsträchtig erachtet haben. Christian Sachses Aussage, „besonders ökologisch orientierte Leute" hätten geglaubt, daß es „gute Voraussetzungen für einen ökologischen Umbau der Wirtschaft" biete,[281] verweist auf den Umstand, daß das Ideal einer stationären Volkswirtschaft, welche statt auf Wachstum auf eine effiziente Ressourcennutzung abzielt, sehr wohl mit dem Prinzip der Zentralverwaltungswirtschaft, keinesfalls aber mit einer Markwirtschaft vereinbar ist. Die Halsstarrigkeit, die das Neue Forum im Herbst 1989 in Sachen Markt an den Tag legte, kam einem politischen Selbstmord nahe,[282] war angesichts der Werthaltungen und Debatten, die uns die Samizdatliteratur überliefert, aber konsequent und unvermeidlich. Christian Joppkes Diktum, "the industrial system, rather than a dictatorial regime, was built up as the main target of the opposition",[283] dürfte in diesem Fall den Kern der Sache treffen, wohingegen Reinhard Weißhuhns Versuch, den antikapitalistischen Impetus der Opposition auf die „geradezu selbstmörderische

279 So ders., Geschichte der Opposition (Anm. 6), S. 701.

280 Hans-Jochen Tschiche, Teilhabe statt Ausgrenzung. Wege zu einer solidarischen Lebens- und Weltgestaltung (Thesen für das sechste Treffen „Frieden konkret"); zit. nach: *Solidarische Kirche,* Probenummer vom 30. 4. 1988, S. 11.

281 Interview mit Christian Sachse vom 26. November 2001.

282 Die Erinnerungen des Leipziger Bleischweißers Wolfgang Ritterschober sind wohl symptomatisch für die Erfahrungen vieler DDR-Bürger, welche erst im Herbst 1989 politisiert und gegen das Regime initiativ wurden: „Ich war ursprünglich, als das alles losging, beim Neuen Forum. Ich dachte mir, die Leute machen das. Und bis zur Wende haben sie auch voll meine Richtung vertreten. Bloß dann nicht mehr. Und ich wollte ja weiter. Ich habe im Neuen Forum gesagt, wir müssen auf Wiedervereinigung gehen und Marktwirtschaft. Das war nicht reinzubringen in die Köpfe. Das haben sie ja heute noch nicht drin. [...] Und dann bin ich raus, Weihnachten. [...] Wir hatten im Betrieb eine Betriebsgruppe Neues Forum. Und der größte Teil ist dann mit raus, und damit war das dann erledigt dort, das Neue Forum." Zitat in: Demonteure. Biographien des Leipziger Herbsts. Hrsg. von Bernd Lindner und Ralph Grüneberger, Bielefeld 1992, S. 110 f.

283 Joppke, East German Dissidents (Anm. 5), S. 99.

Entmündigung in einer Diktatur" zurückzuführen,[284] schon deshalb wenig überzeugt, weil er die ja durchaus stichhaltigen – wenngleich nicht vermittelbaren – Argumente entwertet, die die DDR-Opposition ins Feld zu führen pflegte.

Bezeichnend für deren Postmaterialismus war, daß sie – gleich den West-Grünen der achtziger Jahre – wirtschaftlichen Fragen mit Desinteresse begegnete.[285] Aber auch die wenigen Ausnahmen dieser Regel bestätigen das von Reinhard Schult skizzierte Stimmungsbild: „Wir hatten [...] kein Bewußtsein dafür, die Betriebe mehr oder minder zu übernehmen. Viele haben gedacht, das kann da so weitergehen wie bisher, nur eben demokratischer."[286] Offenkundig sah man durchaus auch konzeptionell fundierte Gründe, den gemächlichen „sozialistischen Gang" der hektischen Rastlosigkeit einer Marktwirtschaft vorzuziehen.

**Politische Bewegung oder alternative Lebensform?**

Andererseits steht fest, daß konzeptionelles, geschweige denn programmatisches Denken der späten DDR-Opposition überwiegend fremd war. Je älter und maroder der Arbeiter- und Bauernstaat wurde, um so mehr und exklusiver blieb dies einer kleinen, überwiegend aus entschiedenen Linken bestehenden Minderheit des Spektrums vorbehalten.[287] Bei der Mehrzahl der Gruppen läßt sich sogar eine regelrechte Theoriefeindlichkeit ausmachen. Rolf Henrichs Schrift über den „vormundschaftlichen Staat" steht für den einzigen wirklich öffentlichkeitswirksamen Versuch, den versumpften DDR-Sozialismus umfassend zu analysieren und mögliche Auswege aufzuzeigen. Das Buch wurde in Oppositionspublikationen besprochen, löste aber wohl kaum nennenswerte Diskussionen aus.[288] Dies mag nicht zuletzt an seinen inhaltlichen Schwächen gelegen haben.[289] Dennoch fällt es schwer, die theoretisch-konzeptionellen Defizite der

284 „Das freie Wort war die schärfste Waffe der Opposition" (Anm. 10), S. 134.

285 Vgl. Neubert, Protestantische Revolution (Anm. 4), S. 75; Pollack, Politischer Protest (Anm. 6), S. 125, und Trömmer, Der verhaltene Gang (Anm. 32), S. 130 f. sowie S. 184 f. Es ist kein Zufall, daß sich Erich Mielke anläßlich der Großdemonstration vom 4. November 1989 auf dem Berliner Alexanderplatz über „die geringe Zahl von Losungen, die ökonomische Problemstellungen beinhalten", wunderte; zit. nach: „Ich liebe euch doch alle". Befehle und Lageberichte des MfS. Hrsg. von Armin Mitter und Stefan Wolle, Berlin 1990, S. 250.

286 Geisel, Havemann (Anm. 34), S. 45. Klaus Wolfram sieht hierin „eine sehr präzise Beschreibung" des damals vorherrschenden Denkens (Gespräch vom 21. November 2001).

287 Hier wäre in erster Linie an die „Böhlener Plattform" der Vereinigten Linken (VL) zu denken. Abgedruckt in: Die Opposition in der DDR (Anm. 72), S. 105–111.

288 Vgl. *Umweltblätter,* 1989, Nr. 31, S. 53 ff. [755 ff.], sowie Ehrhart Neubert, Metaphysik des Sozialismus – Zu Rolf Henrichs Buch „Der vormundschaftliche Staat", in: Festschrift zum 60. Geburtstag von Heino Falcke. Hrsg. von Ehrhart Neubert und Joachim Garstecki, Erfurt 1989, S. 88–96. Die Westveröffentlichung von „Der vormundschaftliche Staat" hatte Ende März 1989 (nur) den Parteiausschluß Henrichs zur Folge – was sicher auch als eine Art Quarantänemaßnahme gedacht war. Sollte das Buch doch erklärtermaßen dem Ziel dienen, die (oder zumindest einen Teil der) SED-Basis aus der „Vormundschaft der Politbürokratie" herauszuführen und sie im Sinne einer sozialistischen Reformpolitik zu mobilisieren; vgl. Rolf Henrich, Der vormundschaftliche Staat. Vom Versagen des real existierenden Sozialismus, Reinbek 1989, S. 316 f.

289 Vgl. Geisel, Havemann (Anm. 34), S. 92 (Interview mit Reinhard Schult).

Opposition mit Reinhard Schult allein dem Fehlen „wirklich politischer Köpfe" anzulasten.[290] Scheint die Szene dafür doch gar keinen Bedarf gesehen zu haben. Nicht umsonst schrieb ihr Wolfgang Templin im Januar 1988 ein weitgehend apolitisches Selbstverständnis zu.[291] Die Erinnerungen von Klaus Wolfram gehen in dieselbe Richtung und betonen einen Aspekt, der erneut Parallelen zur westlichen Alternativszene eröffnet: „Wenn man die Gruppen anschaut, es gewissermaßen auszählen würde, käme man zu dem Ergebnis, daß den meisten der Gruppenrahmen ausreichte, die meisten Mitglieder über diese Gruppen und die dort geübte alternative Lebensform gar nicht hinauswollten. Nur die Wortführer der Gruppen wollten das."[292]

Wolframs Behauptung steht in deutlichem Widerspruch zur These Karsten Timmers, „daß die DDR-Opposition seit spätestens 1986 in ihrem Denken und Handeln maßgeblich von Konzepten einer zivilen Gesellschaft getragen war".[293] Dies würde einen gewissen Gleichklang zwischen Oppositionsmilieu und Alltagsleben voraussetzen. Tatsächlich war es nach Bernd Gehrke aber so, „daß [sich] mit dem Aufbrechen des monopolistischen SED-Machtsystems [...] Opposition und DDR-Gesellschaft überhaupt erstmalig politisch begegnet sind".[294] Die Innenansicht der „bunte[n] Aussteigerlandschaft eines langweiligen Kulturstädtchens", die der junge Weimarer Wolfram Hasch im Januar 1984 skizzierte,[295] erklärt, warum sich Jens Reich, einer der wenigen etablierten Dissidenten, bei Veranstaltungen der Kirche von Unten „wie eine weiße Krähe" fühlte.[296] Desgleichen macht Haschs Szenario die Geringschätzung verständlich, mit der die meisten westlichen Politiker und Medien die DDR-„Ökopaxe" betrachteten.[297] Ehrhart Neubert sieht in den „Lebensweisen" der Opposition „ein Kontrastprogramm zu den intensiven Versuchen der SED, eine sozialistische Alltagskultur zu schaffen, in der die individuellen, geistigen und materiellen Bedürfnisse mit denen der sozialistischen Partei-Gesellschaft übereinstimmten", und attestiert eine „Chiffrierung des Politischen".[298] Vermutlich sollte man aber eher auf eine Politisierung des Privaten erkennen. So dürften infolge des pathologischen Wahns der SED-Machthaber, noch den harmlosesten Ausdrucksformen gesellschaftlichen Nonkonformismus umstürzlerische Absichten zu

290 Ebd., S. 96.

291 Wolfgang Templin, Bemerkungen zur politischen Orientierung in der Friedensbewegung, in: *Spuren* (Anm. 155), S. 73 (abgedruckt in: Freiheit und Öffentlichkeit [Anm. 10], S. 158). Ganz ähnlich auch Uwe Kolbe, Abgrenzung. Fragmente aus einem ländlichen Exil, in: *Aufrisse Zwei* (Anm. 19), S. 62.

292 Gespräch vom 21. November 2002.

293 Timmer, „Für eine zivile Gemeinschaft zivilisierter Bürger" (Anm. 60), S. 51.

294 So Bernd Gehrke, 1989 und keine Alternative?, in: ... das war doch nicht unsere Alternative (Anm. 13), S. 418.

295 „Zwischen Resignation, Aktionsdrang und selbstzufriedenem Friedensschwatz pendeln ein paar ‚verlumpte Elemente' hin und her. Der eine will mehr eine Renaissance der Gemütlichkeit, ein anderer hält einen gepflanzten Baum für konkreten Widerstand, wieder ein anderer möchte lieber etwas von Jalta erzählen. Dazwischen flattern Eingaben, Flugblätter, Dada-Bücher, Holzschnitte oder lächelnde Fassaden-As, bei denen keiner weiß, wer sie gesprüht hat." Wolfram Hasch, Essay [II], in: Dokumentation über die Verhaftung von Mitgliedern des Weimarer Montagskreises am 25. 1. 1984, Berlin, Mai 1984, S. 23.

296 Jens Reich, Am wichtigsten ist die Befreiung von der Angst, in: Die Opposition in der DDR (Anm. 72), S. 31.

297 Vgl. Süß, Staatssicherheit (Anm. 2), S. 209.

298 Neubert, Geschichte (Anm. 6), S. 421 f.

unterstellen, zahlreiche Menschen als Staatsfeinde gebrandmarkt worden sein, welchen die vorgestanzte Art und Weise, ihr Leben zu fristen, nicht behagte, die sich ansonsten aber als durchaus unpolitisch begriffen.[299] Nicht umsonst stößt man bei der Befragung aktenkundiger Dissidenten immer wieder auf die Aussage, man habe sich damals gar nicht als Opposition, geschweige denn als im Widerstand befindlich verstanden.[300] Die Aussage von Ulrike Poppe – „[...] die informellen Gruppen der achtziger Jahre waren eher handlungsorientiert und befaßten sich wenig mit Theoriebildung. Auf die Entwicklung eines alternativen gesellschaftlichen Gesamtkonzepts wurde bewußt verzichtet"[301] – sieht sich bei Daniela Dahn denn auch dergestalt ins Negative gewendet, als bei der Bürgerbewegung des Jahres 1989 „ein theoretisches Konzept oder auch nur eine theoretische Analyse" schlicht nicht existiert habe.[302] Stefan Wolle geht so weit, daß er bei (Teilen) derselben SED, die sich als „der deutsche Suppenkasper der Perestroika" gerierte,[303] größere Bereitschaft zu grundsätzlichen Reformdebatten sieht als bei der eigentlichen Opposition: „Die ideologischen Kontroversen um Perestroika, Glasnost und Demokratisierung spielten sich seit 1985 eher in der Partei ab als in den intellektuellen Zirkeln und kirchlichen Friedensgruppen. Letztere diskutierten statt dessen über Gewalt in der Familie, Erziehung zur Mitmenschlichkeit und die Gleichberechtigung homosexueller Paare."[304]

Die Folgerungen, die Wolle aus diesem Befund für den Herbst 1989 ableitet, sind wenig schmeichelhaft: „Auf den Spielwiesen individueller Scheinfreiheit tummelten sich die ewigen Kinder, und als im Herbst 1989 ihre Stunde kam, waren sie, die sich bisher im Zustand der Verweigerung befunden hatten, selbst erschrocken."[305]

Auch diese (im engeren Sinne) apolitische Dimension der DDR-Opposition wurde früh thematisiert. Im Frühjahr 1982 wollte Rolf Schneider die unabhängige Friedensbewegung weniger als oppositionelle Bewegung denn als Ausdruck eines Generationenkonflikts verstanden wissen; vergleichbar mit früheren Auseinandersetzungen, welche sich „mal um Jazz und mal um Rockmusik, mal um Jeans, mal um Bärte, mal um langes

299 Vgl. Pollack, Politischer Protest (Anm. 6), S. 145 f. und S. 176 f.

300 Pointiert: Sandford, The Opposition (Anm. 202), S. 19–33; vgl. Hubertus Knabe, Opposition in der DDR. Ursprünge, Programmatik, Perspektiven, in: *APuZ*, 1990, Nr. 1–2, S. 21, Ross, Grundmerkmal oder Randerscheinung (Anm. 8), S. 748, sowie Pollack, Politischer Protest (Anm. 6), S. 94, S. 129 f. und S. 203.

301 Ulrike Poppe, „Der Weg ist das Ziel" – Zum Selbstverständnis und der politischen Rolle oppositioneller Gruppen in den achtziger Jahren, in: Zwischen Selbstbehauptung und Anapassung (Anm. 6), S. 269.

302 Dahn, Westwärts (Anm. 72), S. 108.

303 So Schabowski, Der Absturz (Anm. 96), S. 199.

304 Stefan Wolle, Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971–1989, München 1999, S. 366. Hier dürfte ein weiterer Grund dafür liegen, daß (vermeintliche wie wirkliche) SED-Reformer den Oppositionszirkeln entweder mit totaler Herablassung begegneten oder sich zumindest nicht imstande sahen, die tradierten kommunistischen Freund/Feind-Schemata beizeiten in Frage zu stellen; vgl. Land und Possekel, Namenlose Stimmen (Anm. 88), S. 63; Wolf, Im eigenen Auftrag (Anm. 95), S. 138; Günter Schabowski, Das Politbüro. Ende eines Mythos – Eine Befragung. Hrsg. von Frank Sieren und Ludwig Koehne, Reinbek 1990, S. 57, und Gysi und Falkner, Sturm (Anm. 35), S. 29 f.

305 Wolle, Die heile Welt (Anm. 304), S. 383. Als unfreiwillige Bestätigung dessen lässt sich die siebte Ausgabe des Samizdatblatts „Kontext" werten, die noch im dramatischen September 1989 Frauen, das Geschlechterverhältnis und die „psychosoziale Situation der Homosexuellen" zu Themenschwerpunkten erkor.

Herrenhaar" gedreht hatten.[306] Entsprechend sieht Kai-Uwe Hellmann das die späte DDR begleitende Protestverhalten als „Selbstzweck" und schreibt ihm eine quasi autotherapeutische Funktion zu. Es sei vor allem um „Identitätsstiftung, Selbstbestimmung und Gemeinschaftsbildung" gegangen.[307] Laut Rainer Land und Ralf Possekel begriff die Opposition ihre Konzeptionslosigkeit daher auch nicht als Manko, waren ihr „das wissenschaftliche Begreifen der Gesellschaft und der Ursachen ihrer Defizite, die Formulierung von Konzepten für ihre Reformierung und der perspektivische Zugang zu den Machtinstitutionen keine konstitutiven Gegenstände für das politische Bewußtsein".[308] Erneut drängt sich hier der Vergleich mit den neuen sozialen Bewegungen des Westens auf, die zwar meist eine radikale politische Rhetorik pflegten, de facto aber ein existentialistisch-subkulturelles Selbstverständnis hegten, das in seiner Außenwirkung auf die Erkämpfung „selbstbestimmter Räume" beschränkt blieb und fast nur milieuadäquate Forderungen artikulierte.[309] Die Analogie scheint um so plausibler, als in der DDR der achtziger Jahre ein sozialer Strukturwandel, der solches Verhalten erst ermöglichte, unverkennbar ist. Nicht zuletzt als Folge der „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik"[310] (mithin einer Strategie geschuldet, die eben dies hätte verhindern sollen) verzeichnet die Forschung seit Beginn der Ära Honecker ein sukzessives Wegbrechen der lebensweltlichen Legitimationsbasis des SED-Regimes. Durchaus vergleichbar mit den Entwicklungen, die in der Bundesrepublik den Abgesang des uniformen Gesellschaftsideals der Adenauer-Ära bedingten,[311] habe der vom 8. Parteitag eingeleitete Kurs nicht nur eine kurzfristig spürbare Erhöhung des materiellen Lebensstandards bewirkt,[312] sondern zugleich – und das sehr viel nachhaltiger – gesellschaftliche Modernisierungsprozesse freigesetzt, die durch eine „zunehmende Ausdifferenzierung von Lebensstilen" gekennzeichnet waren.[313] So nahm die DDR plötzlich Randgruppen wie

306 *Der Spiegel,* 1982, Nr. 16, S. 131 ff.

307 Kai-Uwe Hellmann, Protest in einer Organisationsgesellschaft. Politisch-alternative Gruppen in der DDR, in: Zwischen Verweigerung und Opposition. Politischer Protest in der DDR 1970–1989. Hrsg. von Detlef Pollack und Dieter Rink, Frankfurt a. M. und New York 1997, S. 269.

308 Land und Possekel, Fremde Welten (Anm. 89), S. 185.

309 Vgl. Koenen, Das rote Jahrzehnt (Anm. 125), S. 326, S. 467 u. ö.

310 Vgl. Jan Wielgohs und Marianne Schulz, Die revolutionäre Krise am Ende der achtziger Jahre und die Formierung der Opposition, in: Materialien (Anm. 7), Bd. VII. 2, S. 1958 ff.

311 Vgl. Koenen, Das rote Jahrzehnt (Anm. 125), S. 70 f.

312 Laut dem Statistischen Jahrbuch der DDR, Berlin 1988, S. 291, besaßen 1970 15,6 Prozent der DDR-Haushalte einen PKW, 53,6 Prozent eine Waschmaschine und 69,1 Prozent einen Fernseher; fünf Jahre später beliefen sich die entsprechenden Zahlen auf 26,2 Prozent, 73,0 Prozent und 81,6 Prozent; vgl. Förster und Roski, Die DDR zwischen Wende und Wahl (Anm. 17), S. 32.

313 Winfrid Thaa, Iris Häuser, Michael Schenkel und Gerd Meyer, Gesellschaftliche Differenzierung und Legitimitätsverfall des DDR-Sozialismus, Tübingen 1992, S. 433 ff. Vgl. Sozialreport 1990. Hrsg. von Gunnar Winkler, Berlin 1990; Engler, Die Ostdeutschen (Anm. 88), S. 61; Glaeßner, Der schwierige Weg (Anm. 238), S. 20 f.; Wielgohs und Schulz, Die revolutionäre Krise (Anm. 310), S. 1955 ff., und – in der Rückschau eines allzu beflissen geläuterten Mitverantwortlichen – Schabowski, Der Absturz (Anm. 96), S. 114. Natürlich war die Entstehung einer alternativen Subkultur nicht bestimmend für besagten sozialen Wandel. Als sein eigentliches Charakteristikum sind die Erscheinungen zu betrachten, kraft deren man in der DDR die Herausbildung einer „kleinbürgerlichen Nischengesellschaft" diagnostizierte; begriffsprägend: Günther Gaus, Wo Deutschland liegt. Eine Ortsbestimmung, Hamburg 1983; vgl. Maier, Das Verschwinden der DDR (Anm. 35), S. 74 ff., sowie – den Befund Gaus' zurückweisend –

Hippies und Punks wahr, die man bis dato als Inbegriff bürgerlich-kapitalistischer Degeneration interpretiert hatte.[314] Das Wegfallen des ideologischen Exterminismus, der zu Zeiten Walter Ulbrichts den Umgang mit Unangepaßten bestimmt hatte, und die Nischen einer nicht marktorientierten Wirtschaftsform – man denke an die zuhauf praktizierten, quasilegalen Hausbesetzungen – bildeten den Keimboden einer Subkultur, die sich, wie Klaus Wolframs obiges Zitat illustriert, in vielerlei Hinsicht selbst genügte. Jan Wielgohs und Marianne Schulz attestieren die „Entstehung eines politisch alternativen Milieus", geprägt durch „eine verstärkte Artikulation von Bedürfnissen nach Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung, Autonomie und Individualität",[315] während Gert-Joachim Glaeßner die politischen Implikationen beschreibt, die sich daraus ergaben: „Ganz im Sinne der Lebensreformbewegung und der sogenannten neuen sozialen Bewegungen wurden dem Gesellschaftlichen gemeinschaftliche Strukturen privater Freundeskreise, von Lebens- und Glaubensgemeinschaften gegenübergestellt. Die Überwindung der parteizentrierten politischen und sozialen Verhältnisse trat an die Stelle gesellschaftspolitischer Gegenkonzepte, wie sie die marginale Systemopposition in den früheren Jahren formuliert hatte."[316]

So gesehen agierte die Opposition nicht nur nicht als Fackelträger einer Gegengesellschaft, wie dies im Polen der achtziger Jahre der Fall war. Vielmehr kommt sie über den Stellenwert einer sozialen Randgruppe kaum hinaus. Land und Possekel definieren sie als die Summe individueller Verweigerungshaltungen, was die Konstituierung einer politischen Sammlungsbewegung a priori unmöglich gemacht habe.[317] Und was György Dalos im Januar 1988 so einfühlsam als natürlichen Fluchtreflex „aus der öden Landschaft einer Gesellschaft mit industriell produzierten Ideen [...] in die Gegengesellschaft" geschildert hat,[318] gerät bei Joppke zur Gleichsetzung mit „the Western ghettoized countercultures".[319]

Verquer zu der These, die den „Revisionismus" der DDR-Opposition auf die Omnipräsenz totalitärer Zwänge zurückführt, regten sich Ende der achtziger Jahre durchaus radikale SED-Gegner, die willens waren, „taktische Rücksichten weitgehend fallen zu lassen und das zu tun, was sie für richtig hielten, ganz gleich welche Opfer es kostete und wie gering der Gewinn ausfiel".[320] Zumindest in Berlin waren die ersten offenen Proteste von (zumeist sehr jungen) Menschen getragen, deren Rolle und Bedeutung wohl auch deshalb so schnell in Vergessenheit gerieten, weil die oppositionelle „Prominenz"

*[Fortsetzung von Anm. 313]*
Engler, Die Ostdeutschen (Anm. 88), S. 168 f. Auch Thomas Neumann, Die Maßnahme. Eine Herrschaftsgeschichte der SED, Reinbek 1991, S. 168 u. ö., sieht in diesem Zusammenhang das eigentliche Distinktionsmerkmal zur Ära Ulbricht. Er bewertet dies freilich negativ und beklagt „die Preisgabe eigener [d. h. sozialistischer] Ziele für das Zugeständnis bloßer Herrschaft".

314 Vgl. Diana Göldner, Punk in Leipzig. Oppositionelle Jugendliche zwischen Repression und Hoffnung, in: *DA*, Jg. 35 (2002), H. 5, S. 815–823.

315 Wielgohs und Schulz, Die revolutionäre Krise (Anm. 310), S. 1968.

316 Glaeßner, Der schwierige Weg (Anm. 238), S. 46 f.; vgl. Neubert, Geschichte (Anm. 6), S. 446.

317 Land und Possekel, Fremde Welten (Anm. 89), S. 193.

318 György Dalos, „Grenzfall", „Umweltblätter" und die anderen. Die DDR-Szene im Selbstbildnis ihrer Veröffentlichungen; zit. nach: *Ostkreuz. Politik, Geschichte, Kultur*, Januar 1989, S. 100.

319 So Joppke, East German Dissidents (Anm. 5), S. 106.

320 So Pollack, Politischer Protest (Anm. 6), S. 178.

sie nicht sonderlich schätzte.[321] Bernd Gehrke verortet hier „eine Minderheit, die mit der autonomen Antifa oder der Kirche von Unten verbunden war. Die marschierten zunächst an der Spitze und sind dann von der historischen Entwicklung überrollt worden."[322] In Anbetracht des Mißvergnügens, mit dem der „mOAning star", das Sprachrohr dieser jungen Radikalen, das Ende der Honecker-Ära bilanzierte, kann letzteres nicht sonderlich überraschen: „Früher, vor der Stunde Null, wußten wir ganz genau, welche Aktionen möglich waren und was dabei herauskommen konnte. Dadurch daß jetzt alles erlaubt ist, hat man uns in einen schrecklichen Zustand der Rechtsunsicherheit gestoßen. Was sollen unsere Aktionen, wenn sie neuerdings einschlagen wie ein Wattebausch?"[323]

Von einer Bewegung, die sich als im weitesten Sinne politisch definiert, wird man ein solches Statement nicht erwarten. Sehr wohl aber von einem „Jungerwachsenen",[324] der durch den plötzlichen Tod des verhaßten Vaters seine Daseinskoordinaten verloren hat.

Soviel für den Vergleich der DDR-Dissidenz mit den Alternativbewegungen des Westens sprechen mag, bleibt doch ein gravierender Unterschied. Während letztere in die Nischenexistenz makrobiotischer Klüngel und den „modernen", meist von gutsituierten Wohlstandsbürgern getragenen Liberalismus der Grünen ausmündeten, formierte

321 Aus dem Mitschnitt eines Interviews mit den ehemaligen Mitarbeitern der Berliner Umweltbibliothek Tom Sello und Christian Halbrock (5. Januar 2001):
*Tom Sello:* [...] Wenn du siehst, wer im Sommer die Proteste gegen das Massaker in China organisiert hat, dann waren das – mit der Ausnahme Reinhard Schult – nicht die Leute, die ein paar Monate später die Bürgerbewegungen verkörperten. Das waren die UB, Kirche von Unten, Weißenseer Friedenskreis und das jeweilige Umfeld. Genauso war es bei den Protesten gegen die Kommunalwahl. Da war es z. B. schwierig, mit Eppelmann zusammenzuarbeiten. Diese Wahldemonstrationen am Siebten jeden Monats, wenn da mitunter gerade mal zehn Leute auf dem Alex zusammenkamen, mögen im Rückblick lächerlich anmuten. Damals war das aber was. Und man weiß ja inzwischen kaum noch, daß die letzte dieser Demonstrationen am 7. Oktober stattfand; angeführt von dem blutjungen Frank Ebert. Genauso war es auch bei der Geschichte um die Gethsemane-Kirche, als erstmals die ganzen Massen kamen. Das waren die Leute, die damals in der ersten Reihe standen.
*Christof Geisel:* Akteure, von denen heute kein Mensch mehr spricht und deren Engagement nie wirklich gewürdigt worden ist?
*Tom Sello:* Genau. Das waren die, die damals losgegangen sind und denen sich die anderen angeschlossen haben. Nimm nur Gethsemane: Die einzigen heute bekannten Oppositionellen, die damals vor Ort waren, waren – sporadisch – Ulrike Poppe und Marianne Birthler am Kontakttelefon. Die anderen sind nur zu Interviewterminen erschienen. Ohne hier rückblickend Vorwürfe machen zu wollen – es war einfach so. Und wir waren deshalb damals schon stinkig: Die kamen zum Interview und gingen anschließend wieder weg. Wie mit den Massen, die wir plötzlich in Bewegung gesetzt hatten, umzugehen wäre, haben sie nicht gesagt. Da war die Polizeikette vor der Kirche. Und wer ist auf die zugegangen? Wer hat beim Einsatzleiter bewirkt, daß sie sich ein Stück zurückzog? Der 18jährige Frank Ebert! Und so war es am Anfang immer. Es waren ein paar junge Punker mit ihrer rotschwarzen Fahne, die vorangingen; die bisher Unentschlossene aus ihrer Erstarrung lösten und dazu veranlaßten, selbst an Demonstrationen teilzunehmen.
*Christian Halbrock:* Im Grunde war das schon seit der UB-Krise so. Und ulkiger Weise gilt das auch für die „Liebknecht-Luxemburg-Affäre". Natürlich standen da medienbekannte Topleute im Mittelpunkt des Interesses. Diejenigen, die die ganzen Protestveranstaltungen organisiert haben, waren aber einmal mehr solche, von denen später kein Mensch mehr sprach."

322 Geisel, Havemann (Anm. 34), S. 73 (Interview mit Bernd Gehrke).

323 *mOAning star,* Nr. 15 (November 1989), S. 9.

324 Vgl. Wolle, Die heile Welt (Anm. 304), S. 439.

sich in der DDR eine „informelle Opposition",[325] welche tatsächlich revolutionäre Energien freisetzte. Angesichts des kompletten Desinteresses, mit dem DDR-Bürger „alternativen" Themen begegneten (und noch immer begegnen), dürfte dies freilich nicht wegen, sondern trotz ihrer Außenwirkung und thematischen Ausrichtung geschehen sein. Da ein anderes Ventil zunächst nicht zur Verfügung stand, äußerte sich der noch diffuse, über Jahre angestaute Unwillen der DDR-Bürger im Herbst 1989 in massenhafter Unterstützung des Neuen Forums. Spätestens mit dem Auftreten der Westparteien zeigte sich aber, daß die lebensweltliche Kluft zwischen Oppositionsszene und Volk unüberwindbar und letztlich wohl sogar tiefer war als der politische Dissens, der die SED von „ihren Menschen" trennte. Die Flut empörter Briefe, welche Reinhard Schult attackierten, nachdem er am 11. Januar 1990 zum „Donnerstagsgespräch" des DDR-Fernsehens in Jeans und Pullover erschienen war,[326] ist hierfür symptomatisch. Jenseits der Ablehnung des SED-Regimes gab es zwischen den Hunderttausenden, deren „Wir sind ein Volk" auch eine verspätete Identifikation mit der (in der Bundesrepublik längst vergessenen) Adenauer-Ära ausdrückte, und einer Opposition, die unter dem Rubrum des „dritten Wegs" das schlichtweg Neue wollte, keinerlei Gemeinsamkeit. Noch mehr als ihre antikapitalistischen Bekenntnisse war es wohl die Kombination von „alternativem" Habitus und postmaterialistischem Fortschrittsskeptizismus, die die kurzfristige, „vor allem emotional geprägte"[327] Einheit von „Volksbewegung" und „Bürgerrechtsbewegung" so schnell wieder eliminierte.[328] Als sich erstere an der „Überlebenskrise der Menschheit" und der dadurch gebotenen „Umkehr"[329] gänzlich desinteressiert zeigte, die „Wende" unter den Auspizien der plötzlich möglich gewordenen Wiedervereinigung zu einer „Konsumentenrevolution"[330] – oder genauer: zu einer Bewegung für die D-Mark[331] – geriet und so die Anliegen der Opposition ad absurdum führte, war bei letzterer (ebenso wie bei vielen West-Intellektuellen[332]) das ephemere „Sympathiebündnis mit großen Teilen der DDR-Bevölkerung"[333] definitiv beendet und der kurze Weg „von der illegalen Opposition zur legalen Marginalität"[334] eigentlich schon zurückgelegt. Wollte man nicht dem Vorbild des Demokratischen Aufbruchs folgen und sich bedingungslos dem bislang so ungeliebten „Westen" in die Arme werfen, gab es zum

325 Vgl. Martin Gutzeit, Der Weg in die Opposition. Über das Selbstverständnis und die Rolle der „Opposition" im Herbst 1989 in der ehemaligen DDR, in: Politische Opposition in Deutschland und im internationalen Vergleich. Hrsg. von Walter Euchner, Göttingen 1993, S. 84 ff.

326 „Sie haben so lange das Sagen" (Anm. 7), S. 298 ff.

327 So Lindner, Die demokratische Revolution (Anm. 2), S. 101.

328 Vgl. Pollack, Politischer Protest (Anm. 6), S. 215.

329 Falcke, Die Kirchen sind jetzt die Politik nicht los (Anm. 140), S. 226.

330 So Maier, Das Verschwinden der DDR (Anm. 35), S. 362.

331 Timothy Garton Ash, Ein Jahrhundert wird abgewählt. Aus den Zentren Mitteleuropas 1980–1990, München 1990, S. 393 ff., registrierte diesen Paradigmenwechsel schon anläßlich der Leipziger Montagsdemonstration vom 21. November 1989: „Das große D stand nicht mehr für demokratisch, es stand für Deutschland – und für Deutsche Mark." Vgl. Peter Schneider, Extreme Mittellage. Eine Reise durch das deutsche Nationalgefühl, Reinbek 1990, S. 38–40.

332 Vgl. Jens Jessen, Eine Kaste wird entmachtet. Die deutschen Intellektuellen als Hüter der Zweistaatlichkeit, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 29. 9. 1990.

333 Förster und Roski, Die DDR zwischen Wende und Wahl (Anm. 17), S. 129.

334 Schulz, Neues Forum (Anm. 274), S. 11.

Rückzug in die subkulturelle Nische auf Dauer kaum eine Alternative. Es blieb den Machern des notorisch undiplomatischen „mOAning star" vorbehalten, die „Konsumentenrevolution" schn im Spätherbst mit einer wütenden Publikumsbeschimpfung zu quittieren: „Millionen konsumgeile DDR-Bürgerliche toben durch die Westberliner Innenstadt und plündern was das Zeug hält."[335] Für Oppositionsaktivisten, die sich in Bälde einer demokratischen Wahl stellen wollten, verbat sich ein solch rüde Tonart. Nach Maßgabe der „asketischen Grundhaltung", die im vorangegangenen Jahrfünft die internen Debatten gekennzeichnet hatte, dürfte dieser Ausbruch aber auch vielen von ihnen aus der Seele gesprochen haben.

**Identifikation mit dem Aggressor? Ein Erklärungsversuch**

Charakteristisch für die DDR-Opposition war nicht zuletzt ihre Widersprüchlichkeit. Einem entschiedenen, ökologisch-postmaterialistisch motivierten Fortschrittsskeptizismus standen bis zum Schluß Denk- und Sprachmuster entgegen, die noch immer den Geist des Realsozialismus zu atmen schienen. Die Bereitschaft, sich den Verfolgungen des MfS auszusetzen und auf berufliche Erfolge und gesellschaftliches Ansehen zu verzichten, kontrastierte mit der Weigerung, sich nicht nur nicht als Systemopposition, sondern überhaupt als oppositionell zu begreifen. Und der eigentümliche DDR-Patriotismus, den die Gruppen gerade im Umgang mit dem westlichen Nachbarland an den Tag legten, reibt sich auch dann mit dem Fazit, man sei kaum mehr als eine Kopie der westeuropäischen Alternativbewegungen gewesen, wenn man das niedrige „Entwicklungsniveau" der DDR-Opposition berücksichtigt.[336]

Dazu kommt, daß sich die Widersprüchlichkeiten nach der „Wende" dergestalt fortsetzten, als die politischen Bekundungen ehemaliger Oppositioneller nun ein fast noch verwirrenderes Erscheinungsbild abgaben. Prolongieren Stellungnahmen von Reinhard Schult und die im Buch von Gehrke und Rüddenklau erschienenen Beiträge den antikapitalistischen Grundkonsens von einst, dokumentieren Aussagen ehemaliger Mitstreiter einen derart fundamentalen Gesinnungswandel, daß man kaum glauben kann, es mit denselben Personen zu tun haben, die einst so mutig wie vehement für einen „dritten Weg" plädiert hatten. Neben der manichäischen Strenge, mit der die ehemalige Ökosozialistin Vera Lengsfeld mittlerweile einem rigorosen Neokonservatismus huldigt,[337] wäre auf die Wandlung der einstigen „Gefühlssozialistin" Bärbel Bohley zur Wahlhelferin einer wirtschaftsliberalen „Spaßpartei" oder den Umstand zu verweisen, daß die Opposition, die uns Ehrhart Neubert in seinem Standardwerk vor Augen führt, mit der, die ihm 1990 als Bannerträger einer „protestantischen Revolution" erschien, nur noch wenig gemein hat. Wie eingangs ausgeführt, quittieren linke Gralshüter solche

335 *mOAning star,* Nr. 15 (November 1989), S. 2.

336 Vgl. Christian Halbrock im Gespräch vom 5. Januar 2001: „Da war nichts, was auf dem Mist der DDR entstanden wäre. Das Entwicklungsniveau der Opposition war so schlecht, daß man auf Anregungen von außen angewiesen war."

337 Vgl. Vera Lensgfeld, Der Stalinismus ist eine Entzerrung des Kommunismus zur Kenntlichkeit, in: Eine Revolution und ihre Folgen (Anm. 51), S. 77–89.

Metamorphosen mitunter mit Anwürfen, die Opportunismus und persönliche Vorteilsnahme unterstellen. Mir scheint dies wenig hilfreich. Schon weil, um ein Beispiel herauszugreifen, Schults Vorwürfe gegen Rainer Eppelmann – „der war in der Kirche und wollte nun einen Job, einen Posten haben"[338] – vor dessen Biographie ziemlich absurd anmuten, können sie kaum schlüssig erklären, warum sich der Theologe binnen kurzem seiner sozialistischen Eierschalen entledigte, um fortan für Marktwirtschaft und (vergleichsweise) nationalkonservative Positionen einzustehen. Abgesehen davon zeigen die eben genannten Fälle, daß Eppelmanns Konversion, so unvermittelt sie im Winter 1990 erscheinen mußte,[339] letztlich den Weg wies, den auch viele derer einschlagen sollten, die den zum Parteipolitiker gewordenen Pfarrer Anfang der neunziger Jahre noch der Prinzipienlosigkeit geziehen hatten. Im übrigen deutete sich die Drift nach rechts bereits in der Programmatik der Wahlbündnisse ab, die am 18. März 1990 das Oppositionslager repräsentierten. Mit Ausnahme der Vereinigten Linken verabschiedete man sich schon dort von jener sozialistischen Reformperspektive, die seit 1956 alle Enttäuschungen überdauert und im „Plattformfieber" des Wendeherbstes noch eine zentrale Rolle gespielt hatte.

Daß der bürgerbewegte Abschied vom Sozialismus so exakt mit „Hegemoniekrise"[340] und Machtzerfall der SED koinzidierte, erklärt möglicherweise das (vermeintliche) Paradoxon, daß DDR-Oppositionelle das realsozialistische System zu dessen Lebzeiten nie grundsätzlich in Frage stellten, den demokratisch gewendeten Erben der SED aber vielfach mit einer antikommunistischen Erbarmungslosigkeit begegnen, die in den ostmitteleuropäischen Reformstaaten längst untypisch geworden ist. Es ist zu fragen, ob der SED gelungen ist, wovon ihre mittelosteuropäischen „Bruderparteien" in den achtziger Jahren nur noch träumen konnten, nämlich bis zuletzt die politische Definitionsmacht zu wahren – auch und gerade seitens ihrer mutigsten Widersacher. Tatsächlich relativieren sich die Widersprüche im politischen Selbstverständnis der DDR-Opposition, wenn man davon ausgeht, daß sie bis zum Fall der Mauer eine metapolitische Suprematie der Staatspartei akzeptierte, die gewisse Fragen, Diskussionen und Zielsetzungen per definitionem ausschloß. Vergleichbar mit Friedrich Meineckes Wort vom „Vernunftrepublikaner" wären die Oppositionellen somit „Vernunftsozialisten" gewesen, die sich ungeachtet aller inneren Widerstände an den Gegebenheiten eines Systems ausrichteten, das sie in seinen Grundlagen für prästabiliert erachteten. Dies erklärte auch, warum man sich zwar verbal zum Sozialismus bekannte, dieser „Sozialismus" aber nur bei einer kleinen Minderheit des oppositionellen Spektrums intellektuell elaboriert war.[341] Zu Recht bemerkt Detlef Pollack, daß „der Gebrauch des Sozialismusbegriffs [...] mitnichten eine innere Annäherung an das Staatsgebilde der DDR und ihre Ideologie"

338 Geisel, Havemann (Anm. 34), S. 94 (Interview mit Reinhard Schult).

339 Frank Ebert (Gespräch vom 2. Juni 2002) äußerte sich in diesem Kontext folgendermaßen: „Vom Demokratischen Aufbruch gab es noch Anfang 1990 Papiere, die für den ‚dritten Weg' plädierten. Wenn ich mich recht erinnerte, hat mir Neubert Ende Januar, Anfang Februar einen Text gegeben, in dem noch von Sozialismus die Rede war. Und kurz darauf machten sie dann Wahlkampf mit Helmut Kohl. Diesen rasanten programmatischen Wechsel fand ich schon beeindruckend."

340 So Rochtus, Zwischen Realität und Utopie (Anm. 75), S. 171.

341 Vgl. Pollack, Politischer Protest (Anm. 6), S. 203.

bedeutete.[342] Jedoch scheint dies eher für ein an Bahro und Robert Havemann geschultes, gesamtgesellschaftlich gestalten wollendes Sozialismusverständnis zu gelten als für die Bekenntnisse, welche den Herbst 1989 einläuteten. Wie schon gesagt, erfolgte eine essentielle, theoretisch fundierte Hinterfragung des dogmenerstarrten „Marxismus-Leninismus" im Verlauf der achtziger Jahre nur noch in Ausnahmefällen. Orientierte sich der junge Matthias Domaschk um 1980 noch am theoretischen Fundus und konzeptionellen Bezugsrahmen der kommunistischen Arbeiterbewegung – wobei ihn natürlich vor allem solche Aspekte interessierten, die von der Orthodoxie verfemt und unterdrückt wurden[343] –, scheint man für derartige Traditionalismen am Ende des Jahrzehnts meist nur noch ein Achselzucken übrig gehabt zu haben. Anders, als es die Revisionismusvorwürfe Joppkes und Janders erwarten lassen, war der trotzige Stolz, mit dem Wolf Biermann 1977 auf die „gute Unähnlichkeit" von Jürgen Fuchs und Reiner Kunze verwies – „Jürgen Fuchs ist Kommunist"[344] –, zehn Jahre später unvorstellbar. Gleichwohl blieb die Realität des (Real-)Sozialismus Dreh- und Angelpunkt oppositionellen Denkens. Die DDR wurde mehrfach als Nachfolgestaat eines auf Militarismus und Kadavergehorsam verkürzten Preußens ironisiert.[345] Wolfgang Rüddenklaus selbstkritisches Wort von der „verfehlte[n] Loyalität, über die bestenfalls ein paar Stasioffiziere gekichert haben",[346] legt die Vermutung nahe, auch deren späte Opposition sei insoweit „preußisch" gewesen, als sich ihr Einstehen für einen demokratischen Sozialismus statt individuell erarbeiteter politischer Überzeugung vor allem dem selbstauferlegten Verbot verdankte, über das System und deren Terminologie hinauszudenken. Katja Havemanns Diktum, „wir machten uns keine Gedanken über die Zeit nach der SED",[347] deutet darauf ebenso hin wie die eingangs zitierte Aussage Rüddenklaus, daß sich noch zu Beginn des Jahres 1989 kein Oppositioneller einen Sturz der Staatspartei vorstellen konnte, es „sogar fraglich [sei], ob viele das wollten".[348] Angesichts des angestrengten Legalismus der DDR-Opposition drängt sich das Handlungsmuster einer

342 Ebd., S. 16.

343 Vgl. Renate Ellmenreich, Matthias Domaschk. Die Geschichte eines politischen Verbrechens in der DDR und die Schwierigkeit, dasselbe aufzuklären. Hrsg. vom Landesbeauftragten des Freistaates Thüringen für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR, Erfurt 1996, S. 6: „Im Lesekreis arbeitet er [Domaschk] an der ‚Staatsidee' mit, versucht sich an Hegel und Lenin, findet dann doch mehr Gefallen an den Beschreibungen historischer Alternativmodelle, liest begeistert über die Pariser Kommune, den Kronstädter Matrosenaufstand, die Münchner Räterepublik und den Spanischen Bürgerkrieg." Laut eines – von Siegfried Reiprich dementierten – Spitzelberichts vom 23. 3. 1981 (OV „Opponent", BStU, A/M 1020/81, Bd. XII, Bl. 305 f.) habe Domaschk zudem Sympathien für die italienischen „Brigate Rosse" gehegt; vgl. Reiprich, Der verhinderte Dialog (Anm. 33), S. 149, sowie „In uns zerbrach auch was. Was haben wir hier noch zu verlieren?" Interview mit Siegfried Reiprich, in: *Horch und Guck,* Sonderheft I (2003), S. 62 f.

344 Wolf Biermann, Zwei Porträts, in: Jürgen Fuchs, Gedächtnisprotokolle, Reinbek 1977, S. 8.

345 Vgl. Klaus Bölling, Die fernen Nachbarn. Erfahrungen in der DDR, Hamburg 1984, S. 33 ff., S. 127 ff. u. ö.; Garton Ash, Und willst du nicht mein Bruder sein ... (Anm. 125), S. 133 ff.; Stefan Heym, Deutsch-deutsche Hoffnungen, in: *Der Spiegel,* 1983, Nr. 45, S. 61; Franz Loeser, Die unglaubwürdige Gesellschaft. Quo vadis DDR?, Köln 1984, S. 49 f.; Henrich, Der vormundschaftliche Staat (Anm. 288), S. 92; Maier, Das Verschwinden der DDR (Anm. 35), S. 190, sowie – mit resignationssatter Distanz – Schabowski, Absturz (Anm. 96), S. 95.

346 Rüddenklau, Störenfried (Anm. 3), S. 13.

347 Geisel, Havemann (Anm. 34), S. 50.

348 Rüddenklau, Störenfried (Anm. 3), S. 287.

Identifikation mit dem Aggressor auf. Als Erklärungsmodell ließe sich auf den Begriff der „kulturellen Hegemonie" verweisen, den Antonio Gramsci unter Verweis auf die ideelle Kraft und Ausstrahlung der mittelalterlichen Kirche entwickelt hat.[349] Nicht umsonst bemüht Dirk Moldt, als Autor und Karikaturist des „mOAning star" ein Vertreter der offensivsten und unbotmäßigsten Oppositionsströmung, eben diesen Vergleich: „Ähnlich wie im europäischen Mittelalter, als die Hoffnung auf Erlösung außerhalb von Gott nicht denkbar war, konnte sich in der DDR zukunftsorientiertes Denken in Richtung einer freien, demokratischen Gesellschaft nicht vom Begriff des Sozialismus trennen."[350]

Eine sich vom System emanzipierende „Zivilgesellschaft",[351] wie sie für das spätsozialistische Polen typisch war, hat es in der DDR jenseits der isolierten Oppositionsgruppen nie gegeben. Václav Havels kompromißloses „Leben in der Wahrheit" – die konsequente Zurückweisung der vorgegebenen Denk- und Handlungskorsetts – nicht einmal dort. Dies soll beileibe kein Vorwurf sein. Die Beobachtung, daß Menschen eine skeptische, ablehnende oder gar unversöhnliche Haltung gegenüber einem als bedrükkend empfundenen System einnehmen, sich zugleich aber nicht imstande sehen, dieses grundsätzlich in Frage zu stellen, zieht sich durch die gesamte Geschichte. Es ist nicht auszuschließen, daß zukünftige Generationen unseren Fatalismus gegenüber der „Globalisierung" ganz ähnlich beurteilen werden. Und möglicherweise beantwortet sie auch die Frage, warum sich die meisten DDR-Oppositionellen – und, nicht zu vergessen, viele Vertreter der SED-Funktionselite – binnen kurzem mit einer freiheitlich-demokratischen Grund- und Eigentumsordnung arrangierten, der sie im Zeichen des „Aufbruchs 89" noch ostentativ ablehnend begegnet waren. Die Zäsur, welche die politische Biographie zahlreicher DDR-Bürger nach 1989 erfuhr, erklärte sich demnach nicht durch den Opportunismus von „Wendehälsen" als durch die Tatsache, daß es erst nach dem Aufsprengen eines bislang für sakrosankt erachteten Weltbildes möglich wurde, sich politisch als sozialistisch, konservativ, grün-alternativ, sozialdemokratisch oder liberal zu definieren.

349 Vgl. Leszek Kolakowski, Die Hauptströmungen des Marxismus, Bd. 3, München 1979, S. 264 ff.
350 Moldt, War die DDR-Widerstandbewegung antisozialistisch? (Anm. 47), S. 75.
351 Vgl. Maier, Das Verschwinden der DDR (Anm. 35), S. 297 ff.

# Manch Neues und ein Historikerstreit en miniature*

**Von Bernd Gehrke**

Der Sammelband enthält die Beiträge einer gleichnamigen Tagung, die von der Abteilung Bildung und Forschung des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik (BStU) im Jahre 1999 veranstaltet wurde. Für diesen Band wurden die Beiträge „von den Autoren zumeist noch ergänzt und unter dem Eindruck der Tagung überarbeitet" (S. 11). Zu den Autoren gehören bekannte Namen der DDR-Oppositionsforschung. Nicht wenige Mitarbeiter der Abteilung Bildung und Forschung sind im Tagungsband vertreten. Bedauerlicherweise wurde das Buch erst im Frühjahr 2002 ausgeliefert, denn inhaltlich gehört es mit der Tagung selbst zu dem Kreis jener Veröffentlichungen, die anläßlich des zehnten Jahrestages der demokratischen Revolution in der DDR 1999 erschienen waren.[1]

Wie häufig bei Tagungsbänden, gehen auch hier manche Einzelbeiträge über die anderweitig publizierten Fakten oder Argumente kaum hinaus. Dennoch hat der Band seinen Reiz. Er enthält nicht nur einige interessante Neuigkeiten und manche bekannten Sichten lassen durch eine andere Stoßrichtung der Argumentation auch ihre Bedeutung kenntlicher werden. Vor allem wird in diesem Band aber der Stand der Selbstreflexion der DDR-Oppositionsforschung und ein seit mehreren Jahren an verschiedenen Stellen geführter Streit über die historische Bedeutung und den Stellenwert der DDR-Opposition in konzentrierter Gestalt vorgestellt.

Wie die Herausgeber in ihrer Einführung zu Recht feststellen, ist die DDR-Oppositionsgeschichtsschreibung ein noch junger Zweig der DDR-Forschung. Im Grunde gibt es ihn erst seit den neunziger Jahren. Nur wenige Autorinnen und Autoren hatten sich zuvor mit Opposition und Widerstand gegen die SED-Diktatur beschäftigt. Seither sind zahlreiche autobiographische Berichte, Dokumentationen und Monographien zu Einzelgegenständen, Sammelbände oder Gesamtdarstellungen erschienen. Die mit dem Untergang der DDR verbundene Neubewertung ihrer Herrschafts- und Sozialgeschichte, die unter anderem auch im Wiederaufleben von Totalitarismuskonzepten

* Rezension und Diskussion von:
**Macht – Ohnmacht – Gegenmacht. Grundfragen zur politischen Gegnerschaft in der DDR.** Hrsg. von Erhart Neubert und Bernd Eisenfeld (= Analysen und Dokumente. Wissenschaftliche Reihe des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik, Bd. 21). – Bremen: Edition Temmen 2001. CVI, 457 S.

1 Vgl. u. a.: ... das war doch nicht unsere Alternative. DDR-Oppositionelle zehn Jahre nach der Wende. Hrsg. von Bernd Gehrke und Wolfgang Rüddenklau, Münster 1999; Revolution und Transformation in der DDR 1989/90. Hrsg. von Günther Heydemann, Gunther Mai und Werner Müller, Berlin 1999; Opposition in der DDR von den 70er Jahren bis zum Zusammenbruch der SED-Herrschaft. Hrsg. von Eberhard Kuhrt, Hansjörg F. Buck und Gunter Holzweißig, Opladen 1999; 1989. Später Aufbruch – frühes Ende? Eine Bilanz nach der Zeitenwende. Hrsg. von Hans Misselwitz und Katrin Wehrlich, Potsdam 2000.

ihren Niederschlag fand, sowie die innerhalb weniger Jahre erschienene große Anzahl von Publikationen zur DDR-Opposition führten auch zu einer Vielzahl von Forschungsansätzen bzw. -methoden und einer Begriffsvielfalt, „in der erst langsam Konturen einer systematischen Klärung sichtbar wurden" (S. 10). Um „diesen Klärungsprozeß zu fördern", wurde die erwähnte Tagung durchgeführt (S. 11). „Das Anliegen dieser Veröffentlichung ist es", so die Herausgeber, „die derzeit diskutierten theoretischen Aspekte der Forschungen zu Opposition und Widerstand in der SBZ/DDR vorzustellen und diese Debatte weiterzuführen" (S. 10). Dieses Anliegen findet seinen Ausdruck auch im Untertitel des Bandes: „Grundfragen zur politischen Gegnerschaft in der DDR".

Die 20 Aufsätze sind in vier Themenkomplexe eingeordnet. Der erste Komplex enthält Artikel, die sich vor allem mit der Methodendiskussion von Opposition und Widerstand, mit deren Klassifikation und Typologie beschäftigen. Im zweiten Komplex sind Artikel vertreten, deren Gegenstand das (Wechsel-)Verhältnis von Opposition und Widerstand in der DDR mit der Bundesrepublik ist. Im dritten Komplex werden Ergebnisse zu „Sonder- und Grenzbereichen" vorgestellt, die neue Forschungsgegenstände behandeln und hierdurch auch neue Einblicke in die Mechanismen der SED-Herrschaft gewähren. Der letzte Komplex des Bandes vereint Beiträge zum gesellschaftlichen Kontext von Opposition und Widerstand in der DDR. Allerdings enthalten zahlreiche Aufsätze jenseits ihrer Zuordnung zu diesen Komplexen inhaltliche und methodische Querverbindungen zu verschiedenen im Band diskutierten Themen, die sich der jeweiligen Zuordnung widersetzen, etwa zum Vergleich mit dem Nationalsozialismus, zur Typologisierung von Opposition und Widerstand, aber auch zum Gesellschaftsbegriff. Trotz solcher Schwierigkeiten der Zuordnung entspricht das aber durchaus dem Anspruch der Herausgeber und Autoren, Grundfragen von politischer Gegnerschaft zu behandeln. Auch läßt sich feststellen, daß sich über methodische und begriffliche Unterschiede sowie sonstige Differenzierungen hinweg der Begriff der „politischen Gegnerschaft" als allgemeinste Bestimmung des Gegenstandes, der von Erhart Neubert in seiner „Geschichte der Opposition in der DDR" popularisiert wurde, weitgehend durchgesetzt hat.

Wenn im folgenden die einzelnen Beiträge ungleichgewichtig besprochen werden, so nicht wegen der Bedeutung der Ergebnisse, die sie vorstellen, sondern wegen der Gewichtung der Diskurse. Zum Teil hochinteressante neuere Forschungsergebnisse sollen hier lediglich benannt werden, weil einer für diesen Band zentralen Debatte der Vorrang eingeräumt wird. In einem ersten Schritt wird zunächst ein kurzer Überblick über die Beiträge insgesamt gegeben, um in einem zweiten jene Beiträge genauer vorzustellen, die einen „kleinen Historikerstreit" über Stellung und Bedeutung der DDR-Opposition markieren. Weil dieser sich zwar an der DDR-Opposition festmacht, aber in vielem darüber hinausgreift, wird er ausführlicher besprochen. In einem dritten Schritt wird ein Resümee des Bandes gegeben werden.

**Überblick**

Der erste Komplex zur Typologisierung und Methodendiskussion beginnt mit den Beiträgen von Rainer Eckert („Widerstand und Opposition. Umstrittene Begriffe der deutschen Diktaturgeschichte", S. 27–36), Uwe Thaysen („Die ausgelieferte Opposition", S. 37–48), Ilko-Sascha Kowalczuk („Verschiedene Welten. Zum Verhältnis von Opposition und ‚SED-Reformern' in den achtziger Jahren", S. 49–76) und Martin Jander („Opposition in einer totalitären [Um-]Erziehungsdiktatur", S. 77–88). Eckert und Kowalczuk setzen sich dabei ausführlich mit den in den letzten Jahren diskutierten Begriffen zur Typologisierung und Klassifikation von Opposition und Widerstand auseinander, für alle vier Beiträge ist die Auseinandersetzung über den politischen und historischen Stellenwert der Opposition von zentraler Bedeutung.

Reinhard Buthmann und Ingrid Miethe wählen keinen politikwissenschaftlich argumentierenden, sondern einen (sozial)psychologischen Zugang, der strikt die individuellen Motivbildungen von Opposition und Widerstand in den Mittelpunkt stellt. Buthmann („Widerständiges Verhalten und Feldtheorie", S. 89–120) nimmt die sozialpsychologische Feldtheorie Kurt Lewins zum Ausgangspunkt, um mittels einer Bestimmung psychologischer Lebensräume widerständiges Handeln als persönliche Konfliktbewältigungsstrategie in einer komplexen Welt mit einer Vielzahl möglicher Handlungstypen adäquat rekonstruieren und klassifizieren zu können. Er plädiert für die Feldtheorie als Schlüsselmethode zur Erarbeitung der Datenbank über politischen Gegnerschaft beim BStU.

Miethe („DDR-Opposition als Neue Soziale Bewegung?", S. 121–140) hingegen stellt ihr Plädoyer für die genaue Rekonstruktion individueller Motive des oppositionellen und widerständigen Handelns in der DDR in den Kontext der Diskussion über die Theorie der neuen sozialen Bewegungen (NSB), deren Übertragung auf die DDR sie diskutiert. Ihre Kritik begründet sie auch mit den zahlreichen westlichen, vor allem angloamerikanischen Kritiken, insbesondere von feministischer Seite. Das Verbleiben der Theorie der neuen sozialen Bewegungen auf der Makroebene blende die individuellen Motive aus. Miehte kommt im Ergebnis ihrer Untersuchung von oppositionellen Frauen zu dem Schluß, das die von ihr festgestellten Motive sich aus der Abgrenzung zum Elternverhalten im Nationalsozialismus, aus der Aufarbeitung stalinistischer Repressionen und aus der Erfahrung familialer Gewalt ergeben, nicht aus den modernisierungstheoretisch begründeten Konfliktlagen neuer sozialer Bewegungen. So bezweifelt sie auch die motivationalen Vorannahmen der NSB-Theorie für den Westen.

Den zweiten Themenkomplex „Opposition und Widerstand und die Teilung der Nation" eröffnet Hubertus Knabe („Opposition in einem halben Land", S. 143–168). In seinem Beitrag will er vor allem die Bedeutung des Westens für oppositionelles und widerständiges Handeln in der DDR herausarbeiten, weil die Interdependenzen zwischen Ost und West nirgendwo im Ostblock so eng waren, wie in der DDR. Deren wissenschaftlich-unbefangene Untersuchung sieht er aber bis heute durch den Kalten Krieg belastet. Knabe unterscheidet einerseits zwischen der Sicht des MfS, das jede oppositionelle Regung in der DDR ausschließlich auf westliche Einflußnahme zurückführte und der tatsächlichen Unterstützung im Westen. Er setzt sich mit verschiedenen

Einrichtungen, Gruppen und Personen auseinander, die sich mit der Unterstützung von oppositionellen Aktivitäten in der DDR beschäftigten. Über deren MfS-Infiltration gibt er einen Überblick. In Abhängigkeit von den jeweiligen Zeitverhältnissen der deutsch-deutschen Beziehungen hebt Knabe die Einflüsse bestimmter westlicher Ideen auf das widerständige Verhalten in der DDR hervor, wobei er besonders die Rolle der sogenannten „Fundamentalopposition" in den fünfziger Jahren, nach dem Mauerbau den ideellen Einfluß der Entspannungspolitik sowie den Einfluß systemkritischer Bewegungen im Westen selbst hervor hebt, wie den Neomarxismus, den Eurokommunismus, die Friedens- oder Ökologiebewegung.

Roger Engelmann („Ost-West-Bezüge von Widerstand und Opposition in der DDR der fünfziger Jahre", S. 169–182), zeigt, daß zu Beginn der fünfziger Jahre der politische Widerstand gegen das SED-Regime einherging mit dem gegen die Staatlichkeit der DDR. Die antikommunistischen Organisationen im Westen wurden als Teil einer gesamtdeutschen Politik und deshalb als Teil des Widerstands in der DDR betrachtet. Besondere politische Programme für die DDR gab es deshalb nicht, weil sich der Widerstand in der DDR auf die westdeutschen Parteien bezog. Erst nach dem 17. Juni schwächte sich diese Konstellation kontinuierlich ab, weil das Eigengewicht der DDR wuchs. Mit der Einbindung der beiden Staaten in das internationale Blocksystem ab 1955 und dem Verschwinden der Wiedervereinigung als Nahperspektive bildete sich stärker eine Opposition mit „systemimmanentem Selbstverständnis". Diese wurde vom Regime allerdings nicht als weniger gefährlich begriffen.

Ludwig Mehlhorn („Die DDR-Opposition und die nationale Frage in den achtziger Jahren", S. 183–188) gibt als Zeitzeuge darüber Auskunft, daß entgegen mancher Behauptung die DDR-Opposition sich sehr wohl mit der nationalen Frage beschäftigt habe, wenn auch nicht prioritär.

In den folgenden Beiträgen kommen drei westdeutsche Journalisten zu Wort, die durch ihre frühere Tätigkeit eine besondere Bindung zum Thema haben. Karl Wilhelm Fricke („Der Deutschlandfunk als Medium politischer Gegnerschaft", S. 189–204) und Gunter Holzweißig („Der Deutschlandfunk. Informations- oder Interventionssender", S. 205–212) stellen den Deutschlandfunk in seiner Bedeutung für das kritische Denken und Handeln in der DDR dar. Beide unterstreichen, daß per gesetzlichen Auftrag der Deutschlandfunk kein Interventionssender, sondern ein Informationssender war. Selbstredend unterstellte die SED unablässig das Gegenteil. Daher war der Sender ein Medium politischer Gegnerschaft und ein Objekt der Aufklärung und Unterwanderung von seiten des MfS.

Gerhard Rein setzt sich als ehemals in der DDR akkreditierter Korrespondent der „Süddeutschen Zeitung" in einem essayistischen Beitrag („Diamonds are girls best friends oder Korrespondenten lieben Dissidenten", S. 213–218) mit dem Vorwurf auseinander, die Westkorrespondenten hätten Hofberichterstattung aus der DDR betrieben. Dabei weist er Generalisierungen zurück und schildert die Schwierigkeiten der Gewinnung von objektiven Informationen in einem System monopolisierter Informationsverteilung, aber auch die Schwierigkeit des Zugangs zu oppositionellen Gruppen und der Bestimmung, was eine oppositionelle Gruppe ist. Er betont das weitgehende Desinteresse westdeutscher Politiker an den oppositionellen Kräften in der DDR. Und

er schildert die Fortexistenz der Kultur der ehemaligen Machthaber im heutigen Ostdeutschland.

Unter dem Titel „Sonder- und Grenzbereiche des Themenfeldes" sind im dritten Komplex verschiedene Einzelstudien zu oppositionellem und widerständigem Verhalten zusammengefaßt. Die Überschrift wurde allerdings wohl nur mangels einer besseren Idee gewählt, denn ob die hier vorgestellten Beiträge mehr vom Zentrum des Themenfeldes entfernt sind als andere, darf bezweifelt werden. Auf jeden Fall finden sich hier einige sehr interessante Forschungsergebnisse.

Patrik von zur Mühlen („Die Opposition aus der Herrschaftsperspektive", S. 221 bis 230) untersucht verschiedene Veränderungen der Einschätzung der Opposition von seiten des Regimes sowie Gemeinsamkeiten und Unterschiede dieser Einschätzung durch seine verschiedenen Institutionen. Dabei zeigen sich wichtige Differenzierungen. Während sich das Politbüro zu keinem Zeitpunkt mit dem Thema beschäftigte, sondern die Opposition als polizeiliches Phänomen dem MfS überließ, setzte das Staatssekretariat für Kirchenfragen durchaus andere Akzente, die eine stärkere Differenzierung der Gruppen und Aktivitäten ermöglichten. Dabei konnte sich die Einschätzung der gleichen unabhängigen Aktivität im Laufe der Zeit durchaus verändern, wobei stets im Zentrum der Differenzierung die „Machtfrage" stand. Auf der anderen Seite besaß das MfS durch seine undifferenzierte Zusammenfassung aller unabhängigen Gruppen unter die „feindlich-negativen Kräfte" immer weniger Instrumentarien der Differenzierung, je mehr sich die Opposition entwickelte.

Bernd Eisenfeld („Formen widerständigen Verhaltens in der Nationalen Volksarmee und bei den Grenztruppen", S. 231–266)) stellt erstmals eine Übersicht über Opposition und Widerstand in diesem Sektor der „bewaffneten Organe" vor sowie über die Sicherung dieser Einrichtungen durch das MfS. Hierbei zeigt er, wie z. B. mittels einer enormen IM-Dichte, der Selektion unsicherer Kantonisten etwa im Dienst der Grenztruppen oder der Verhinderung der Konzentration von „feindlich-negativen Kräften" das MfS die innere Sicherheit der Truppen organisierte. Auch die dabei auftretenden Schwierigkeiten, so mit den IM, werden deutlich. Auf der Grundlage der „Deliktkartei" der zuständigen MfS-Linie I gibt Eisenfeld für die Jahre 1956 bis 1980 einen Überblick über Fahnenflucht, Meuterei und staatsfeindlicher Hetze, rubriziert nach Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften. In seiner Darstellung wird besonders das Ausmaß rechtsradikaler Aktivitäten und der relativ hohe Anteil von rechtsradikalen Gruppendelikten deutlich.

Widerständiges Verhalten auf einem ebenfalls bisher noch nicht erschlossenen Terrain stellt auch Tobias Wunschik („Selbstbehauptung und politischer Protest von Gefangenen im DDR-Strafvollzug", S. 267–292) vor. Dieser Widerstand sei dem zumeist noch von der Forschung ausgeblendeten unorganisierten Widerstand der Normalbevölkerung zuzurechnen. Verschiedene Methoden des Widerstandes wie Flucht oder Meuterei usw. gehören einerseits zu den bekannten Formen des Widerstandes von Häftlingen. Sie können deshalb auch aus nichtpolitischen Gründen existieren. Wunschik kann jedoch durch die Darstellung der Motive von Akteuren sehr wohl zeigen, daß es sich hierbei auch um politisch motivierten Widerstand handeln kann. Wegen der Spezifik seines Gegenstandes diskutiert er den Widerstandsbegriff und arbeitet dabei besonders die

Rolle der Handlungsmotive heraus. Er zeigt, daß in der DDR-Haft sich die Voraussetzungen für politischen Protest im Laufe der Jahrzehnte erheblich änderten, wobei er den Einfluß des KSZE-Prozesses auf die Haftbedingungen hervorhebt. Wunschik gibt einen Überblick über verschiedene Formen des Widerstands in der Haft wie Übersiedlungsersuchen, Flucht, staatsfeindliche Hetze, Arbeitsverweigerung und Hungerstreik, aber auch Meuterei, Bildung illegaler Strukturen und anderer. Auch in diesem Beitrag wird der erhebliche Umfang von rechtsradikal motiviertem Widerstand, insbesondere durch die Bildung von Skinheadgruppen deutlich.

Mathias Braun („Dieser blutige November schlug viele Knospen ab", S. 293–304) beschäftigt sich abschließend mit Geschichte und Programm des von Fritz J. Raddatz initiierten Berliner „Donnerstagskreises" im Herbst 1956. Dieser Kreis, um des sich viele Legenden gebildet haben, verhedderte sich im Gegensatz zu seinem „übermächtigen Vorbild", dem Budapester Petöfi-Club, eher im „konturierenden Mosern" von Intellektuellen, wie Raddatz selbst resümierte. Braun rekonstruiert die Aktivitäten dieses Kreises im Detail. Dieser Kreis war im Gegensatz zu anderen in jener Zeit nicht an eine Institution gebunden und agierte im öffentlichen Raum, unter Kenntnis und zum Teil unter Kooperation mit dem ZK der SED. Er vereinte parteigebundene und parteilose Kulturschaffende. Man diskutierte Vorstellungen wie die Abschaffung der Zensur, eine unabhängige Kulturzeitschrift u.a. Dennoch ging es eher es um den Meinungsaustausch als um konzeptionelle Arbeit. Selbst der anwesende Wolfgang Harich hat in diesem Kreis keine Vorstellungen seines viel weiter gehenden Manifestes preisgegeben, weil er diesen Kreis auch nicht zum Kern der intellektuellen Opposition zählte. Braun nimmt den „Donnerstagskreis" als ein Indiz des Paradigmenwechsels in der Opposition der fünfziger Jahre von der bürgerlichen Demokratie zum demokratischen Sozialismus.

Den vierten Themenkomplex zum gesellschaftlichen Kontext oppositionellen Handelns eröffnet Stefan Wolle mit einem Beitrag über Alltagsverhalten und Systemkonformität („Es geht seinen sozialistischen Gang", S. 307–316). In Anknüpfung an gegensätzliche Erinnerungen zwischen Terror und Gemütlichkeit und in Auseinandersetzung mit westlichen Idyllisierungen der „Nischengesellschaft" betonte er den nichtidyllischen Zusammenhang von totalitärer Diktatur und kleinbürgerlicher Ruhe und Ordnung. Der fürsorgliche Paternalismus stiftete das Kleinbürgerglück als Teil totalitärer Herrschaft, die Unfreiheit gebar Geborgenheit. Die Privatisierung des Politischen und die Politisierung des Privaten laugte das System aus und führte zu Agonie und Untergang. In den Betrieben herrschten „paradiesische Sitten und Gebräuche". Selbst die alternative Kulturszene, im Kern unpolitisch, erwartete nichts mehr und befand sich auf der mentalen Ausreise. Die Revolution kam nicht einmal in ihrer Vorahnung vor. Fehlende Leistung galt als schick, weil Leistung als angepaßt galt. So verharrte sie in unpolitischer Verweigerungshaltung, auch als im Herbst 1989 ihre große Stunde kam. Während im Westen mancher den Weg ins bürgerliche Berufsleben fand, blieben andere im Schmollwinkel und machten nun den Kapitalismus für ihr Scheitern verantwortlich.

Martin Sabrow („Der Wille zur Ohnmacht und die Macht des Unwillens", S. 317 bis 348) stellt den Zerfall der fiktiven Wirklichkeitsordnung der kommunistischen Diktatur in den Mittelpunkt seiner Betrachtung. Nicht die materielle Krise oder die fehlende Unterstützung der Sowjetunion hätten den „revolutionären Zusammenbruch" des

Regimes bewirkt, da es für eine gewaltsame Lösung die hinreichenden Mittel besaß. Entscheidend war vielmehr „eine substantielle Verschiebung des Bewußtseinshorizontes" von Staat und Gesellschaft. Unter Rückgriff auf Hannah Arendt entwickelt Sabrow, daß Herrschende und Beherrschte jahrzehntelang durch eine – zentral erzeugte und mit politischem Druck durchgesetzte – scheinbar objektive Sinnwelt zusammengehalten wurden, die insbesondere für jenen Teil der Gesellschaft relevant war, der weder an die Doktrinen des Regimes glaubte noch zu seinen grundsätzlichen Gegnern gehörte. Sabrow bestreitet das Fehlen einer Binnenlegitimität des Regimes und sieht in deren Verfall gerade eine Voraussetzung für dessen Untergang. Er kennzeichnet die Etappen dieses Verfalls seit den Kommunalwahlen im März 1989. Im Herbst 1989 sei die „hegemoniale Denkordnung" dann lawinenartig zusammengebrochen, auch bei den systemnahen Eliten. Im entscheidenden Augenblick habe die Krise der Wirklichkeitsordnung auch das Politbüro erreicht und den Rückgriff auf „stalinistische Methoden" der Krisenbewältigung verhindert.

Detlef Pollack („Kulturelle, soziale und politische Bedingungen der Möglichkeit widerständigen Verhaltens in der DDR", S. 349–366) geht der Frage nach, weshalb es in einem System, in dem bereits die kleinste Abweichung von den parteipolitischen Vorgaben rigide Sanktionen nach sich ziehen konnte und widerständiges Verhalten deshalb eher unwahrscheinlich machte, überhaupt zur Herausbildung einer Opposition kam. Auf drei Ebenen untersucht er die Bedingungen für die Entstehung einer Opposition (unter Rückgriff auf verschiedenen Ansätze der Bewegungsforschung): Auf der Makroebene sieht er einen direkten Zusammenhang zwischen einer niedrigen „Exit"-Schwelle und einer zunehmenden Liberalisierung des Regimes. Auf der Mesoebene der Institutionen ist die Existenz der evangelischen Kirchen entscheidende Voraussetzung. Und auf der Mikroebene individueller Motivation sieht er – auf Basis seiner empirischen Untersuchungen – drei Entstehungsgründe: a) die Erfahrung von verhinderter Selbstverwirklichung durch das System, b) die Existenz einer Außenanregung durch alternative Werte oder alternative soziale Zusammenhänge, wozu auch geistige oder praktische Kontakte zu westlichen alternativen Bewegungen gehörten, c) eine hohe soziale Wertorientierung, verbunden insbesondere mit der Akzeptanz der Werte und Ideale des Systems. Seine empirischen Untersuchungen von 1990 und 1992 ergaben, daß insbesondere jene, die die Werte des Systems ernst nahmen, zu seinen schärfsten Kritikern wurden. Sie fixierten eine hohe Mischung von christlichen und sozialistischen Werten, was sich auch in der verbreiteten Rezeption westlicher linker Literatur ausdrückte.

Der letzte Beitrag des Bandes („Vorgeschichte und Geschichte der Revolution als zivilisatorischer Konflikt", S. 367–412) stammt von Erhart Neubert, der das oppositionelle Handeln in den Kontext eines „zivilisatorischen Konflikt[es] zwischen Kommunismus und Demokratie" stellt.

**Die Methodendiskussion und der Streit um die DDR-Opposition**

Bei der Vorstellung des ersten Themenkomplexes zur Typologie und Methodendiskussion plädieren die Herausgeber selbst für eine differenzierte Begrifflichkeit der Klassifikation von Oppositionstypen, „die zwischen individuellem sowie sozial induzierten Verhalten einerseits wie der politischen Funktion solchen Verhaltens in der Auseinandersetzung mit dem Herrschaftssystem andererseits unterscheiden" kann. Allerdings sollen, so ihr Appell, die der Selbstverständigung der Wissenschaft dienenden notwendigen Begriffe nicht „die Wahrnehmung der Wirklichkeit erschweren, wenn nicht ihr Geltungsbereich eingegrenzt und auf formale und inhaltliche Kriterien bezogen bleibt". Deshalb formulieren sie deutlich einen für die Zeitgeschichtsforschung überhaupt und für die DDR- bzw. DDR-Oppositionsforschung im besonderen geltenden Zusammenhang: „Immer ist zu bedenken, daß sich hinter den theoretischen Bemühungen auch Kriterien der politischen Bewertung verbergen" (S. 13). Dieser Zusammenhang wird in den meisten der folgenden Beiträge auch mehr als deutlich.

Schon der erste Beitrag berührt ein gerade in dieser Hinsicht höchst sensibles und zugleich für die Begriffsbildung von Opposition und Widerstand zentrales Thema, die Vergleichsmöglichkeiten politischer Gegnerschaft in der DDR und im Nationalsozialismus. Rainer Eckert plädiert für einen Diktaturenvergleich, der „historische Phänomene nach Ähnlichkeiten *und* Unterschieden untersucht". Ein umfassender Diktaturenvergleich scheint ihm heute noch zu früh, weshalb er den Vergleich „einzelner Gesellschaftssektoren auf empirischer Basis" vorschlägt (S. 27). Breit diskutiert Eckert die in den letzten Jahren gebrauchten Begriffe zur Typologisierung der politischen Gegnerschaft, die in starkem Maße durch die NS-Widerstandsforschung angeregt wurden. Dabei bildet er drei Gruppen von Autorinnen und Autoren und ihrer Behandlung der DDR-Opposition: erstens die „Unreflektierten", bei denen bewußt auf die Definition politischer Gegnerschaft verzichtet wird. Zweitens die „Unsystematischen" oder „Diffusen", die er noch einmal in diejenigen unterteilt, die sich nicht oder doch auf den Nationalsozialismus bei ihrer Begriffsbildung beziehen. Zu ihnen zählt er Autoren, die zwar politische Gegnerschaft und deren Variationen definieren, die Begriffe aber unscharf und widersprüchlich verwenden. Unter drittens faßt er die „Kategorienbildner". Dabei stellt er die verschiedenen Ansätze der in den letzten Jahren erfolgten Bestimmungen und ihre Widersprüche vor, die häufig die aus der NS-Forschung übernommen Begriffe Widerstand, Opposition, Verweigerung, Resistenz, Dissidenz, politische Dissidenz oder Devianz mehr oder minder modifiziert verwenden. Den Kategorienbildnern gibt Eckert den Vorzug. An der Begründung des Begriffes „politische Dissidenz" durch Martin Jander beginnt bei Eckert eine Diskussion, die sich auch in den folgenden Beiträgen fortsetzt. Bei Janders Auffassung, in der DDR-Opposition ginge es nur um eine „graduelle Abweichung vom SED-Sozialismus" mit entsprechenden Folgen und nichtum Opposition, handele es sich um „eine ernsthafte Fehlwahrnehmung der Positionen der Bürgerbewegung in den achtziger Jahren" (S. 32).

Uwe Thaysen beschäftigt sich mit der Frage, ob die von einigen Autoren erhobenen Vorwürfe zutreffen, die DDR-Opposition habe wegen ihrer Suche nach einem „dritten Weg", üblicher Weise verstanden als Weg zwischen „Sozialismus" und „Kapitalismus",

auch „einen Weg jenseits von Rechtsstaatlichkeit und Demokratie" gewollt. Dabei greift er Vorstellungen der Kritiker der DDR-Opposition wie Jander, Christian Joppke und John C. Torpey auf, die ein Gleichheitszeichen zwischen Demokratie und Kapitalismus setzen und aus der verbreiteten Ablehnung des westlichen Kapitalismus in der DDR-Opposition schließen, diese sei „demokratie-indifferent gar demokratie-gefährdend" bzw. „demokratie-unfähig oder auch gar demokratie-unwillig" gewesen (S. 38).

Zunächst konstatiert Thaysen die von der DDR-Opposition nicht zu umgehenden Existenzbedingungen, die auch ihr Denken prägen mußten, wie die deutsche Haftung für die Vorgeschichte des Nationalsozialismus, die weltpolitische Machtkonstellation mit der Existenz einer Diktatur in der DDR und ihren verschiedenen ideologischen Prämissen, die deutsche Teilung mit ihrer unabsehbar langen Perspektive, aber auch die Sozialisation durch das SED-Erziehungssystem. Deshalb wäre sie eine „ausgelieferte" Opposition gewesen. Daneben versucht Thaysen eine Einordnung der oppositionellen Gruppierung am Zentralen Runden Tisch in ein wirtschaftspolitisches Links-Rechts-Schema nach westlichem Duktus, das zwischen zentralisierter Planwirtschaft (Sozialismus), „drittem Weg" und Marktwirtschaft (Kapitalismus) und weiteren Untergliederungen unterscheidet. Hierdurch differenziert er diese Gruppen, wodurch er ihre pauschale Gleichsetzung ausschließt. Allerdings gibt er die „begriffliche Unbestimmtheit" solcher wirtschaftspolitischer Ordnungskonzepte zu bedenken, zudem bemerkt er, daß eine der von ihm genannten Oppositionsgruppen „genau genommen" außerhalb dieses Schemas liegen müßte (S. 40 f.). In einem dritten Gedanken unterstreicht er, daß wie für die Mehrzahl der ehemaligen DDR-Bürger auch für die am Zentralen Runden Tisch vertretenen Gruppierungen der Opposition gilt: „Die ‚Ideale' des ‚Sozialismus' und die der Demokratie schienen und scheinen nicht gerade wenigen von ihnen vereinbar mit Demokratie. Sozialismus als Idee ist ihnen nicht obsolet geworden durch den erlebten realen Sozialismus der DDR" (S. 44). Als Beleg für die entschieden demokratische Einstellung der DDR-Opposition sieht er ihre praktische Politik, die die demokratischen Fragen wie Wahltermin, Wahlgesetz oder Verfassung an die erste Stelle noch vor die Wirtschaftsordnung setzte (S. 46). In den Programmen der Bürgerbewegungen findet er die Essentials westlicher Demokratie aufgegriffen und fixiert. An Hand eines Herbert-Wehner-Zitates von 1946, in dem die Reduzierung des Sozialismus auf die „Eigentumsfrage" und die „Aussparung" der „Rechtsfrage" als größtmöglicher „Anfang für die Totalitätstendenzen" in der Sowjetunion kritisiert wird, bescheinigt Thaysen den Oppositionellen in der DDR, daß sie sich im Sinne dieses Zitats „in einem antitotalitären Konsens" befanden, „der sie erhaben macht über den scholastischen Vorwurf, letztlich nicht auf die Demokratie zugesteuert zu sein" (S. 47). Damit, da haben die Herausgeber wohl recht, gibt Thaysen mehr als eine „Ehrenerklärung" für die DDR-Opposition ab (S. 15).

Auch die beiden folgenden Beiträge beschäftigen sich zentral mit dem Thema der Stellung der DDR-Opposition zur SED einerseits und zur „westlichen Demokratie" andererseits. Ausgehend von einer Darstellung verschiedener Etappen der Bewertung der DDR-Opposition (und ebenso der „SED-Reformer") in der (politischen und literarischen) Öffentlichkeit der Bundesrepublik konstatiert Kowalczuk hinsichtlich der ehemaligen DDR-Opposition am Ende der neunziger Jahre „abermals Umdeutungs-

prozesse, die machtpolitischen Kalkülen folgen. Aus den gefragten Oppositionellen wurden erneut marginalisierte Störenfriede gemacht, die nun nicht einmal zur moralischen Instanz taugten" (S. 50). In der dazu verzögert stattfindenden wissenschaftlichen Diskussion unterscheidet er drei Argumentationslinien: Die erste versteht Opposition und Widerstand in der DDR im deutlichen Gegensatz und als Alternative zur SED mit einer deutlichen Distanz auch zu den „SED-Reformern". Auf dem Gegenpol wird zwar „eine gewisse Distanz zur konkreten Herrschaftsform" konstatiert, aber unterstrichen, daß sie „mit ihren politischen und gesellschaftlichen Zielen" in unmittelbarer Nähe zumindest zu den SED-Reformern" stand. Eine dritte Argumentationslinie bescheinigt sowohl Oppositionellen, wie „SED-Reformern" eine Distanz zum Regime und unterstellt beiden „schwach ausgeprägte Demokratisierungsvorstellungen". Dabei werden den Oppositionellen zwar moralische Qualitäten, aber fachliche Inkompetenz zugebilligt, während es hinsichtlich der „SED-Reformer" umgekehrt sei (S. 51 f.).

Für die wissenschaftliche Objektivierung von Bewertungskriterien und Urteilsmaßstäben sieht Kowalczuk den entscheidenden Punkt darin, „die eigenen theoretischen Vorannahmen offenzulegen und die verwendeten Begrifflichkeiten herzuleiten und zu erklären. Insbesondere die Frage, was ist eigentlich Opposition und Widerstand in einem kommunistischen System gewesen, erscheint dabei als eine Schlüsselfrage" (S. 52). Ausgehend von den Möglichkeiten der Artikulation politischer Gegnerschaft unter „Verhältnisse[n] in totalitär verfaßten Gesellschaften", in denen es keine legale politische Opposition gab, setzt er Opposition und Widerstand ausdrücklich synonym, abgrenzend von der Verwendung dieser Begriffe für demokratische Staaten (S. 55). Zur Erfassung vielfältiger Formen von Opposition und Widerstand unterscheidet er unter Bezug auf „theoretische Ansätze zum Widerstand in der NS-Zeit als methodischer Impulsgeber" vier Gruppen von miteinander verwobenen Widerstandsformen: erstens gesellschaftliche Verweigerung, zweitens sozialer Protest, drittens politische Dissidenz und viertens Massenprotest.

Bei der Darstellung der sich entwickelnden Opposition legt Kowalczuk ausgiebig auf die Differenzen ihrer Ziele und politischen Vorstellungen zu denen der sogenannten SED-Reformer wert. Unter ausdrücklicher Bezugnahme auf die Untersuchungen von Rainer Land und Ralf Possekel über „SED-Reformer" und „Oppositionelle"[2] konstatiert er unüberwindliche politische und biographische Gegensätze, die sich in „fremdem Welten" ausdrückten, wie er in fünf Thesen darstellt (S. 64–73). In den neunziger Jahren hätten sich die einstmals „fremdem Welten" sogar in „feindliche Welten" verwandelt (S. 72 f.). Damit übernimmt er für die Zeit der DDR das Ergebnis der Untersuchung von Land und Possekel, obgleich in dieser Untersuchung gerade jene Strömung der Opposition ausgeblendet wird, die Kowalczuk in seinem Beitrag ausdrücklich erwähnt und von den „SED-Reformern" unterscheidet: die sogenannte reformsozialistische Opposition. Für Robert Havemann, um nur ein bekanntes Beispiel zu nehmen, hatten die konstatierten „fremdem Welten" wohl kaum bestanden. Und die These, diese „fremden Welten" seien in den neunziger Jahren generell zu „feindlichen Welten" geworden,

2 Rainer Land und Ralf Possekel, Fremde Welten. Die gegensätzliche Deutung der DDR durch SED-Reformer und Bürgerbewegung in den 80er Jahren, Berlin 1998.

wird wohl kaum von jenen ehemaligen Oppositionellen geteilt werden, die sich nach 1990 politisch bei der PDS engagierten, den „Erfurter Appell" mitinitiierten oder in ostdeutschen Landtagen mit ihr kooperierten.

Jander hingegen verteidigt seine Auffassung, daß die DDR-Opposition sich bis etwa 1986 wesentlich von der Opposition in den anderen Ostblockländern unterschieden habe, weil sie noch nicht „im osteuropäischen Bürgerrechtskonzept" angekommen war. Für dieses Ankommen wäre erst die Debatte zwischen der Initiative für Frieden und Menschenrechte sowie der Gruppe Gegenstimmen ein entscheidendes Signal gewesen. Jander hatte bereits vor einigen Jahren die These vertreten, es hätte in der DDR zuvor keine „politische Opposition", sondern bestenfalls „politische Dissidenz" gegeben, weil die Dissidenten selbst noch vom totalitären Geist der SED beeinflußt gewesen seien. Ausdruck davon wären ihre Verhaftung im Antifaschismus, im sozialistischen Utopismus und Antiinstitutionalismus. Die SED-Nähe sowie ihre Kritik an der westlichen Demokratie in der Bundesrepublik hätten sie an einer vollwertigen Opposition gehindert.[3] In seinem Tagungsbeitrag hat Jander noch einmal die zentrale Bedeutung der politischen Ideen der DDR-Opposition und ihrer spezifischen Ausformung in Abhängigkeit von dem „besonderen Charakter dieses spezifischen totalitären Regimes" in der DDR hervorgehoben (S. 83 f.). Die totale Kontrolle des Regimes auch über Ideen und Werte hätte selbst die Opposition geprägt. Zudem sei angesichts der nationalsozialistischen Vergangenheit die Kritik an diesem Regime wegen seiner antifaschistischen Legitimationsideologie den Oppositionellen als „schlicht unmoralisch" erschienen (S. 87).

Neben dieser Auseinandersetzung um das „Vermächtnis der DDR-Bürgerrechtsgruppen und deshalb natürlich auch um ihre Traditionen" (S. 78) gibt es nach Jander aber noch einen zweiten, meist vergessenen Ort der Auseinandersetzung um die DDR-Opposition: die Kritik aus Ost- und Westeuropa an der unabhängigen Friedensbewegung der DDR wie der Bundesrepublik zu Anfang der achtziger Jahre. Beide hätten „einen Kurs zwischen den Blöcken" angestrebt. „Der Frieden – und damit letztlich die Nation – sei ihnen wichtiger als die Freiheit und die Demokratie" gewesen formuliert Jander im Anschluß an Agnes Heller und Ferenc Feher aus Ungarn. Verbunden damit war der Vorwurf des Anknüpfens der deutschen Friedensbewegungen an einen deutschen Sonderweg (S. 78). Zu besonderem Mißtrauen hätte dabei Anlaß gegeben, daß zu jener Zeit vor allem Linke aus Ost und West, „wohl aber auch" Publizisten „der rechten Seite des politischen Spektrums" von der Aktualität der deutschen Frage sprachen (S. 78 f.). Die „Herauslösung der Bundesrepublik aus dem Bündnis der westlichen Demokratien" und eine neuer deutsch-sowjetischer Pakt sei von den „demokratischen Oppositionsgruppen in Polen, Ungarn und der Tschechoslowakei" befürchtet worden, während die „osteuropäischen Dissidenten" eher den Weg gewünscht hätten, der dann auch eingetreten ist (S. 79).

Wie durch Janders Thesen zur „politischen Dissidenz" und ihrer konträren Aufnahme deutlich wird, verkoppelt die in dem Tagungsband zum Ausdruck kommende Debatte über „Grundfragen zur politischen Gegnerschaft in der DDR" die Methoden-

3 Martin Jander, Formierung und Krise der DDR-Opposition. Die „Initiative für Unabhängige Gewerkschaften" – Dissidenten zwischen Demokratie und Romantik, Berlin 1996.

diskussion zur Klassifikation und Typologisierung von politischer Gegnerschaft zum Teil ganz unmittelbar auch mit jener über deren historische und politische Einordnung. Zugleich ist diese Diskussion durchaus nicht nur eine von Geschichtsschreibung oder selbst nur von Geschichtspolitik bezüglich der DDR. Sie bezieht auch Ideen und Konzepte der westdeutschen Friedensbewegung in den achtziger Jahren mit ein und reicht darüber hinaus direkt in politische Auseinandersetzungen der Gegenwart hinein, so wenn, wie hier deutlich geworden, etwa das NATO-Bekenntnis zum Index von Demokratiefähigkeit mutiert.

Obgleich nicht in den ersten, sondern in andere Themenkomplexe eingeordnet setzen sich auch andere Autoren unter verschiedenen Gesichtspunkten mit der Position Janders und anderer auseinander. Der schon erwähnte Beitrag Mehlhorns über das Verhältnis der DDR-Opposition zur „deutschen Frage" wurde mit deutlicher Abgrenzung zu Jander formuliert, insbesondere zu dessen These, es habe keine Diskussion zwischen der DDR-Opposition und den osteuropäischen Dissidenten gegeben. Mehlhorn betont, bereits in der ersten Hälfte der achtziger Jahre habe es in privaten Räumen Arbeitsgruppen gegeben, in denen über die „deutsche Frage" diskutiert worden sei, über die Rolle der beiden deutschen Staaten in ihren Blocksystemen, über Konföderationsmodelle oder über Bücher wie von Peter Brandt und Herbert Ammon.[4] Entscheidend für die Hinführung auf die „deutsche Frage" wurde die Friedensfrage. Dabei wurde die Position abgelehnt, die deutsche Teilung sei als Sühne für den Hitlerkrieg zu akzeptieren. Die Spaltung und Blockkonfrontation wären vielmehr eine Folge von Jalta und Potsdam, die zur Einsetzung der kommunistischen Parteidiktaturen und deren Aufrechterhaltung auch trotz Entspannungspolitik geführt habe. Demokratischer Wandel in den kommunistischen Ländern, Überwindung der Blockstrukturen inklusive deutscher Teilung wurden deshalb Forderungen, die in die Synoden getragen wurden und im Aufruf gegen Geist und Logik der Abgrenzung mündeten. Die Enttabuisierung der nationalen Frage habe es u.a. gerade auch deshalb gegeben, weil ein Dialog mit der osteuropäischen Opposition stattfand. Diese habe sich nicht mit der bipolaren Weltordnung abgefunden und den Deutschen die Einheit zugestanden.

Auch Erhart Neuberts Aufsatz über die „Vorgeschichte und Geschichte der Revolution als zivilisatorischer Konflikt" gehört in diese Grundsatzdebatte über den historischen Stellenwert der DDR-Opposition. Als Schlußbeitrag des Bandes rundet er gleichsam die schon in der Einführung angesprochene und im ersten Komplex massiv geführte Debatte ab, die hierdurch für den gesamten Band eine Art Rahmenthema bildet. Da er die DDR-Opposition in einen epochengeschichtlichen Kontext stellt, verleiht er dieser Debatte auch eine Dimension, die nun über eine rein politische resp. geschichtspolitische hinaus auch eine die Zeitgeschichte insgesamt tangierende Dimension hat. Daß dabei schon von ihm geäußerte Gedanken zur Erklärung von 1989 als „protestantischer Revolution" wieder auftauchen, kann allerdings kaum überraschen.

Neubert beginnt seinen Beitrag mit einer Zusammenfassung der verschiedenen Kritiken an der DDR-Opposition, „die der Opposition demokratische Unzulänglichkeit, gesellschaftliches Außenseitertum, Nähe zur SED, Ablehnung der Einheit, eine

4 Peter Brandt und Herbert Ammon, Die Linke und die nationale Frage, Reinbek bei Hamburg 1981.

marginalisierte Rolle in der Revolution, Bedeutungslosigkeit im Vergleich zur Ausreisebewegung u. a. m." vorwerfen (S. 367). Dabei beklagt er insbesondere, daß die vorliegenden Texte der Opposition, etwa des Samizdat und sonstige Untergrunddebatten weder von westlichen Intellektuellen, noch durch „manche ostdeutsche Intelligenzler, die durch die Kaderselektion der SED gegangen" seien, zur Kenntnis genommen werden (ebd.). Doch diese Eröffnung ist für Neubert gleichsam Kontext und Ausgangspunkt zu seinem Grundsatzthema: „Noch näher liegt, daß der deutschen Revolution [gemeint ist die der DDR von 1989/90] keine ihr eigene geistige Vorgeschichte zugebilligt wird. Wenn die Opposition von ihrem strukturellen Ende her bewertet wird, ignoriert dies einen Vorlauf ebenso, wie die sich in der Revolution ankündigende Gründung einer demokratischen Republik, der Berliner Republik. Von diesem Ergebnis her betrachtet, ist das Phänomen in einen Epochenwechsel einzuordnen" (S. 367 f.).

Er will die Ereignisse in Osteuropa nicht getrennt von der westeuropäischen Geschichte verstanden wissen. Unter Bezugnahme auf verschiedene Autoren, die den osteuropäischen Umbruch 1989/90 in einen epochengeschichtliches Kontext der europäischen oder US-amerikanischen Geschichte stellen, sucht er einen Zugang zu dieser Problematik, der gerade die Vorgeschichte der Revolution und damit das oppositionelle Handeln in den Epochenübergang von der totalitären Diktatur zur Demokratie einbezieht. Dies scheint ihm gerade auch deshalb wichtig, weil es keinen automatischen und „gesetzmäßigen Übergang" von der Diktatur zur Demokratie gab, und manche Länder des ehemaligen Sowjetblocks auch zu „nationalistischen ‚Stratokratien'" mutierten. Unter Bezugnahme auf Hannah Ahrendt und Claude Lefort bestimmt er einen theoretischen Rahmen, der eine Verbindung von Demokratie- und Totalitarismustheorie sichern soll (S. 368 f.). Der Übergang von der totalitären Inkorporierung von Gesellschaft, wie sie der Kommunismus und alle totalitären Utopien anvisierten bzw. verwirklichten, die durch diesen Rückfall einen Zivilisationsbruch markierten, zu deren Dekorporierung in den demokratischen Republiken sei ein Zivilisierungsprozeß, in dem die „Akteure von 1989" einen „Platz" haben, „den sie schon Jahre vor der Revolution besetzt hatten" (S. 369). Mit Bezug auf die DDR bedeutet dies: „Soviel Faktoren auch zusammengetragen werden können, die das Ende der SED begünstigten, sowenig erübrigen sie das politische Handeln derer, die dieses Ende politisch gestalteten. Diese nutzten ihre Möglichkeiten, die sie in ihrem geistigen Gepäck mitbrachten und in Politik umzusetzen verstanden" (S. 371).

Diesen Prozeß stellt Neubert in vier Schritten vor:

Erstens identifiziert und klassifiziert er die politischen Gegner der SED und bespricht ihre Wirkungen. Hier hebt er vor allem hervor, daß sich mit dem Wandel der Herrschaftsmethoden in der Honecker-Ära eine legalistische Opposition (vor allem im kirchlichen Umfeld) herausbildete, die angesichts der engen politischen Handlungsmöglichkeiten das politische System nicht radikal in Frage stellte. Vor allem die Thematisierung und letztliche Durchsetzung von Recht gegen die „sozialistische Gesetzlichkeit" der SED und verschiedene andere politische Wirkungen rechnet er dabei zu den politischen Erfolgen der Opposition.

Zweitens untersucht er die politischen Handlungsräume der Opposition, die in einer geschlossenen Gesellschaft, nur dann gegeben waren, wenn sie von der Opposition

erkämpft wurden. Hierbei hebt er hervor, daß die Opposition in der DDR nur einen geringen Resonanzboden in einer Gesellschaft hatte, in der das Politische privatisiert und das Private politisiert wurde (S. 381). Unter Synonymen wie „Gesellschaft von unten" oder „Selbstverwaltung" wurde die Zivilgesellschaft gefordert (S. 384). Insbesondere in diesem vorpolitischen Bereich setzte die Opposition bereits praktisch mit der Antizipation von Menschenrechten und subjektiver Eigenverantwortung an.

Drittens bestimmt er die neue kulturelle Gestalt, die sich in dem politischen Umbruch der demokratischen Revolution zum Ausdruck brachte. In ihr artikulierte sich für ihn eine zivilisatorische Wertedistanz zwischen dem – von dem einzelnen unabhängigen – Anspruch einer geschichtsmächtigen Wahrheit, wie ihn die Kommunisten vertraten und der „Beanspruchung des individuellen Rechtes auf Urteilsfähigkeit" (S. 388). Deren Träger versucht er in mehreren Schritten zu rekonstruieren. Dabei setzt er sich mit dem staatsloyalen Protestantismus, der keine demokratischen Traditionen hatte und zu DDR-Zeiten nicht an die antitotalitäre Stoßrichtung der Bekennenden Kirche anknüpfte, sondern antiwestliche und antikapitalistische Gemeinsamkeiten mit der SED pflegte, auseinander. Wie unfruchtbar auch der oppositionelle Marxismus, der am Ende der achtziger Jahre ohnehin versiegte, zur Legitimierung einer demokratischen Gesellschaft war, lasse sich am Werk Robert Havemanns verfolgen, es sei denn, es gebe eine Ablösung von dieser Ideologie, wie es sich in den letzten Lebensjahren Havemanns und seinem Bündnis mit der kirchlichen Friedensbewegung angekündigt hat (S. 387–393). Zum Träger der demokratischen Kultur wurde jene Minderheit des politischen Protestantismus, die unter Bezug auf das Urchristentum keinen Gottesstaat, sondern Demokratie und Freiheit thematisierte. Hierbei hebt er besonders auf deren sozialethische Orientierung ab, die gegenüber dem politischen Marxismus konkurrenzlos war, weil der „keine Ethik kannte". Sie zeigte sich in einem die DDR-Grenzen sprengenden „universellen Bezug" auf die globalen Probleme und deren religiöser Dramatisierung, die in einer theologischen Begründung der Menschenrechte mündete. So resümiert er: „Diese Verbindung von Politik und Religion bewirkte, daß der langwierige Prozeß der Entfaltung der demokratischen Ideen durch deren Symbolisierungen, durch das Schaffen ethischer Kategorien der Freiheit, durch die religiöse Dramatisierung der Machtfrage und durch die religiöse Begründung der Menschenrechte in einem System, das jene Entwicklungen überwinden wollte, reproduziert wurde" (S. 400). In den Kirchen konnten dabei nicht nur pluralistische Beziehungen entfaltet und gelebt werden, die Kirchen besaßen gegenüber den bildungsbürgerlichen Refugien, wo ähnliches denkbar gewesen wäre, auch „etwas, was andere nicht mehr besitzen durften, ein institutionelles Gerüst samt deren Institutionen der Traditionsübermittlung und der strittigen Verarbeitung des geschichtlichen Konfliktes, der mit dem Entstehen einer sich säkular verstehenden Politik gegeben war" (S. 401).

Viertens kam schließlich in der Revolution der Geist der Opposition zum Tragen. „Hinter den Ereignissen stand kein soziales Problem, sondern der geistige Code der demokratischen Revolution, der die reale geprägt hat. Dieser Code wirkte in der Vorgeschichte der oppositionellen Gruppen, deren zivilgesellschaftlicher Orientierung, ihrer politischen Symbolik, der kritisch-kirchlichen Sozialethik, der Verbindung von Religion und Politik und dem Ringen um das Menschenrechtsverständnis" (S. 403).

Kritikern hält er entgegen, daß es nicht die Ausreiser, sondern die Oppositionellen waren, die die Ablösung des kommunistischen Regimes politisch gestalteten. Es war dem Agieren der Oppositionellen und ihrer „normierenden Kraft" zu verdanken, das nach wenigen Wochen jene, die zuvor noch an der Seite der Politbürokraten standen, „in wenigen Wochen [...] alle Demokraten" waren (S. 402). Widersprüche, wie der Eintritt „der" Oppositionellen in die Modrow-Regierung, führte er auf die Befangenheit der Akteure durch ihre Eitelkeit zurück (S. 404). Doch die zivilgesellschaftliche Orientierung der Oppositionellen mündete in der „Selbstbefreiung" der Gesellschaft (S. 406). Die „geistig-kulturelle Dynamik der europäischen demokratischen Revolution" spielte „eine entscheidende Rolle als unaufgehobene Substanz der modernen Zivilisation" (S. 408). Auch wenn die ehemaligen Oppositionellen im Parteiensystem der Bundesrepublik aufgegangen und außer dem BStU kaum institutionelle Spuren hinterlassen haben, so sind sie doch nicht gescheitert, weil die wesentlichen politischen Ziele wie freie Wahlen, Rechtsstaatlichkeit und Zivilgesellschaft erreicht wurden.

**Resümee zum Stand der Debatte**

Die zuletzt vorgestellten Beiträge verkörpern gleichsam den Stand der Debatte, die mit dem Versuch verbunden ist, die Selbstreflexion der DDR-Oppositionsforschung voranzubringen. Wie aus den ausführlichen Darstellungen der Beiträge sichtbar geworden sein dürfte, betrifft die der Selbstvergewisserung dienende Diskussion, soweit sie in diesem Band geführt wurde, jedoch vor allem die politikwissenschaftlichen oder soziologischen Begriffe zur Klassifikation und Typologisierung von Opposition sowie Neuberts zivilisationsgeschichtlichen Begründungsansatz. Die Debatte um diese Klassifikation und Typologisierung wurde aber nur von Eckert und Kowalczuk sowie von Buthmann geführt, der aber einen völlig anderen Ansatz vorschlug. Dessen Plädoyer, die sozialpsychologische Raumtheorie zur künftigen Grundlage auch von Klassifikationen und Typologisierungen zu machen, wurde in seinem Beitrag nicht konkretisiert und bezog sich auch nicht auf die Kompatibilität zu vorhandenen Begriffen politikwissenschaftlicher oder soziologischer Provenienz. Andere Beiträge haben sich auf Einzelaspekte konzentriert, so Wunschik auf den Zusammenhang von Widerstandsform und Motivation.

Die Vertreter sozialpsychologischer, sozialgeschichtlicher oder kulturologischer Ansätze haben in ihren jeweiligen Beiträgen zwar spezifische Argumentationen zu spezifischen Theorieansätzen geführt (z. B. Miethe zur Modernisierungstheorie, Sabrow zur Wissenssoziologie, Pollack zu bewegungstheoretischen Ansätzen) und in diesem Sinne sehr wohl „Grundsatzfragen zur politischen Gegnerschaft" diskutiert. Sie haben sich aber gerade nicht nur nicht an der oben dargestellten Debatte beteiligt, sondern auch nicht an einer Debatte über die Kompatibilität der verschiedenen Ansätze. Allein Pollack hat mit seinem Dreiebenenmodell eine Verbindung verschiedener Zugänge gezeigt. Darüber hinaus fällt jedoch auch in diesem Band das allgemeine Desinteresse für widerständiges Verhalten in den Betrieben auf. Das wird dann besonders problematisch, wenn unqualifizierte Behauptungen wie die von Wolle über „paradiesische Sitten und

Gebräuche" in den DDR-Betrieben, die wie vom SED-Management diktiert klingen, unwidersprochen bleiben.

Da Eckert und Kowalczuk in ihren Beiträgen zu „Grundsatzfragen" ausschließlich die vorhandenen politikwissenschaftlichen und soziologischen Begriffe zu Widerstand und Opposition diskutiert und kategorisiert haben, kann die Absicht der Herausgeber des Tagungsbandes, vorhandene Forschungsansätze „vorzustellen" als nur zum Teil gelungen eingeschätzt werden. Überblicke über die anderen Forschungsansätze fehlen leider. Die Absicht aber, „diese Debatte weiterzuführen", muß als gänzlich gescheitert angesehen werden. In dieser Hinsicht ist der Band nur der Ausdruck des Zustandes einer nicht aufeinander bezogenen Vielfalt von Methoden und Forschungsansätzen, der bereits zuvor bestand. Die Debatte wiederum, die nun tatsächlich stattfand, hat sich um eine Entwicklung der Begriffe überhaupt nicht bemüht. Sie drehte sich ausschließlich um die „richtige" ideologische oder politische Einschätzung und den historischen Stellenwert der DDR-Opposition.

Die seit mehreren Jahren geführte Diskussion über die historische Bedeutung und die demokratische Einordnung der DDR-Opposition ist vor allem eine Debatte unter den Anhängern jener Totalitarismusschule, die dezidiert antisozialistisch und antikommunistisch argumentiert. Insofern ist sie auch kein „Streit der Fakultäten", sondern ein Streit innerhalb einer einzigen, also ein Historikerstreit en miniature. Die empirischen Befunde belegen, in diesem Band auch Thaysen und Pollack, daß für die Mehrzahl der DDR-Oppositionellen die Ideale von Demokratie und Sozialismus durchaus vereinbar waren, „demokratischer Sozialismus" war eine von ihnen vielfach angestrebte Option. Daraus ergeben sich für eine antitotalitär-antisozialistische Sicht auf deren Geschichte und eine entsprechende Geschichtspolitik bezüglich des „Erbes der DDR-Opposition" gewisse Schwierigkeiten. In der Geschichtsschreibung drückt sich diese Schwierigkeit entweder in der selektiven Ausblendung der „demokratischen" oder in der selektiven Ausblendung ihrer „sozialistischen" Attribute aus. Die Oppositionellen werden wegen ihrer „sozialistischen Phantastereien" einerseits in die SED-Nähe gerückt und ihnen jede Bedeutung für die Demokratie abgesprochen, wie z. B. bei Jander, oder sie werden umgekehrt zu Begründern der „Berliner Republik", wie etwa bei Neubert. So sind die untereinander erhobenen Vorwürfe von Geschichtsklitterung kaum von der Hand zu weisen. Die in beiden Varianten vorhandenen Brüche der Argumentation und der entsprechend selektiven Geschichtsdarstellung bietet auch weiterhin Stoff für Auseinandersetzungen, dürfte aber dem Fortschritt der Oppositionsforschung kaum dienen.

Im Gegenteil: Da innerhalb der DDR-Oppositionsforschung die dezidiert antisozialistisch argumentierende Totalitarismusschule bisher weitgehend die Diskussion politikwissenschaftlicher und soziologischer Begriffe zur Klassifizierung und Typologisierung von Opposition und Widerstand bestimmt, erweist sich die Überlagerung der theoretisch-methodischen Debatte durch außerwissenschaftliche Selektionsmuster als erheblicher Nachteil eben gerade für den Erkenntnisgewinn. Das wird in dem vorliegenden Band deutlich. So zeigen einerseits mehrere Beiträge den engen Zusammenhang von sich verändernden politischen Verhältnissen zwischen Regime und Opposition bzw. den engen Zusammenhang zwischen veränderten Herrschaftsmethoden und Veränderungen in den Formen oppositionellen Handelns. Zur Mühlen, Wunschik oder Pollack

behandeln unter verschiedenen Aspekten solche Beziehungen. Neubert spricht wie seit seiner Geschichte der DDR-Opposition auch hier von der Herausbildung einer vorwiegend „legalistischen" Opposition. Doch den Versuch, den bestimmten Typus von Legalitätsverhältnissen, die die Bedingung für eine solche „legalistische" Opposition waren, auf den Begriff zu bringen, haben weder er noch andere aus seiner „Schule" unternommen. In einem „totalen Staat" kann es schließlich per definitionem keine legalistische Opposition geben. Bis heute gibt es jedoch keine Suche nach einem politikwissenschaftlichen oder soziologischen Begriff, der die Typen von Regime und Opposition aufeinander bezieht und beide als interaktive Größen eines komplexen Ganzen von Gesellschaft bestimmt. Gerade das, was eine produktive Aufgabe eines politikwissenschaftlichen Diktaturenvergleiches jenseits von Delegitimationsabsichten sein könnte, die Bildung von Begriffen für verschiedene Diktaturtypen, die vor allem für das Begreifen der Genesis einer Diktatur wie ihrer Opposition und deren Modifikationen in den verschiedenen Stadien von substantieller Bedeutung ist, eben dieser Aspekt wird von der vorherrschenden Denkschule auf diesem Gebiet nicht nur nicht in Angriff genommen, sondern in einer Weise verstellt, die bestenfalls auf ideologische Motive schließen läßt. Denn anders ist nicht erklärbar, weshalb z. B. der Bruch, der zwischen den Thesen, die DDR sei eine totalitäre Diktatur, resp. der Verneinung dieses Diktaturtyps für die DDR durch Hannah Arendt besteht, *nicht diskutiert und erklärt, sondern beschwiegen* wird. Und Hannah Arendt ist von den Anhängern der Totalitarismuserklärung für die DDR inzwischen zu einer Ikone stilisiert worden. Ihr Werk wird allerdings nur als Steinbruch behandelt. Gerade Hannah Arendt hatte jedoch nicht nur gezeigt, daß die Totalitarismuskonzeption sehr wohl zu einer differenzierten Beschreibung „moderner Diktaturtypen" in der Lage ist, sie hat auch ausgiebig die unterschiedlichen Typen „kommunistischer Parteidiktaturen" diskutiert und gerade deshalb für den Sowjetblock nach Stalins Tod den Totalitarismusbegriff abgelehnt.[5] Die begriffliche Suche nach dem Diktatur- und Gesellschaftstyp eines „nachstalinschen", „posttotalitären Kommunismus", den sie quasi als Aufgabenstellung für die Geschichtswissenschaft hinterlassen hat und der als Basis einer „legalistischen" Opposition gedacht werden müßte, entfällt deshalb grundsätzlich aus der bisherigen Debatte über die DDR-Opposition. Nur die Einlösung dieser Aufgabe vermag wiederum auch begreifbar zu machen, daß die Überwindung der „totalitären" Phase dieses Herrschaftstyps nicht einfach gleichzusetzen ist mit der Beseitigung polizeistaatlicher Diktaturverhältnisse selbst, die die Genesis dieser Opposition geprägt haben.

So erweisen sich die in der bisherigen Diskussion verwandten Formulierungen für den Widerpart von Opposition de facto eher als Leerstellen, denn als Begriffe, gleich, ob dafür „totalitäre Diktatur" oder „kommunistische Diktatur" eingesetzt wird. Die von Kowalczuk in diesem Band formulierte Frage – „Was ist eigentlich Opposition und Widerstand in einem kommunistischen System?" (S. 52) – ist nicht nur keine Antwort auf das von Jander aufgeworfene Problem, die spezifische Genesis von DDR-Opposition unter den spezifischen Bedingungen der SED-Diktatur zu diskutieren. Die Frage nach

5 Hannah Arendt, Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, München und Zürich 1991.

„Opposition und Widerstand" kann auch nicht wirklich beantwortet werden, solange die Frage nach dem „System" außen vor bleibt, der Oppositionsbegriff also nicht strikt auf den Systembegriff *und* dessen spezifische historische Konkretion bezogen wird.

Dieses Problem tritt in verschiedenen Beiträgen des Bandes deutlich zutage (Eckert, Kowalczuk, Knabe, Engelmann, Braun), deren historische Klassifizierung von Opposition und Widerstand unter verschiedenen Aspekten an die (inzwischen schon fast zum Stereotyp gewordene) Unterscheidung zwischen der „antikommunistischen Fundamentalopposition" (oder „Systemopposition") der frühen DDR und der späteren „reformsozialistischen" anknüpft. Nicht nur daß spätestens seit den jüngsten Veröffentlichungen von Klein[6] und Kubina[7] die sogenannte Fundamentalopposition nicht mehr mit dem antikommunistischen Widerstand gleichgesetzt werden kann, weil nun der sozialistische, kommunistische und rätekommunistische „Fundamentalwiderstand" gegen die Aufrichtung der Ulbrichtdiktatur erstmals umfangreich dokumentiert ist. Auch und vor allem die Verwendung solcher Formulierungen wie „Fundamental"- oder „System"-Widerstand einerseits und „Reform"-Opposition andererseits erweisen sich als bloße Worthülsen, solange sie nicht unmittelbar inhaltlich auf den Begriff des „Systems" und seine historische Spezifik bezogen werden. So fällt nicht einmal auf, daß allein die Gleichsetzung von „System" und „Eigenstaatlichkeit der DDR" spätestens dort zum Problem wird, wo eine Opposition auftritt, die für eine „demokratische DDR", also für eine „eigenstaatliche Alternative" zum „System" streitet. Auch kann die Differenzierung dieser Opposition in verschiedene Strömungen kaum gelingen, die nicht auch nach ebensolchen Kriterien vorgenommen wird, wie „Reform", „Revolution" o. ä., statt ausschließlich nach ideologischen Kriterien wie „antikommunistisch" oder „reformsozialistisch". Die Differenzierung oppositioneller Strömungen, die entweder a) das System der Parteidiktatur reformieren, aber erhalten, b) die Parteidiktatur auf reformistische Weise überwinden oder c) sie auf revolutionäre Weise stürzen wollten, ist nun aber eine wesentliche Differenzierung oppositioneller Strömungen, die für den gesamten „Ostblock" relevant ist. Insofern erweist sich die ideologisch stark überlagerte Debatte gerade auch in Hinsicht auf das eigentliche Oppositionsthema als Blockade gegen die Aufnahme der in Osteuropa stets gängigen Debatten über verschiedene Strategien zur Veränderung oder Überwindung des „Systems".[8]

Es ist auch darauf zu verweisen, daß die nicht nur von Jander, sondern auch von seinen Kritikern auf der Tagung wie in der Literatur gleichsam konsensual unterstellte Homogenität der Opposition in den anderen „Ostblock"staaten im Sinne einer „osteuropäischen Menschenrechtskonzeption" nur ein Mythos ist. Für die in dieser Hinsicht vielberufene Charta '77 als Ganzes beispielsweise waren die Bürger- und Menschenrechte nicht etwa ein besonderes Konzept, sondern der kleinste gemeinsame Nenner

6 Thomas Klein, „Für die Einheit und Reinheit der Partei". Die innerparteilichen Kontrollorgane in der Ära Ulbricht, Köln, Weimar und Wien 2002.

7 Michael Kubina, Von Utopie, Widerstand und Kaltem Krieg. Das unzeitgemäße Leben des Berliner Rätekommunisten Alfred Weiland (1906–1978), Münster, Hamburg, Berlin und London 2001.

8 Vgl. zusammenfassend: Leonid Luks, Die Dissidentenbewegung in Osteuropa 1956–1989. Ein länderübergreifender Vergleich, Vortrag im Osteuropa-Zentrum Berlin vom 24. 8. 2002, History TV Berlin.

für ein ideologisch breites Bündnis,[9] das von oppositionellen Kommunisten des 1968 niedergeschlagenen KP-Reformflügels über Trotzkisten, Liberale bis zu Christen reichte. Außer Václav Havel, dem Vertreter der Konzeption der „unpolitischen Politik" eines „in der Wahrheit leben", saßen eben auch andere Sprecher der Charta, wie Jaroslav Šabata, Mitverfasser des Aktionsprogramms der KSČ vom März 1968 oder der Trotzkist Petr Uhl viele Jahre im Gefängnis. Deren Werke werden hierzulande allerdings kaum rezipiert, schon gar nicht von der Oppositionsforschung. Analoges gilt für die erste Solidarność von 1980/81.

Insofern ist zu wünschen, daß die sowohl von Herausgebern wie von mehreren Tagungsteilnehmern formulierte Mahnung zur Unterscheidung der politischen und ideologischen Kontexte von den methodisch-begrifflichen Diskussionen wie den Darstellungen historischer Ereignisse für die DDR-Oppositionsforschung künftig besser gelingen mag, als in dem vorliegenden Band. Hierfür dürfte insbesondere die Entwicklung eines politikwissenschaftlichen Instrumentariums wesentlich werden, das sich von den bisherigen Einseitigkeiten löst und eine hinreichend komplexe Wirklichkeit erfaßbar macht. Die notwendige und längst vorliegende Methodenvielfalt, die insbesondere aus den verschiedenen Ansätzen der Bewegungsforschung, aber auch aus anderen sozialwissenschaftlichen Richtungen gespeist wird, ist hierfür unabdingbar. Sie kann die Notwendigkeit der Weiterentwicklung der politikwissenschaftlichen Ansätze aber auch nicht ersetzen.

9 Um sich hiervon zu überzeugen, reicht ein Blick in das Gründungsdokument der Charta. Vgl. das Manifest der Charta, in: Menschenrechte. Ein Jahrbuch zu Osteuropa. Hrsg. von Jiří Pelikán und Manfred Wilke, Reinbek bei Hamburg 1977, S. 221–225.

## Neue Literatur

MITTAG, Jürgen: **Wilhelm Keil (1870–1968). Sozialdemokratischer Parlamentarier zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik. Eine politische Biographie** (= Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien. Hrsg. von der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 131). – Düsseldorf: Droste Verlag 2001. 650 S.

Das opulente Werk ist die gekürzte (!) und überarbeitete Fassung einer 1999 an der Universität zu Köln angenommenen Dissertation. Jürgen Mittag beklagt, daß Wilhelm Keil drei Jahrzehnte nach seinem Tode so gut wie vergessen sei, weshalb er sich den politischen Aspekten des 97 Jahre umfassenden Lebenswegs des umstrittenen Sozialdemokraten analytisch zuwendet.

Dies geschieht umfassend und gewinnt seinen Umfang nicht zuletzt durch das verdienstvolle Bestreben Jürgen Mittags, die Biographie als „längsschnittartige Betrachtung deutscher Geschichte aus biographischer Perspektive" und als vertikale Untersuchung zur deutschen Parteien- und Parlamentsgeschichte anzulegen. Keils gleichzeitige parlamentarische Wirksamkeit im Reichstag und im württembergischen Landtag fordert zugleich zu einer synchronen Betrachtung von gesamtstaatlicher und regionaler Geschichte heraus. Jürgen Mittag verfolgt in sechs Kapiteln und einem Epilog Keils Rolle in der Geschichte des deutschen Parlamentarismus, in der Entwicklung der sozialdemokratischen Partei, in der Wirksamkeit als Chefredakteur der „Schwäbischen Tagwacht", bei der Behandlung verschiedener Politikfelder, vornehmlich Verfassungs-, Finanz- und Steuerpolitik sowie Kontakte und Auseinandersetzungen mit prägenden Zeitgenossen. Dabei ist die Lebenskontroverse Wilhelm Keil – Kurt Schumacher als dominant herausgestellt.

Alles in allem entstand ein material- und themenreiches Buch zur Geschichte von vier deutschen Staaten, das den Rezensenten zwingt, seine Bemerkungen auf wenige ausgewählte Aspekte einzugrenzen.

Jürgen Mittag hat ein überaus umfangreiches Quellenmaterial aus Archiven sowie aus Keils journalistischem und oratorischem Œuvre erschlossen, eine Arbeit, für die bisherige Forschung bislang wenig bis nichts geleistet hatte. Von besonderem Reiz ist das kritische Hinterfragen der von Keil 1948 veröffentlichten „Erlebnisse eines Sozialdemokraten" und ihr Vergleich mit den viel umfangreicheren autobiographischen Aufzeichnungen und den Briefen Keils, die bisher unveröffentlicht sind.

Geprägt von Kindheit und Jugend in einer „kleinbürgerlichen Zwischenschicht des unteren Mittelstandes" (S. 35), entwickelt der junge Drechsler dank seiner gewerkschaftlichen Kontakte ein Gespür für soziale Probleme der Gesellschaft. Er findet Zugang zum Marxismus, freilich weniger über dessen theoretische Quellen als über popularisierende Literatur. Er entwickelt „brennenden Eifer und geradezu missionarischen Eifer" (S. 43) und sieht in der Arbeiterbewegung den Rahmen, beides auszuleben. Zunächst noch radikaler Agitator, wird er während des ersten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts zu einem Exponenten des gemäßigten Flügels der süddeutschen Sozialdemokratie, die unter den Bedingungen der kleinbürgerlich-patriarchalischen sozialökonomischen Verhältnisse der Region und der relativ liberalen politischen Bedingungen für die Arbeiterbewegung zwar reformerisch und radikaldemokratisch, aber in ihrer Mehrheit alles andere als revolutionär war. Keils Entfernung vom Parteizentrum wächst. Natürlich ist er einer der Wortführer der Budgetbewilligung und des Kaiserhochs, die beide nicht der Beschlußlage in der SPD entsprachen. In der Finanz- und Steuerpolitik verficht Keil zwar Grundsätze sozialer Gerechtigkeit, aber mit seinen Zentralkategorien Rentabilität und Konkurrenzfähigkeit in der Wirtschaftspolitik erweist er sich als früher Vertreter einer „sozialen Marktwirtschaft", die damals diesen Namen noch nicht trug.

Diesen Schluß zieht der Rezensent, nicht der Autor der Biographie. Jürgen Mittag geht nämlich a priori davon aus, daß Keil die eigentliche SPD repräsentierte, während die Radikalen der SPD ein anderes Gesicht geben wollten. In diesem Kontext fehlt zu häufig die Frage nach den Beweggründen für die eine oder andere Richtung. Es waren doch verschiedene Antworten auf die gleiche konkrete historische Situation mit ihren Konsequenzen für die Perspektiven der Arbeiterbewegung. Jürgen Mittag stellt dar, wie Keil in Gegensatz zu Karl Kautsky und August Bebel geriet und stellt fest, das Parteizentrum habe am „revolutionären Attentismus" festgehalten,

während die Reformisten auf dem Wege systemüberwindender Reformen den Sozialismus aufbauen wollten. Nachdem am Ende des 20. Jahrhunderts feststand, daß beide Richtungen ohne Zielerfolg geblieben waren, kann man m. E. von diesem Befund nicht abstrahieren, wenn die Entwicklung in der deutschen Arbeiterbewegung untersucht und beurteilt werden soll.

1914 ist Keil ein Burgfriedenspolitiker der ersten Stunde am rechten Rand der SPD. Er befürwortet den Krieg als Vehikel der Integration der Arbeiterbewegung in die „nationale Volksgemeinschaft". Die eingehende Darstellung des Parteikonflikts in Stuttgart/Württemberg zeigt anschaulich die Rigorosität, mit der sich Keil der Opposition entledigt, so daß es lange vor der Gründung der USPD in Württemberg zwei sozialdemokratische Parteien gibt. Als Parlamentarier ist er vor der Revolution 1918 einer der Fürsprecher und – was Württemberg betrifft – Architekt der einer Revolution gegensteuernden Parlamentarisierung. Als mit dem 9. November 1918 der „unglücklichste Tag" (S. 173) Keils heraufzieht, gehört er zu den eifrigsten Verfechtern eines „kontrollierten Systemwechsels" durch die MSPD im Einklang mit den bürgerlichen Mittelparteien. Keil – anders vermag es der Leser nicht zu deuten – war zwar Führungsperson der SPD, in seinen Zielen und seinem Handeln aber wohl doch eher ein Liberaldemokrat. Jürgen Mittag geht in der Bewertung der sozialdemokratischen Politik in der deutschen Revolution, die Kritik an der Nichtausschöpfung ihrer Möglichkeiten einschließt, hinter die inzwischen von der überwiegenden Mehrheit der Historiker bezogenen Positionen zurück, ja er stellt gar die Frage, ob nicht Keils Befürwortung einer parlamentarischen Monarchie mehr zur Stabilisierung der Weimarer Demokratie hätte beitragen können als die Republik (S. 178).

Das ausführliche Kapitel über die Weimarer Republik behandelt eingehend Keils Verfassungs- und Finanzpolitik als Reichstagsabgeordneter und Präsident der Württembergischen Landesversammlung. Keil wird zutreffend als ein Politiker in der SPD charakterisiert, für den nicht das sozialdemokratische Programm, sondern die Kooperation der Parteien das wichtigste war, ein allgemeiner demokratischer Grundkonsens, in dessen Rahmen sich die SPD als staatstragende Partei unter allen Umständen dauerhaft etablieren konnte. Jürgen Mittag schreibt über Keil: „Nur wenige Sozialdemokraten dürften so wenig Wert auf sozialdemokratischen ‚Stallgeruch' gelegt [...] haben [...]" (S. 250).

Von besonderem Interesse sind die Darlegungen über Keils Vorreiterrolle zur Umgestaltung der SPD aus einer auf die Arbeiterschaft orientierten Partei zu einer Volkspartei, die ihr Wählerpotential bis in die bürgerliche Mitte suchen sollte. Eine deutliche Affinität zur Idee einer „Volksgemeinschaft" und eine strikte „nationale" Orientierung gegen das Odium der Vaterlandslosigkeit waren seine Antriebe. Jürgen Mittag lobt das „moderne, funktionsäquivalente Verständnis von parlamentarischer Demokratie" (S. 264), das Keils Lieblingsvokabel „taktische Elastizität" erklärt. Diese Elastizität ermöglichte Keil, auch noch Papens autoritäres Rechtsregime selbst nach dessen „Preußenschlag" zu tolerieren.

Überfordert ist Jürgen Mittag mit seinem Versuch, Wilhelm Keil als entschiedenen Antifaschisten zu charakterisieren sowie zu erklären, warum dieser keinerlei Widerstand leistete und gerade dies der Beweis für seine unwandelbare Treue zu demokratischen Prinzipien gewesen sei. Für Keil, erfahren wir, waren Entscheidungen auf außerparlamentarischer Ebene keine denkbare Alternativstrategie, zumal sein prinzipieller Antikommunismus dies niemals zulassen konnte. Keil habe auf dem Boden des „defensiven Legalismus" gestanden. Darf man das unbesehen glauben, z. B. angesichts der mitgeteilten Gedankenspiele zur Restauration der bayerischen Monarchie 1932/33? Darf man für einen erfahrenen Vollblutpolitiker wie Keil wirklich annehmen, er habe 1933 nicht überschauen können, daß mit der Naziherrschaft auch jeder Rest von Rechtsstaatlichkeit ausgelöscht würde? Kannte er die Programmatik der Hitlerpartei nicht? Warum verhielt er sich so extrem anders als die meisten anderen hohen Funktionsträger der Sozialdemokratie? Warum blieb er hinter dem Mannesmut von Otto Wels zurück, als es im württembergischen Landtag um das landespolitische Ermächtigungsgesetz ging? Warum enthält Keils die Stimmenthaltung begründende Erklärung keine ausdrückliche Ablehnung des sich bereits terroristisch austobenden Unrechtsstaates, sondern bekundet Bereitschaft zur sachlichen Mitarbeit und spricht von einer in Gang befindlichen revolutionären Umwälzung? Warum veranlaßt Keil den SPD-Landesvorstand zum Ämterverzicht mit einer Erklärung, die den Mandatsträgern der SPD empfiehlt, ihre Tätigkeit in einem Sinne auszuüben, der weder „Zweifel an ihrer *nationalen Gesinnung*" noch an dem politischen Willen zulasse, die „politische *Neubildung Deutschlands nach den Plänen der nationalen Revolution*" zu unterstützen (S. 366)? Jürgen

Mittag fragt hier nicht in die Tiefe. Könnte es denn nicht sein, daß ein so wenig der klassischen SPD verhafteter Mann wie Keil punktuell Sympathien für die „nationale Bewegung" empfunden hat? Spricht dafür nicht seine zeitweilige Erwägung, eine neue, betont national ausgerichtete Arbeiterpartei zu formieren? Will er nicht nun, nachdem er Hitlers Vorgänger toleriert hatte, von diesem toleriert werden? Ist ihm nicht die Aufnahme der parlamentarischen Positionen der SPD in die „Volksgemeinschaft" wichtiger als die Existenz der SPD als Partei? Von all dem ist freilich die Rede. Jürgen Mittag läßt den Leser nicht im unklaren über das antifaschistische Verhalten vieler anderer Sozialdemokraten. Aber er sieht den Unterschied zwischen diesen und Keil nur darin, daß dieser von den zwei Strategien, die entschiedenen Gegnern des Nationalsozialismus zu Gebote gestanden hätte, jene wählte, die auf eine pragmatische Politik hinauslief, für eine nationale Ausrichtung der SPD mobilisieren wollte, um dadurch einen Restbestand parlamentarischer Demokratie zu retten, während die andere Antwort darin bestand, die Nationalsozialisten nachhaltig zu bekämpfen und bedingungslos Opposition zu üben. Da für Keil Selbstmord und Emigration nicht denkbar waren, sei für ihn nur die Möglichkeit verblieben, den Status des loyalen Staatsbürgers einzunehmen. So wurde er die „äußerst ungewöhnliche Ausnahme" (S. 390) unter den führenden Köpfen der Sozialdemokratie, unbehelligt von Schikanen und Verfolgung, denen zeitgleich die meisten seiner früheren Mitstreiter zum Opfer fielen.

Jürgen Mittag führt manche Überlegungen zu den Ursachen an: Keils Ansehen bei einigen der neuen Machthaber, die Nähe seines Sohnes zum Nationalsozialismus, seine antisemitischen Ressentiments u. a., aber sein Bild von Wilhelm Keil zwischen 1933 und 1945 bleibt ambivalent, ja diffus. Vorsichtige historische Kritik wechselt mit Versuchen, das Verhalten Keils als akzeptabel oder verständlich zu erklären. So wird z. B. auf sein hohes Alter verwiesen, Keil war 1933 63 Jahre alt, und dabei übersehen, daß er später als 75jähriger erneut hohe Ämter zu bekleiden imstande war. Jürgen Mittag findet eine mystisch anmutenden Formel: „Es entbehrt nicht einer gewissen Tragik, dass Keil gerade in der Situation von seinen bemerkenswertesten politischen Fähigkeiten verlassen wurde, als es um den existentiellen Erhalt der Demokratie ging" (S. 387). Dies aber ist keine Antwort auf die Frage, warum den höchst ehrgeizigen Demokraten 1933 der Mut verließ, den erklärten Feinden jeder Demokratie die Stirn zu bieten, wie er es mit seinen innerparteilichen Gegnern immer gehalten hatte.

Die Verschwörer des 20. Juli 1944 suchten keinen Kontakt zu ihm. Erst 1945 unter der Ägide der amerikanischen Besatzungsmacht erlebt Keil sein politisches Comeback, das ihn zwar erneut auf den Präsidentenstuhl eines Landesparlaments führt und zu einem der Väter des Bundeslandes Baden-Württemberg werden läßt, das aber überschattet ist von der „schwebenden Angelegenheit" (S. 451 ff.), eben den Ungereimtheiten seiner Haltung 1933 und seiner völlig ausbleibenden Selbstkritik.

Ist Keil vielleicht deshalb so bald nach seinem Tode in Vergessenheit geraten? Gerhard Schröder nennt ihn in seiner Rede „140 Jahre SPD" am 23. Mai 2003 nicht unter jenen Sozialdemokraten, denen er namentlich die Ehre erweist, obwohl Keil doch sehr lange vor Godesberg einen prinzipiellen Charakterwandel der Sozialdemokratie zur Volkspartei präferierte, einer Partei, die, wie Gerhard Schröder hervorhob, das Ziel der „Teilhabe" als grundlegende politische Orientierung ansieht.

So gesehen ist es ein unbestreitbares Verdienst Jürgen Mittags, mit seiner umfassenden Keil-Biographie an einen der Väter der heutigen SPD nachdrücklich erinnert und weitere Forschungen angestoßen zu haben.

*Gerhard Engel*

KUBINA, Michael: **Von Utopie, Widerstand und Kaltem Krieg. Das unzeitgemäße Leben des Berliner Rätekommunisten Alfred Weiland (1906–1978)** (= Diktatur und Widerstand. Hrsg. von Manfred Wilke, Bd. 1). – Münster, Hamburg, Berlin und London: Lit Verlag 2001. XX, 552 S.

Am 11. November 1950 verschleppte die sowjetische Staatssicherheit den Berliner Rätekommunisten Alfred Weiland aus Westberlin in den sowjetischen Sektor der Stadt. Anschließend wurde Weiland in den Gefängnissen der Sowjets in Berlin gefoltert, um eine „Selbstkritik" des Linksabweichlers und sein Eingeständnis zu erzwingen, Agent westlicher Mächte zu sein. Schließlich wurde er im Sommer 1951 zu 15 Jahren Zuchthaus wegen „Boykotthetze gegen demokratische Einrichtungen und Organisationen" und Unterstützung westlicher Geheimdienste verurteilt und mußte seine Haftzeit bis 1958 in verschiedenen

Gefängnissen der DDR absitzen, bevor er wieder nach Westberlin zurückkehren konnte. Diese Ereignisse stehen im Mittelpunkt von Michael Kubinas großartiger biographischer Darstellung über das „unzeitgemäße Leben des Berliner Rätekommunisten Alfred Weiland", die in der Reihe „Diktatur und Widerstand" des Forschungsverbundes SED-Staat an der Freien Universität Berlin erschienen ist. Aber auch schon vor seiner Verschleppung nach Ostberlin führte Alfred Weiland ein außergewöhnliches Leben, das von Kubina in vier Abschnitte gegliedert wird: Weilands Leben vor 1945, sein Leben bis zu seiner Verschleppung, Entführung und Haftzeit und seine Aktivitäten im Westteil Berlins nach seiner Freilassung bis zu seinem Tode.

Alfred Weiland wurde am 7. August 1906 als Sohn eines Zimmerers in Berlin geboren. Sein Vater fiel im Krieg. Nach dem Krieg beendete er die Volksschule, nahm eine Schlosserlehre auf und arbeitete später als Telegrafenarbeiter. In den Anfangsjahren der Weimarer Republik stößt er etwas orientierungslos, wie er selbst für diese Zeit rückblickend eingestand, auch zu verschiedenen Gruppen des linken Flügels der Arbeiterjugendbewegung. Möglicherweise verschlug es den damals 19jährigen auch für einige Monate in die NSDAP. Er selbst hat dies immer vehement bestritten, dennoch existiert bis heute eine auf seinen Namen laufende, allerdings nicht unterschriebene Mitgliedskarte im Berlin Document Center. Weilands nachhaltige Politisierung begann jedoch erst 1925/26 mit seinem Eintritt in die linkskommunistische Kommunistische Arbeiterpartei Deutschlands (KAPD) und die Allgemeine Arbeiter-Union (AAU). In diesen Jahren waren beide Organisationen nur noch ein Schatten ihrer Blütezeit (1920–1922), in denen sie auf relevante Teile der unmittelbar revolutionären und auf das Rätesystem bezogenen Arbeiter Einfluß hatten, und vegetieren vor allem als linke und spontaneistische, d.h. immer auf die Selbstorganisierung der Arbeiterklasse bezogene Kritiker der stalinisierten und ganz nach der sowjetischen Außenpolitik ausgerichteten KPD dahin. Es waren jedoch nicht nur die autoritären, im linkskommunistischen Verständnis staatskapitalistischen Verhältnisse in der Sowjetunion, die jenen Strang der kommunistischen Bewegung vom „offiziellen Kommunismus" schieden, sondern auch die Ablehnung aller affirmativ auf den bürgerlichen Staat bezogenen Politikmodelle. So bildeten vor allem die Abwendung von Gewerkschafts- und Parlamentsarbeit durch die Linkskommunisten prinzipielle Unterschiede zu den anderen Organisationen der Arbeiterbewegung.

Weiland, der sich autodidaktisch und durch die Teilnahme an verschiedenen Bildungseinrichtungen ein geradezu erstaunliches Maß an allgemeiner und speziell marxistischer Bildung aneignete, übernahm schnell Funktionen in beiden Organisationen und war auch persönlich an den Sammlungsversuchen beteiligt, die zu Beginn der dreißiger Jahre das erodierte und versprengte linkskommunistische Lager in der Kommunistischen Arbeiter-Union (KAU) zu reintegrieren versuchten. Der Machtantritt der Nationalsozialisten bereitete diesen Versuchen ein jähes Ende. Weiland selbst gab mit Genossen aber weiter illegales Material der KAU heraus, wurde im November 1933 verhaftet und für einige Monate in die Konzentrationslager Sachsenburg und Hohnstein in der Sächsischen Schweiz in „Schutzhaft" genommen. Wieder in Freiheit, kontaktierte er trotz angeordneter Polizeiaufsicht sofort seine KAU-Genossen und verteilte zusammen mit ihnen unter verschiedenen Namen Flugschriften gegen den Nationalsozialismus. In den ersten Jahren der nationalsozialistischen Diktatur entstand auch das einzige auf Weiland rückführbare Dokument der linken Kommunisten zur Analyse des Faschismus. Darin faßte Weiland den Faschismus als „das typische Diktatur-System in jenem Endstadium der bürgerlichen Gesellschaft, wo deren eigenes Entwicklungsgesetz den privatwirtschaftlichen Rahmen sprengt und staatskapitalistische Prinzipien zur allgemeinen Richtschnur werden" (zit. nach: S. 138), und der nur durch die Klassenaktion eines auf Rätemacht zu orientierenden Proletariats zu schlagen sei. Dies stellte nicht nur einen Rückgriff auf die für den Linkskommunismus jener Zeit so konstitutive Theorie der „Todeskrise" des Kapitalismus dar, die durch die zu Beginn der dreißiger Jahre erschienene Arbeit Henrik Grossmanns eine zusätzliche Bestätigung erhalten zu haben schien, sondern beinhaltete schon eine Vorwegnahme der Totalitarismustheorie, da auch analog in der Politik der Sowjetunion eben jener staatskapitalistische und damit autoritäre Kurs erblickt wurde.

Waren die ersten Jahre der Diktatur noch primär durch Widerstandsarbeit geprägt, so setzte bei Weiland ab 1936, auch durch die immer stärkere Konsolidierung der NS-Herrschaft bedingt, eine Phase der beruflichen Weiterbildung zum Konstrukteur ein, in die auch seine Heirat mit Anne-Sophie fiel. Erst mit den ersten Niederlagen der Wehrmacht im Osten intensivierte er

sein Engagement wieder. Leider hat Kubina, erschwert auch durch die nachwirkende Konspiration Weilands, hier wenig Licht ins Dunkel bringen können. Mit Sicherheit kann aber gesagt werden, daß Weiland nicht nur im KAU-Spektrum wirkte, sondern auch Kontakte zur Saefkow-Gruppe und sogar kurz zum Kreis um Carl Goerdeler hatte. Im Zentrum seiner Widerstandsarbeit stand aber der Versuch, immer wieder die Arbeiter zur sozialen Revolution aufzufordern, die für ihn die einzige Perspektive einer Niederringung des Nationalsozialismuses darstellte. Im September 1944 zur Wehrmacht eingezogen, versuchte er auch dort nicht ohne Erfolg, solche Inhalte zu vermitteln und desertierte schließlich kurz vor Ende des Krieges.

Hier beginnt der Hauptteil von Kubinas Arbeit. Während Weilands Leben bis 1945 eher skizziert wurde, hat der Autor für die Nachkriegszeit den Lebenslauf Weilands und die politischen Aktivitäten des Spektrums, in dem er sich bewegte, akribisch nachgezeichnet. Die Aktivitäten Weilands und der antisowjetischen marxistischen Strömung werden hier so facettenreich dargestellt, daß schon eine reine Aufzählung den Rahmen sprengen würde. Die Tradition des Linkskommunismus war nunmehr endgültig an den Rand gedrängt. Die wenigen verbliebenen Anhänger versuchten nun, hin- und hergerissen zwischen den neu entstehenden Fronten des Kalten Krieges und geprägt durch die Zusammenarbeit mit stalinistischen aber auch bürgerlichen Kräften gegen den Nationalsozialismus, sozialrevolutionäre Vorstellungen zu entwickeln und zu verbreiten. Viele wurden zunächst Mitglied in der KPD und engagierten sich daneben noch in den verschiedenen Diskussionszirkeln ehemaliger Linkskommunisten, Trotzkisten und anderer „Abweichler" der Arbeiterbewegung. Welch signifikante Rolle Weiland dabei spielte, wird dadurch markant, daß die gemeinsamen Koordinierungstreffen der verschiedenen linken Diskussionszusammenhänge in seiner Wohnung stattfanden.

1947 begannen die überwiegend aus KAPD und KAU stammenden linkskommunistischen Kräfte mit dem Aufbau einer eigenen politischen Struktur. Ergebnis war die „Gruppe Internationaler Sozialisten" (GIS) und ihre Zeitschrift „Neues Beginnen" (NB), deren Stamm etwa 150 bis 300 Genossen in Berlin umfaßt haben dürfte. Die GIS lehnte sich stark an das Organisationskonzept der Roten Kämpfer an, d. h., sie unternahm nicht den Versuch des Aufbaus einer eigenen Partei, sondern versuchte mit Hilfe gut geschulter Genossen in verschiedenen anderen Organisationen, im Falle der GIS kamen noch die Volkshochschulen hinzu, ihre Auffassungen zu verbreiten. Die GIS, in deren engstem Führungskreis Weiland agierte, wandte sich gleichermaßen gegen alle imperialistischen Mächte, unter die sie auch die Sowjetunion subsumierte, erwartete aber vor allem einen baldigen Abzug der Besatzungsmächte. Die Analysen in ihrer Zeitschrift zeichneten sich einerseits durch ein hohes analytisches Niveau aus, wenn auch viele sich im nachhinein als falsch erweisen sollten, und andererseits durch den Versuch, die auf Selbstorganisation der Arbeiterklasse orientierenden linkskommunistischen Sichtweisen aufzugreifen und zu propagieren.

Wie schwierig ein derartiges Engagement zu diesen Zeiten und insbesondere in Berlin war, deutete sich einerseits durch die Unterwanderung und bewußte Tarngründungen seitens der verschiedenen Geheimdienste und dem daraus resultierenden ständigen Mißtrauen aller gegen alle an; andererseits war aber auch der Zwang, sich zwischen den verschiedenen Besatzungsmächten konkret entscheiden zu müssen, und sei es auch nur zur Organisierung des eigenen Lebens, verheerend für das nicht prosowjetisch eingestellte linke Lager. Sichtbar wird dieses Problem in Weilands Beziehung zu Karl Schröder. Schröder, Linkskommunist der ersten Stunde, einer der führenden Köpfe der KAPD, später verantwortlich für die Abspaltung der sogenannten Essener Richtung, federführend bei den Roten Kämpfern und nach dem Krieg in der GIS aktiv, fühlte sich eher zu den Sowjets hingezogen und dokumentierte dies mit seinem Eintritt in die SED auf dem Höhepunkt der Blockade Berlins. „Für Weiland dagegen hatte der konkrete Kampf gegen den Bolschewismus in Deutschland inzwischen eindeutige Priorität" (S. 360). So war das Auseinanderbrechen der GIS vorprogrammiert. An ihre Stelle trat nun für Weiland das Projekt Sozialwissenschaftliche Vereinigung (SWV), weniger politische Gruppe als vielmehr der Versuch, ein intellektuelles Zentrum für seine Ansichten zu schaffen. So stießen zur SWV und der weiterhin verbreiteten und stetig erweiterten NB zunehmend Intellektuelle.

So wie Schröder sich den Sowjets zunehmend annäherte, so ließ Weilands merklich rigider werdender Antibolschewismus auch Kontakte zum amerikanischen Geheimdienst als denkbar erscheinen, die zu Beginn des Jahres 1950 auch entstanden und die Weiland Agitationsreisen nach Westdeutschland finanziell ermöglichten. Auch

die Kontaktaufnahme zu Organisationen wie der Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit (KgU) und dem Ostbüro der SPD, die mit Weilands sonstigen politischen Auffassungen kaum irgendwie in Konformität zu bringen sind, erklären sich aus seiner immer stärkeren antisowjetischen Motivation heraus. So nimmt es nicht wunder, daß Weiland zunehmend ins Visier der DDR- und sowjetischen Geheimdienste geriet. Kubina schildert hier sehr detailgenau nicht nur Weilands Schicksal, sondern auch das Wirken der östlichen Geheimdienste und den Aufbau der repressiven Strukturen in der DDR. Darüber hinaus dokumentiert Kubina ähnliche Fälle, die belegen, daß die Entführung Weilands nicht ein isolierter Einzelfall war.

Das letzte Kapitel in Kubinas Buch behandelt das Leben Weilands nach seiner Entlassung 1958 bis zu seinem Tode im Jahre 1978. Es kann kaum verwundern, daß sich seine antibolschewistische Motivation durch die Entführung und den anschließenden Aufenthalt in DDR-Gefängnissen nicht abgeschwächt hatte. Im Gegenteil. Sein Antibolschewismus nahm exzessive Züge an. Die letzten beiden Jahrzehnte standen insofern ganz im Zeichen des Engagements gegen die Moskauer und Ostberliner Politik sowie des Kampfes um die Anerkennung als politischer Häftling in der DDR. Dies trieb Weiland neben dem Beitritt zur Vereinigung Politischer Häftlinge (VPH) auch in die einst verfemten traditionellen reformistischen Organisationen der Arbeiterbewegung – Sozialdemokratie und Gewerkschaft. Besonders interessant aber aus dieser Zeit ist sein Verhältnis zur Wiederentdeckung des Rätekommunismus durch Teile der sogenannten 68er, die er wütend bekämpfte und 1972 zur Gründung des Demokratischen Zentrums als Antipode der verschiedenen linken Strukturen führte. Motiv für diese harsche Abgrenzung ist ähnlich wie bei dem Konflikt mit Schröder wieder die aus Weilands Sicht gegenüber dem Bolschewismus ungenügende prowestliche Positionierung – oder in seinen eigenen Worten: „Ob die jetzige Bundesrepublik schlecht oder gut sei, wäre eine sekundäre Frage. Für mich stände die Frage im Vordergrund nach der politischen Freiheit. Die hätten wir im Gegensatz zum Osten" (zit. nach: S. 473).

Kubinas Biographie eröffnet ein bisher kaum beachtetes Forschungsfeld. Die Repression seitens der DDR gegenüber linken Dissidenten mag rein quantitativ wenig relevant erscheinen, erhält aber gerade vor dem Hintergrund der gemeinsamen Geschichte eine besondere Bedeutung. Besonders deutlich wird dies nicht nur bezüglich der Biographie Alfred Weilands, sondern noch stärker an der des KAPD-Verantwortlichen für den 1921 mit der KPD gemeinsam geplanten „Mitteldeutschen Aufstandes", Franz Peter Utzelmann. Dessen Leben deutet die ganze Tragik der linken Kommunisten an, die durch die DDR nicht nur an kein Ende kam, sondern sich explizit fortsetzte. So schreibt Utzelmann über sein politisches Leben: „Ich habe 30 Jahre meines Lebens als ‚Jacobiner' gelebt – und 12 davon in preußischen Zuchthäusern – bei Wilhelm, bei Fritz [Ebert], bei Adolf und bei den Russen [gemeint ist die DDR] – heute bin ich 70 Jahre und was weiß ich, wie es in Deutschland in 1–2 Jahren aussehen wird???" (zit. nach: S. 53).

Nichtsdestoweniger merkt man Kubinas Arbeit doch häufig an, daß das Interesse weniger der Person Weilands und dem Spektrum, das er repräsentierte, gilt, sondern eher politisch intendiert ist. So wird die Kritik an der kapitalistischen Vergesellschaftung seitens der linken Kommunisten kaum dargestellt, sondern lediglich das Streben nach einem „freiheitlichen Sozialismus" geschildert. Die Gegner Weilands in seinem eigenen Lager, wie etwa Schröder oder auch Paul Mattick, kommen so auch nur am Rande vor, und ihre gegen eine Versöhnung mit dem privatkapitalistischen Westen gerichteten Argumente werden gar nicht oder aber rein phrasenhaft dargestellt. So können auch die Veränderungen des Denkens des ehemaligen Linkskommunisten hin zum demokratischen Sozialisten, die ihn auch wieder in die vormals noch schärfstens kritisierten reformistischen Organisationen der Arbeiterbewegung führten, kaum nachgezeichnet werden. Doch trotz dieses marginalen Defizits ist Kubinas Arbeit nicht nur als Biographie, sondern auch im Hinblick auf das obengenannte Forschungsfeld sowie die Nachkriegsgeschichte des Berliner kommunistischen Linksradikalismus vor allem wegen der immensen Details als Meilenstein zu betrachten.

*Axel Berger*

Seit sich in den Debatten der vom Deutschen Bundestages eingesetzten Enquetekommissionen zur Aufarbeitung der SED-Diktatur Vertreter der DDR-Bürgerbewegung von 1989 und des Widerstandes gegen die SED vor dem Mauerbau begegnet sind, hat sich in der Forschung zur SBZ/DDR-Opposition weitgehend der Standpunkt durchgesetzt, daß die frühe Opposition

gegen die Aufrichtung der SED-Diktatur wegen ihrer grundsätzlichen Ablehnung der DDR „fundamentaler" war als jene spätere der siebziger und achtziger Jahre. Der antikommunistische Charakter der frühen Opposition gilt dabei geradezu als ein Axiom. Bisherige Darstellungen dieser Opposition thematisieren vor allem den Widerstand von Sozialdemokraten oder den bürgerlicher Kräfte gegen die Gleichschaltung von LDPD und CDU in den vierziger Jahren sowie den Jugendwiderstand etwa der Werdauer Oberschüler oder des Eisenberger Kreises in den fünfziger Jahren. Eine schon lange vorliegende Memoirenliteratur und verschiedene in den letzten Jahren publizierte Aufsätze von Thomas Klein, die beide die Existenz linker, gegen die Errichtung der stalinistischen Diktatur opponierender Gruppen in der SBZ bezeugen, hat der Mainstream der Oppositionsforschung dagegen kaum zur Kenntnis genommen.

Seit einiger Zeit dürfte die vorherrschende Einseitigkeit der Wahrnehmung jedoch kaum mehr aufrecht zu erhalten sein – dank zweier Bücher, die einander ergänzen und so das Gesamtbild des frühen Widerstandes drastisch verändern. Zum einen handelt es sich um das Buch von Thomas Klein über die innerparteilichen Kontrollorgane der SED in der Ära Ulbricht,[1] zum anderen um die hier vorzustellende Arbeit von Michael Kubina über das Leben des Rätekommunisten Alfred Weiland. Während Klein auf Grund der Akten der Zentralen Parteikontrollkommission der SED (ZPKK) aus den Jahren bis 1971 gleichsam eine Herrschafts- und Unterdrückungsgeschichte rekonstruiert, hat Kubina eine biographisch zentrierte Widerstandsgeschichte vorgelegt, in der den Jahren zwischen 1945 und 1950 zentrale Bedeutung zukommt.

Alfred Weiland gehörte zu jenem freiheitlich-sozialistischen Flügel der linksradikalen Arbeiterbewegung, der sich nach dem Ersten Weltkrieg im Rätekommunismus antiautoritär jedem Führerprinzip verweigerte und, im Gegensatz zu den Parteikommunisten, die basisdemokratische Selbstorganisation der Arbeiter ins Zentrum seiner Politik zu rücken versuchte. Hierdurch geriet er sehr schnell nicht nur in Opposition zur bürokratisierten SPD, sondern auch zum Bolschewismus. Sowjetrußland erschien spätestens seit Kronstadt nicht mehr als revolutionäre Hoffnung, sondern als neuer staatskapitalistischer und – seit Stalins großem Terror – totalitärer Ausbeuterstaat, dessen außenpolitisches Werkzeug die KPD wurde.

Weiland, der seit dem Ende der zwanziger Jahre in der rätekommunistischen Bewegung aktiv gewesen war und während des Nationalsozialismus an entscheidender Stelle den Widerstand organisiert hatte, machte gleich 1945 in Berlin den Versuch der Sammlung aller nichtstalinistischen Sozialisten und Kommunisten. Es bildete sich eine sozialistische Arbeitsgemeinschaft, die maßgeblich von Rätekommunisten und Trotzkisten getragen wurde, zu der aber auch Mitglieder der KPD(O), der SAPD sowie der KPD und später der SED gehörten. Die Mitglieder wirkten in allen „lizensierten", also zugelassenen Arbeiterparteien mit – ohne ihre anfangs noch relativ offene eigene politische und organisatorische Arbeit aufzugeben. Zwar zogen sich die Trotzkisten aus der Gruppe bald tiefer in die Illegalität zurück, da sie sich einerseits mit dem übrigen Teil der Gruppierung in der theoretischen Einschätzung der Sowjetunion nicht einigen konnten, vor allem andererseits aber, weil sie für ein legales Handeln unter dem Besatzungsregime und insbesondere in der SBZ keine Möglichkeit sahen. Aber man blieb in Kontakt. Weiland, der anfangs Hoffnungen auf eine Zusammenarbeit mit den Sowjets hatte, sah sich binnen kurzem getäuscht und bildete die nunmehr streng illegal arbeitende Gruppe Internationaler Sozialisten (GIS), die die Zeitschrift „Neues Beginnen" herausgab. Es gelang, ein illegales Netz von Gruppen aufzubauen, das seine Schwerpunkte in Berlin, wo mehrere Stadtbezirksgruppen existierten, sowie in Sachsen und Sachsen/Anhalt hatte, wo die Gruppe in Städten wie Leipzig, Dresden/Pirna, Halle u.a vertreten war. Doch auch in andere Regionen der SBZ gab es Verbindungen, ebenso zu linkssozialistischen Gruppen in Westdeutschland. In Berlin konnten einige Volkshochschulen als „Schulungszentren" genutzt werden. 1947/48 unternahm man den Versuch einer Sammlung aller unabhängigen Linken in der SBZ, so daß die Zusammenarbeit u. a. mit den Trotzkisten, die über ein eigenes Gruppennetz verfügten, wieder aktiviert wurde.

Ende der vierziger Jahre wurde für Weiland die Sowjetunion immer mehr zum Hauptgegner, was zur Trennung von alten politischen Freunden führte. 1950 begann er, eng mit der amerikanischen Besatzungsmacht zusammenzuarbeiten, die seine Bestrebungen zur Sammlung linkssozialistischer Kräfte unterstützte, soweit sie sich in ein antisowjetisches Bündnis einreihen ließen. Er konzentrierte sich nun darauf, ein „antisowjetisches Zentrum der Linken" zu schaffen. Diese

Vorgänge, die schon in den fünfziger Jahren zu dem Vorwurf geführt hatten, Weiland sei ein „Ami-Agent" geworden, hat Kubina so detailliert dargestellt, daß sich jede und jeder in dieser Angelegenheit ein hinreichend gesichertes eigenes Bild machen kann (S. 370–382). Auch mit der Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit arbeitete Weiland jetzt zusammen, obgleich er sie noch ein dreiviertel Jahr zuvor als „Hort von Nazis" bekämpft hatte (S. 387).

Im November 1950 wurde Weiland auf offener Straße überfallen, in den Ostsektor entführt und dabei schwer mißhandelt. Auch in der Untersuchungshaft wurde er gefoltert. 1952 zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt, wurde seine Strafe später auf acht Jahre reduziert. 1958 entlassen, trat er in die SPD ein und engagierte sich stark in einer Häftlingsorganisation. Brandts Ostpolitik lehnte er als Preisgabe des Westens an die Sowjetunion ab. Als die APO wieder an rätekommunistische Ideen anknüpft, fand er keinen Zugang zu ihr, weil er durch sie die westliche Freiheit gefährdet sah. 1978 starb er vereinsamt, auch wenn er bis zuletzt in brieflichem Kontakt zu alten Kampfgefährten stand.

Kubina, der zwar mit seinem Helden, aber nicht mit dessen Rätekommunismus sympathisiert, hat ein wichtiges Buch geschrieben. Strikt biographisch orientiert, führt er uns ein politisches Netzwerk der unabhängigen und freiheitlichen Sozialisten nach dem Zweiten Weltkrieg vor Augen, das nicht nur eine entscheidende Rolle im antistalinistischen Widerstand spielte, sondern überhaupt als erste Widerstandsorganisation in das Visier von Parteiabwehr und NKWD geriet (S. 164 ff., 226 f.). Um die politischen Handlungsräume Weilands darzustellen, rekonstruiert er ausführlich die komplizierte Gemengelage linker Kräfte nach 1945, in der weder SPD noch SED jene stabilen politischen Einheiten sein konnten, als die sie später erschienen. Insbesondere die akribische Rekonstruktion des Mißlingens der Bildung einer linken Partei jenseits von SPD und SED – der FKPD wie der USPD – gehört zu den Leistungen dieses Buches (S. 299–355). Überdeutlich vorgeführt wird, wie die Interessen und (meist geheimdienstlich gesteuerten) Instrumente der Besatzungsmächte eine unabhängige sozialistische Linke scheitern ließen. Es ist überhaupt eine große Leistung Kubinas, daß er das Arsenal der geheimdienstlichen Aktivitäten in die politischen Formierungsprozesse, wo immer möglich, einbezieht. So entsteht ein höchst lebendiges Bild der politischen Formierungsprozesse im beginnenden Kalten Krieg der Besatzungsmächte, unter deren Fittichen die Gesellschaften in Ost und West zugerichtet wurden.

Kubina ist ein großer Wurf gelungen. Die von ihm – ebenso von Manfred Wilke im Vorwort – kritisierte Einseitigkeit der bisherigen Forschung zur frühen Opposition, die den linkssozialistischen und oppositionell-kommunistischen Widerstand ausblendete, ist nunmehr für einen wichtigen Teil korrigiert.

*1 Siehe die Besprechung von Bernd Florath, in. IWK, Jg. 39 (2003), H. 1, S. 104–107.*

*Bernd Gehrke*

SCHNEIDER, Heinz-Jürgen, Erika SCHWARZ und Josef SCHWARZ: **Die Rechtsanwälte der Roten Hilfe Deutschlands. Politische Strafverteidiger in der Weimarer Republik. Geschichte und Biographien.** – Bonn: Pahl-Rugenstein-Verlag 2002. 364 S.

Das hier anzuzeigende Werk ist in doppelter Hinsicht von besonderem Interesse. Es ist einerseits das Ergebnis intensiver biographischer Recherchen über Juristen und Rechtsanwälte, welche für die Rechtshilfeorganisation der Roten Hilfe Deutschlands (RHD) ehrenamtlich und beruflich tätig waren. Andererseits wird zugleich ein ausgezeichneter Überblick über die Schwerpunkte der Arbeit dieser wichtigen und zahlenmäßig bedeutsamen Organisation der Weimarer Zeit auf seiten der Linken geboten.

Bei den Biographien der Juristen, die vor allem bei der KPD, aber auch der SPD und anderen Organisationen gegen die rechtslastige Justiz der Weimarer Republik kämpften, ragen bekannte Persönlichkeiten hervor. Über sie gibt es vereinzelt schon gute biographische Darstellungen, etwa zu Wolfgang Abendroth, Max Alsberg, Alfred Apfel, Ludwig Bendix, Felix Halle, Wolfgang Heine, Max Hirschberg, Paul Levi, Hans Litten, Philipp Löwenfeld, Rudolf Olden, Kurt Rosenfeld und Hugo Sinzheimer. Über die vielen anderen aus der „zweiten Reihe", deren Schicksale seit 1933, wenn es denn gut ging, in die rettende Emigration führten, wird der Leser wichtige biographische Informationen in Kurzfassung finden. Es bleibt zu hoffen, daß diese exzellente biographische Sammel- und Forschungstätigkeit auch auf lokalen und regionalgeschichtlichen Ebenen fortgesetzt werden möge.

Die Rote Hilfe Deutschland war eine Schutz- und Solidaritätsorganisation, die, bereits 1921 entstanden, sich seit 1924 etablierte. Sie hatte ihre Schwerpunkte in den Großstädten, in denen die KPD besonders wirksam war. Die in Orts- und Betriebsgruppen gegliederte Organisation zählte Ende 1931 mehr als 300000, 1932 sogar rund 530000 Mitglieder. Sie gewährte nicht nur Rechtsschutz, sondern auch Hilfe für Gefangene, deren Angehörigen und unterstützte die Prozeßführung vor allem auch politisch. In den großen Prozessen der Weimarer Zeit war die Rote Hilfe als Unterstützungsorganisation unentbehrlich. Wie politische und juristische Arbeit zusammenwirkten, wird, wie die Darstellung zeigt, an herausragenden Prozessen wie dem Tscheka-Prozeß besonders deutlich. Auch Kampagnen wie die Freilassung von politischen Gefangenen wie Max Hoelz u.a. gehörten mit zum Programm. Auch in den herausragenden, schon wiederholt bearbeiteten Prozessen über die Verfolgung von Literatur und Kunst in der Weimarer Zeit engagierte sich die Rote Hilfe. Deren juristische, prozeßstrategische und rechtspolitische Aktivitäten werden im Zusammenhang dargestellt.

Bemerkenswerterweise war mehr als die Hälfte der etwa 300 Juristen, die innerhalb der Organisation tätig wurden oder für diese, jüdischer Abstammung. Die Konzentration auf die Rote Hilfe als Organisation und die Biographien hat dazu geführt, daß der Zusammenhang der Organisationsgeschichte und der Schicksale zur allgemeinen Geschichte der Weimarer Republik ein wenig zu kurz gekommen ist. Zur politischen Justiz der Weimarer Zeit, zur Justiz als Unterdrückungs- und Zensurinstrument liegen inzwischen doch weitaus mehr Forschungen vor, etwa aus den Bereichen Rechts-, Politik- und Zeitgeschichte, aber auch der Literaturgeschichte, als sich aus der im Literatur- und Quellenverzeichnis aufgeführten Forschungsliteratur ablesen läßt. Daß die Geschichte der RHD auch mitgeprägt ist von den problematischen, differenziert zu sehenden historischen Entwicklungen auf seiten der Linken, ist nicht zuletzt der Arbeit von Ulrich Stascheit zu entnehmen, der die Entwicklung der Roten Hilfe in der Zeit der stalinistischen Säuberungen dargestellt hat. Darauf hat Heinrich Hannover in seinem Vorwort zu Recht besonders hingewiesen, weil die Lebensläufe vieler Angeklagter und Verteidiger später im östlichen Machtbereich Stalins in Gefängnissen und Todeslagern endeten. Wenn man weiß, daß die überwiegende Mehrheit der Rote-Hilfe-Anwälte bereits im April/Mai 1933 nach der nationalsozialistischen Machtergreifung Berufsverbot erhielten und viele von ihnen verhaftet wurden, dann ist es erstaunlich, daß die Rote Hilfe im Untergrund des NS-Staates noch bis in das Jahr 1937 hinein weiterarbeiten konnte. Die Rechts- und Zeitgeschichte hat sich des hier aufgegriffenen Themas bislang selten vertieft angenommen. Um so wichtiger sind daher Untersuchungen, welche die fruchtbaren Ansätze dieser eindrucksvollen Arbeit biographisch und organisationsgeschichtlich aufgreifen und weiterführen.

*Albrecht Götz von Olenhusen*

AUTS, Rainer: **Opferstock und Sammelbüchse. Die Spendenkampagnen der freien Wohlfahrtspflege vom Ersten Weltkrieg bis in die sechziger Jahre** (= Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 37). – Paderborn, München, Wien und Zürich: Verlag Ferdinand Schöningh 2001. XV, 465 S.

Der seit 1991 am Westfälischen Institut für Regionalgeschichte in Münster angesiedelte Forschungsschwerpunkt „Gesellschaft in Westfalen. Kontinuitäten und Wandel 1930–1960" hat sich zur Aufgabe gesetzt, langfristige sozialgeschichtliche Wandlungsprozesse aus lokaler und regionaler Perspektive zu untersuchen. In einer Reihe von Einzelstudien wurden bisher u.a. die Entwicklung der agrarischen Gesellschaft, sozialmoralischer Milieus, die Arbeitsbeziehungen und der Wandel gesellschaftlicher Leitbilder näher beleuchtet und deren Bedeutung für die wirtschaftlichen, sozialen, politischen und kulturellen Entwicklungen der Bundesrepublik untersucht. Die in diesem Kontext entstandene Dissertation von Rainer Auts analysiert die Praxen der Spendensammlung und -distribution der privaten Wohlfahrtsverbände seit dem Ersten Weltkrieg bis in die sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts. Eingebettet sind diese Aspekte in die Frage nach dem Anteil der Verbände der freien Wohlfahrtspflege an der Entstehung, Ausgestaltung und Wandel des deutschen Wohlfahrtsstaates.

Dieser Aspekt der Verbandsaktivitäten wurde bislang in der wohlfahrtshistorischen Forschung nur am Rande gewürdigt, was angesichts des hohen Stellenwertes, den die Sammlungstätigkeit für die Arbeit und das Selbstverständnis der nichtstaatlichen Wohlfahrtsorganisationen hatten, eher verwundert. Im Gegensatz zu den meist zweckgebundenen staatlichen Subventionen konnten

die privaten Wohlfahrtsorganisationen über ihre Einnahmen aus Spenden und Sammlungen frei verfügen. Zudem stellten die Sammlungen auf Straßen, an Haustüren und in Gaststätten sowie die vielfältigen Sammelaufrufe in Rundfunk und Presse eine ideale Gelegenheit der Selbstpräsentation dar und dienten – wie die Betonung des Ehrenamtes – zur Abgrenzung der freien Wohlfahrtspflege von der öffentlichen Fürsorge. Schließlich bot die enge Bindung von Spendenverteilung und Glaubensbekenntnis („Tuet Gutes allen, besonders aber den eigenen Glaubensgenossen") die Möglichkeit, die jeweilige Klientel eng an den eigenen Verband zu binden.

Den anvisierten Untersuchungszeitraum unterteilt Auts in vier chronologisch angeordnete Kapitel. Zunächst untersucht er das Sammlungswesen im Ersten Weltkrieg und der Weimarer Republik, also den Zeitraum, in dem sich das korporatistische Beziehungsgeflecht zwischen Staat und Verbänden herausbildete und der wachsende Spendenmarkt erstmals einheitlich reguliert und zugunsten einiger weniger privilegierter Akteure zentralisiert wurde. Im Mittelpunkt des zweiten Kapitels steht die Winterhilfe der Liga der freien Wohlfahrtspflege (1930–1933), mit der angesichts des Kollapses der staatlichen Sicherungssysteme während der Weltwirtschaftskrise die schlimmsten Notlagen der Bevölkerung gelindert werden sollten. Anschließend untersucht er mit dem Winterhilfswerk des Deutschen Volkes (WHW) die Institution, die wohl wie keine zweite für die vermeintliche Wohltätigkeit des Nationalsozialismus steht. Kapitel vier beschäftigt sich schließlich mit der Reorganisation des Sammlungswesens in der unmittelbaren Nachkriegszeit und schlägt den Bogen bis zur Liberalisierung des Sammlungswesens zu Beginn der sechziger Jahre. Jedes dieser Kapitel ist in sich wiederum thematisch unterteilt, wobei jeweils die Kooperations- und Konkurrenzbeziehungen der beteiligten Träger untereinander bzw. zu den staatlichen Stellen, die Formen der Spendenwerbung sowie die jeweiligen Verteilungsmodi untersucht werden.

Explizit will Auts in seiner Untersuchung auch die Frage nach der modernisierenden Wirkung des Nationalsozialismus beantworten. Während in anderen wohlfahrtsgeschichtlichen Arbeiten die Bedeutung der politischen Zäsuren von 1933 und 1945 für die Entwicklung der Wohlfahrtspflege oft gering gewichtet werden, betont er das Zusammenfallen der politischen und fürsorgegeschichtlichen Zäsuren. Resümierend kommt er zu dem Schluß, daß dem Nationalsozialismus eine modernisierende Funktion nicht zugesprochen werden kann, da durch die „machtpolitisch-ideologischen" motivierten Eingriffe des parteieigenen „Wohlfahrtsverbandes" Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV) in das Wohlfahrtssystem zukunftsweisende Entwicklungen, wie sie sich nach dem Ersten Weltkrieg herausgebildet hatten, gestoppt wurden. Selbst im Bereich der Spendenwerbung, wo noch am ehesten die in der Weimarer Republik entwickelten Formen weitergeführt wurden, erwiesen sich die Politisierung und die aggressiven Werbemethoden als schädlich für die Akzeptanz moderner Formen der Wohlfahrtswerbung.

Auts beschränkt sich bei seiner Untersuchung weitgehend auf die konfessionellen Wohlfahrtsverbände Innere Mission und Caritas, während die Arbeiterwohlfahrt, der Deutsche Paritätische Wohlfahrtsverband, das Deutsche Rote Kreuz und die Zentralwohlfahrtsstelle der Deutschen Juden nur am Rande thematisiert werden. Ist diese Beschränkung insofern einleuchtend, als daß die beiden großen konfessionellen Verbände im Gegensatz zu den anderen Spitzenverbänden trotz aller Beschränkungen fest in das wohlfahrtspolitische Geflecht des NS-Staates integriert blieben, führt sie andererseits dazu, daß z. B. das Schicksal jüdischer Wohlfahrtspflege nach der Machtübertragung so gut wie gar nicht erwähnt wird. Zwar war das Spendenaufkommen der nach dem Ausschluß der Juden aus dem WHW im Oktober 1935 entstandenen Jüdischen Winterhilfe im Vergleich zu den verbleibenden Organisationen eher gering, sie spielte aber als Solidaritäts- und Selbsthilfegemeinschaft für die entrechtete und drangsalierte jüdische Bevölkerung eine bedeutende Rolle. Diese nichtmonetären Aspekte der Spendensammlungen zu betonen hätte die ansonsten lesenswerte Studie sicherlich bereichert.

*Sven Steinacker*

WERNER, Nils: **Die Prozesse gegen die Landvolkbewegung in Schleswig-Holstein 1929–1932. Ein Beitrag zur Justizkritik in der späten Weimarer Republik** (= Rechtshistorische Reihe, Bd. 249). – Frankfurt a. M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford und Wien: Peter Lang 2001. 358 S.

Die Landvolkbewegung gehörte in der Weimarer Zeit bereits zu den Themen, die neben der Tagespublizistik von einigen belletristischen Autoren gerne aufgegriffen worden sind. Am bekanntesten

ist Hans Falladas Roman „Bauern, Bonzen, Bomben" (Berlin 1931) geworden. Aber auch im Werk von Ernst von Salomon „Der Fragebogen" (Hamburg 1951) und in Bodo Uhses Darstellung „Söldner und Soldaten" (Nachdruck Berlin 1974) ist die Thematik virulent. Zwei zeitgenössische Publikationen, die zum Teil retrospektiv die Geschehnisse aus bestimmter Sicht aufgearbeitet haben – Gottfried Zarnows „Gefesselte Justiz" (1931/1932) und Walter Luetgebrunes „Neu-Preussens Bauernkrieg" (1931) – haben die Szenerie von rechts grell beleuchtet, wenn nicht gar „illuminiert".

Nils Werners Kieler rechtshistorische Dissertation unternimmt es, die einzelnen Prozesse systematisch darzustellen, im historischen Kontext zu untersuchen und sie unter modernen historischen Gesichtspunkten zu analysieren. Die Arbeit gehört in den Forschungszusammenhang Politische Justiz der Weimarer Republik, Justizkritik der Rechten und Justizgeschichte der zwanziger Jahre überhaupt. Für den Verfasser sind die Prozesse ein getreues Abbild der Höhen und Tiefen der politischen Bedeutung der Landvolkbewegung (S. 29). Ende der zwanziger Jahre waren der Aufbau des „Landvolks", der sogenannten „Wachvereinigungen" und der „Nothilfen" ein gewiß nicht unbedeutender Teil der politischen Kräfte, welche die politische Bedeutung der Bewegung maßgeblich bestimmten. Deutlich wird auch der sich dabei zum Teil entwickelnde Zusammenhang zu verschiedenen extremen völkischen oder auch kommunistischen Einflußsphären. Die Prozesse selbst markieren einerseits gewisse Höhepunkte der Bewegung, sind aber andererseits auch propagandistische Vehikel für die Gewinnung von Öffentlichkeit. 1929 konnte die Landvolkbewegung mit ihren Steuerboykotten starke Aufmerksamkeit erregen. 1932 war es dann Hitlers NSDAP, welche bei den Bauern Schleswig-Holsteins politisch das Rennen machte.

Nach einer kritischen Bestandsaufnahme in ersten Teil zeichnet der Verf. in einem zweiten Teil die Prozesse gegen die Landvolkbewegung minutiös und nach einem bestimmten Schema weitgehend deskriptiv nach. Es zeigt sich, daß die Prozesse, wie der „Große Landvolkprozeß" und der „Große Bombenlegerprozeß" des Jahres 1930 zu einem Zeitpunkt stattfanden, als die Höhepunkte der Bauernunruhen des Jahres 1929 schon überschritten waren. Der Verf. differenziert zwischen den Vorgängen und Verfahren, in denen die „spontanen Aufwallungen" ein „rein bäuerliches Gepräge" gehabt hätten (S. 286), d. h. primär privat und wirtschaftlich bedingt gewesen seien, und denjenigen vor allem betreffend die sogenannten Landvolkführer, bei denen bäuerliche und „landfremde Elemente" sich in umfassenderen politischen Konzepten vermischt hätten. Er stellt „genuine Landvolkprozesse" auf der Grundlage von spontanen unorganisierten Aktionen den Prozessen gegen aktivistische „Kernpersönlichkeiten" gegenüber. Letztere seien vor allem durch politische Interessen „landfremder" Kräfte beeinflußt gewesen. Diese Differenzierung eignet sich allerdings schon nicht beim „Großen Bombenlegerprozeß" um den Bauerführer Claus Heim. Wenn der Verfasser die dort angewendeten terroristischen Aktionen, einer problematischen zeitgenössischen Quelle und Interpretation folgend (S. 289), nicht in der Tradition des Gewaltterrors von rechts seit Beginn der zwanziger Jahre sieht, sondern die Bombenattentate aus den spezifischen Besonderheiten des Charakters Heims erklären möchte, dann vermag dies wenig zu überzeugen. Die Unterscheidung zwischen einer offenbar etwas positiver eingeschätzten heimischen bäuerlichen Bewegung und einer von außen, sozusagen als landfremd angesehenen, induzierten Politisierung ist historisch auch weder zwingend noch einleuchtend. Der Verf. hat im übrigen selbst darauf hingewiesen, daß es außerhalb der Grenzen von Schleswig-Holstein eine relevante Landvolkbewegung gegeben hat, etwa in Ostpreußen, in Schlesien und in der Provinz Hannover. Hier gab es also im Grunde ganz entsprechende Radikalisierungsprozesse, auch wenn die Entwicklung nicht das Ausmaß wie in Schleswig Holstein hatte und auch die prozessuale Aufarbeitung nicht den Aufmerksamkeitswert gewinnen konnte wie in der Provinz Schleswig-Holstein.

Die einige Jahre später, vor allem 1931 aufflammenden bzw. angefachten Unruhen gingen dann vor allem auf das Konto der NSDAP und sind insoweit auch durchaus gesondert zu sehen. Die Nationalsozialisten hatten aber schon in den zwanziger Jahren hier eine sehr gute Basis.

Quantitativ reduziert der Verfasser die oftmals übertrieben dargestellte Zahl der gerichtlichen Verfolgungen der Landvolkbewegung. Insoweit bietet die Arbeit auch wichtige, zahlenmäßig belegte Ergebnisse.

Zarnows Darstellung in „Gefesselte Justiz", welche Werner gesondert mit seinen Ergebnissen vergleicht, beruhte weitgehend auf der kurz zuvor erschienenen Darstellung des bedeutsamen Strafverteidigers Luetgebrune. Zarnow konnte darüber hinaus das Verfahren beim Leipziger Reichsgericht miteinbeziehen. Er wollte der preußischen

Regierung vor allem unerlaubte Eingriffe in die Gerichtsverfahren nachweisen. Den Bauern sei ihr „wahres Recht" verweigert worden. Das war freilich mehr als nur ein politischer Schlachtruf oder ein bloßes Echo der NS-Justizkritik (S. 297). Die Gefühls- und Seelenlosigkeit einer nicht den Bedürfnissen des Volkes entsprechenden Begriffsjurisprudenz gehörte zu den gewiß geschickt aufgegriffenen, radikalisierten und politisch zugespitzten Topoi einer völkisch-nationalen und nationalsozialistischen Justizkritik, die ihre Traditionen schon im Wilhelminismus hatte. Sie traf immerhin den emotionalen Nerv einer Bevölkerung, die sich, ob nun von rechts oder von links, jedenfalls aber von einer tatsächlich oder propagandistisch so dargestellten, nicht als politisch unabhängig betrachteten Justiz im Stich gelassen, drangsaliert, verurteilt und ungerecht behandelt fühlte. Zarnows Buch ist als unseriöse Tendenzschrift charakterisiert worden. Daß Werner freilich ausgerechnet Wilhelm Stapels und Luetgebrunes Besprechungen von 1931 als Versuche einer umfangreicheren *„sachlichen"* Würdigung bezeichnet, will angesichts des Umstandes wenig einleuchten, daß beide Rezensenten praktisch aus dem gleichen ideologischen Lager wie Zarnow kamen. Daß der Staat in die Prozesse insgeheim eingriff, wurde von Zarnow als Anklage gegen das Weimarer „System" verwendet, und insofern gingen die Interessen Zarnows und die der Nationalsozialisten durchaus konform.

Entscheidend ist bei der Beurteilung einer solchen, vor allem auch antisemitisch ausgerichteten Kampfschrift, daß sie in nicht ungeschickter Weise Unrichtiges und Polemisches mit zutreffenden Elementen vermischte und eine bedeutsame Waffe der Rechten war in der sich auch dadurch entwickelnden Kontroverse, gerichtet vor allem gegen die sich auflösenden demokratischen Strukturen der Weimarer Republik. Dabei muß berücksichtigt werden, daß die Justiz, die sich in den zwanziger Jahren durchaus willfährig beim Einsatz gegen linke Angeklagte erwiesen hatte, nun wegen ihrer Willfährigkeit gegeißelt wurde, die sie in den Verfahren gegen die aufständischen Bauern und gegen die terroristischen Aktivitäten innerhalb der Landvolkbewegung an den Tag legte. Es erscheint daher nicht gut möglich, mit dem Verf. der Publikation Zarnows unter der Perspektive, daß der sachliche Gehalt auch einige richtige Darstellungen enthielt, viel Positives abzugewinnen. Anders als der Klappentext andeutet, war unter politischen wie rechtshistorischen Gesichtspunkten Zarnows Anliegen gerade nicht berechtigt. Seine Justizkritik gehört in den Kontext einer auch und vor allem von den Nationalsozialisten systematisch geübten radikalen Justizschelte aus propagandistischen Gründen.

Daß, wie des Verf. höchst interessante Ergebnisse zeigen, die Trennlinien zwischen rechtmäßiger Durchsetzung staatlicher Belange gegenüber der als akute Bedrohung staatlicher Autorität der Provinz und der Preußischen Regierung angesehenen Boykottaktivitäten und unerlaubter Beeinflussung von Gerichtsverfahren oft nur schwer zu ziehen war (S. 66), ist namentlich für die Weimarer Zeit keine neue Erkenntnis. Für die meisten politischen oder als politisch angesehenen Prozesse würde sich dies bei genauerer Betrachtung zeigen lassen.

Der Anhang enthält eine außerordentlich nützliche Übersicht über die einzelnen Verfahren, die Zahl der Angeklagten, die Entwicklung der Prozesse, die Urteile und sonstige Ergebnisse, wie z. B. Amnestierungen. Auch das Reichsgerichtsurteil im „Großen Bombenlegerprozeß" wird im Wortlaut wiedergegeben. Interessant sind auch die bislang nicht bekannten Fotografien der herausragenden Persönlichkeiten der Landvolkbewegung, von denen man vermuten kann, daß sie Polizeifotos waren. Die Arbeit wirft im übrigen auch ein bezeichnendes Licht auf die anwaltliche und rechtspolitische Arbeit des bekannten Strafverteidigers der Rechten Luetgebrune und dessen feste Überzeugung von der Untergrabung der Unabhängigkeit der Justiz durch das „System" von Weimar. Eher ließe sich auch aufgrund dieser materialreichen Arbeit feststellen, daß die der Weimarer Republik lange Jahre feindlich oder ablehnend gegenüberstehende Richterschaft mit zum Ende der Republik beigetragen hat.

*Albrecht Götz von Olenhusen*

BAHAR, Alexander, und Wilfried KUGEL: **Der Reichstagsbrand. Wie Geschichte gemacht wird.** – Berlin: Edition q 2001. 863 S.

Von den einen wird der Reichstagsbrand als singuläres Ereignis in der deutschen Geschichte, oder gar als Zufall bezeichnet, manche glauben gar zu wissen, daß die Nationalsozialisten auch ohne die symbolträchtige Zerstörung des deutschen Parlamentsgebäudes ihre Diktatur ausgebaut hätten. Fakt ist jedoch, daß im Prozeß der „Machtergreifung" Hitlers der Reichstagsbrand

ein Schlüsselereignis darstellt. Die Macht der Nationalsozialisten war nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 keinesfalls gefestigt. Der Reichstagsbrand bot den Anlaß zur Ausschaltung der politischen Gegner.

Gleich nach seiner Ankunft im brennenden Parlamentsgebäude (und noch bevor der einzige Verhaftete, der Holländer Marinus van der Lubbe, verhört worden war) erklärte Hitler, der Reichstag sei von den Kommunisten angezündet worden, als allgemeines Signal für einen kommunistischen Aufstand. Am 28. Februar 1933 unterzeichnete Hindenburg eine ihm von Hitler vorgelegte Notverordnung „zum Schutz von Volk und Staat", die zur Abwehr kommunistischer staatsgefährdender Gewaltakte die wichtigsten Grundrechte der Weimarer Verfassung außer Kraft setzte. Man darf dieses Papier getrost als die Geburtsurkunde der faschistischen Diktatur in Deutschland bezeichnen. Mit dieser Notverordnung war quasi der Ausnahmezustand verhängt, der erst mit der Kapitulation Hitlerdeutschlands endete.

Beschäftigt man sich heute, 70 Jahre später, mit diesem Thema, wird einem häufig entgegengehalten, daß es doch gleichgültig sei, wer den Brand gelegt habe; ob es die Nazis selber gewesen seien, oder ob sie den Brand nur für ihre Zwecke ausgenutzt hätten.

Dieser gängigen Fehleinschätzung erteilen Wilfried Kugel und Alexander Bahar in ihrem Buch „Der Reichstagsbrand" eine deutliche Abfuhr: „Für die historische Beurteilung der NS-Machtübernahme ist es durchaus von Bedeutung, ob die Nazis den Reichstagsbrand selbst inszeniert haben, um damit einen Vorwand für die Ausschaltung ihrer politischen Gegner zu schaffen, oder ob sie nur auf die Zufallstat eines politischen Wirrkopfes reagierten" (S. 19).

Damit wird das Terrain für eine viel tiefer greifende Debatte sondiert, denn es geht um „die viel grundlegendere Kontroverse über das Wesen des NS-Regimes", um „die Auseinandersetzung zwischen sogenannten ‚Strukturalisten' und ‚Intentionalisten'. Verfolgten die Nazis ein mehr oder weniger geschlossenes weltanschauliches und politisches Konzept? Oder wurden sie durch Zufälle, durch eine vielbeschworene ‚Dynamik der Ereignisse' zu ‚Opfern' eines schicksalhaften ‚geschichtlichen Prozesses'?" (ebd.).

Mit ihrem 863 Seiten starken Werk beziehen die beiden Autoren Position und wollen darüber hinaus aufklären „Wie Geschichte gemacht wird", so jedenfalls lautet der Untertitel. Auf den ersten gut 700 Seiten ihres dickleibigen Buches versuchen Bahar und Kugel, die Brandstiftung minutiös zu rekonstruieren und mögliche Täter dingfest zu machen.

Dazu haben sie hauptsächlich die 50000 Blatt Originalakten von 1933 (Akten der Reichstagsbrandkommission, Feuerwehr- und Polizeiberichte, Vernehmungsprotokolle, brandtechnische Gutachten) gesichtet und ausgewertet, die bis Anfang der achtziger Jahre, für die Forschung weitgehend unzugänglich, in Moskauer Archiven lagen. Trotzdem oder vermutlich gerade deshalb weist schon vor den paginierten Seiten der erste Satz des Buches darauf hin, daß sich die Reichstagsbrandstiftung „nach den vorliegenden Fakten – allerdings nur unter allen Vorbehalten eines Indizienbeweises" rekonstruieren lasse.

Folgt man der detailreichen Beweisführung, kann es einem bei der mitunter recht anstrengenden Lektüre durchaus passieren, daß man diesen sehr wichtigen ersten Satz des Buches vergißt, der einen daran gemahnen müßte, daß ein noch so akribisch vorgetragener Indizienbeweis – leider – nicht zu einer Dingfestmachung der Täter und somit auch zu keiner Verurteilung reicht.

Es ist unwahrscheinlich, daß sich die Reichstagsbrandstifter mit Hilfe des aus den Originalakten von 1933 gespeisten „Fonds 551" identifizieren lassen. Auch die Rolle Marinus van der Lubbes wird sich allein mit diesen hauptsächlich „offiziellen" Dokumenten kaum hinreichend klären lassen.

Trotzdem bringen die Autoren der These von van der Lubbes Alleintäterschaft bedenkliche Blessuren bei, wenn sie die Manipulationen und Fälschungen von Beweisen und Geständnissen auflisten, die sich wie ein roter Faden vom Beginn der Ermittlungen bis zur Urteilsverkündung im Leipziger Prozeß ziehen. Auch wenn es nie ein Geheimnis war, daß die Kommissare der Reichstagsbrandkommission Täter nur im linken politischen Spektrum suchten, ließ sich der ganze Umfang der Manipulationen bislang nur schwer abschätzen. Eins dürfte jedenfalls nach dieser Lektüre klar sein: Die Dramaturgie der Ereignisse wurde nicht vom Zufall geschrieben. An diesem Punkt zeigt sich jedoch auch die Schwachstelle der Publikation.

Denn gerade bei der Darstellung der verhinderten Ermittlungen gegen tatverdächtige Nationalsozialisten, drängt sich die Frage auf, wie wahrscheinlich es eigentlich ist, daß sich in die offiziellen Ermittlungsakten von Görings Reichstagsbrandkommission überhaupt ein einziger Hinweis auf die tatsächlichen Brandstifter verirrt

haben könnte. Zudem läßt die Geschichte der nicht vollständig überlieferten Originalakten des „Fonds 551" vermuten, daß aus diesem Konvolut seit 1933 und vermutlich bis in unsere Tage hinein immer wieder belastendes Material verschwunden ist.

Viele der Gestapoakten, von denen man sich Aufschluß erhoffte, wurden gegen Kriegsende von den letzten Protagonisten vernichtet, um sich ein Leben nach dem „Ende" zu sichern, oder sie wurden zur Kriegsbeute der Siegerarmeen. Die Reichstagsbrandakten wurden von der Roten Armee beschlagnahmt und nach Moskau gebracht, wo sie bald in streng bewachten Archiven verschwanden. Dort wurden sie in den ersten Jahren nach dem Krieg hauptsächlich auf ihre propagandistische Verwendbarkeit hin untersucht; wohl auch, um den Geheimdiensten der „Ostblockstaaten" als „Spielmaterial" im Kalten Krieg zu dienen.

Ab Kapitel 10 warten die Autoren mit Details aus der Giftküche von Geheimdiensten wie des amerikanischen Nachrichtendienstes CIC auf, dem sich der erste Gestapochef Rudolf Diels bald nach dem Krieg als Antikommunismusexperte und sportlicher Menschenjäger andiente.

Die Suche nach den tatsächlichen Hintergründen des Reichstagsbrandes und damit auch den Tätern wäre vermutlich erfolgreicher gewesen, wenn man sich eingehender mit den Motiven derer beschäftigt hätte, welche vor Jahrzehnten die Alleintäterlegende in die Welt gebracht und sie seither mit Klauen und Zähnen, gegen jede Vernunft verteidigt haben.

Das wird deutlich ab Kapitel 11, wenn Bahar und Kugel die Entstehungsgeschichte der Alleintäterlegende beleuchten.

Anfang 1949 publizierte die Schweizer Zeitschrift „Neue Politik" in einer Serie „Der Reichstagsbrand in anderer Sicht" erstmals die Alleintäterthese. Der Autor, ein ehemaliger Beamter der Berliner Politischen Polizei, liefere in seinem unparteiischen Bericht Neues und Endgültiges, hieß es in einer Vorbemerkung der Zeitschrift, die dem Schweizer NS-Kollaborateur Wilhelm Frick gehörte. 1956 wurde der Verfasser als der frühere Gestaporeferent für kommunistische Angelegenheiten, Dr. Heinrich Schnitzler, enttarnt, der es nach 1945 unter dem Namen „Schneider" bis zum Ministerialrat im Innenministerium von Nordrhein-Westfalen gebracht hatte.

Einige Wochen nach Schnitzlers Artikelserie über den Reichstagsbrand veröffentlichte sein früherer Chef, Rudolf Diels, unter dem Titel „Die Nacht der langen Messer ... fand nicht statt" eine neunteilige Serie im „Spiegel". Darin stellte sich der erste Gestapochef, wie auch in seinem Buch „Lucifer ante portas", quasi als Widerstandskämpfer gegen faschistische Übergriffe dar. Vor der Veröffentlichung hatte Diels Schnitzler anvertraut: „Im Zwielicht der Sensation muß sich das Buch zunächst seinen Weg bahnen, damit beim Erscheinen der ernsteren Kapitel [...] die Öffentlichkeit sich schon abgeregt hat. So wollten es meine Bekannten in Hannover, die den Leuten am Spiegel sekundierten" (zit. nach: ebd., S. 761). In Sachen Reichstagsbrand war Diels nun nicht mehr wie vor 1945 davon überzeugt, daß die Nationalsozialisten die Täter waren. Wieso er dann Jahre später erneut seine Überzeugung änderte, kann heute kaum noch geklärt werden. Im Sommer 1957 äußerte Diels gegenüber den Journalisten Curt Riess („Stern") und Friedrich Strindberg („Weltbild"), die SA habe den Reichstag doch in Brand gesetzt. „Stern" und „Weltbild" starteten Anfang November ihre Serien zum Reichstagsbrand. Am 18. November 1957 starb Diels, bei einem Jagdunfall, wie es hieß.

Zwei Jahre später erreichten die Kabalen um den Reichstagsbrand einen neuen Höhepunkt. Der „Spiegel" schoß 1959 eine Breitseite ab, die für Aufruhr sorgte. Über den Reichstagsbrand würde nach dieser Serie nicht mehr gestritten werden, schrieb Rudolf Augstein im Oktober des Jahres zum Auftakt einer elfteiligen Serie über den Reichstagsbrand. Darin versuchte ein bis dato unbekannter niedersächsischer Verfassungsschutzbeamter zu belegen, der halbblinde holländische Maurer und Rätekommunist Marinus van der Lubbe habe allein den deutschen Reichstag angezündet.

Daß und wie nach dieser Serie erst recht gestritten wurde, zeigen die Autoren in den folgenden Abschnitten sehr ausführlich. Doch räumen sie dem niedersächsischen Verfassungsschutzbeamten und Spiegelserienautor zuviel Gewicht ein, so daß es nicht gelingt, sich auf die sachlichen Details und neuen Erkenntnisse zum Reichstagsbrand in dieser Zeit zu konzentrieren. Denn etwas Gutes hatte die damals sehr kontrovers diskutierte Spiegelserie immerhin bewirkt: Es meldeten sich Zeitzeugen mit detaillierten und teilweise überraschenden Aussagen zu Wort. So meldete sich bei Augstein z. B. ein gewisser Franz Knospe, ehemals SA-Sturmführer und Gerichtsreporter der Goebbelszeitung „Angriff", mit einem 73seitigen Brief. Darin berichtete er von seinen Beobachtungen aus der Zeit der „Machtergreifung"

und speziell „über eine Formation, die unerkannt und unscheinbar von außen, die Schmutzarbeit mache, zu der sich die Partei (NSDAP) und der Chef in der Öffentlichkeit nicht bekennen könnten". Knospe schreibt über Vorgeschichte, Organisation und Aufgaben dieses SS-Unterstabes, gegründet im Auftrag von Joseph Goebbels von Kurt Daluege, geleitet von SS-Sturmführer Herbert Packebusch. Und er schildert seine Begegnung mit dem Mann, der van der Lubbe am 27. Februar 1933 höchstwahrscheinlich in den Reichstag führte: ein Mann namens Brauser, früherer Konfident der Abteilung I A der Politischen Polizei der Weimarer Republik, dann „agent provocateur" des SS-Unterstabes z. b. V. „das beste Pferd im Stall Daluege", der nach dem Krieg im Bundesverfassungsschutz untergetaucht sein soll.[1]

Brauser und Packebusch werden auch in einer anderen Zeugenaussage von 1969 erwähnt, die vom Berner Historiker Walter Hofer veröffentlicht wurde. Der „Tatsachenbericht" stammt von dem ehemaligen Stabsoffizier im Ersten Weltkrieg, Hans von Kessel. 1992 hat Alexander Bahar die Neuausgabe des Hofer-Bandes besorgt. Die Berichte Knospes und von Kessels waren also für die Autoren verfügbar. Warum Kugel und Bahar dieser interessanten Spur nicht nachgegangen sind und sie auch mit keinem Wort erwähnen, ist nicht nachvollziehbar und damit ein großes Manko.

Man hat das Gefühl, die beiden Autoren scheuen an den wesentlichen Punkten die Auseinandersetzung mit den Meinungsführern im Reichstagsbrandstreit, wie dem Spiegelherausgeber Augstein, dessen publizistischer Einfluß tatsächlich furchterregend war, wenn man auf die Verlautbarungen der Medienindustrie großen Wert legt. Immerhin hatte der „Spiegel" im April 2001 die Täterphantasien aus rechten Kreisen als komödiantisch abgetan. Gemeint war Knospes Brief. Dabei wäre es ein leichtes gewesen, z. B. die Existenz des Spitzels Brauser mit Hilfe von Dokumenten, wie den Spitzellisten im Bundesarchiv Berlin nachzuweisen. Ebenso unkompliziert wäre es gewesen, die Existenz des SS-Unterstabes, der von Knospe beschrieben wurde, und die Beziehungen von Herbert Packebusch, dem Chef dieser Terrorgruppe, zu Daluege und Goebbels nachzuweisen. Selbst die Gründungsurkunde dieser Truppe ist im Bundesarchiv überliefert. Das Datum stimmt mit den Angaben von Knospe überein.

Immerhin sind Bahar und Kugel mit ihren Forschungen sehr weit gekommen. Doch die Täter haben sie mitnichten überführt. Sie selbst sprechen von einem Indizienbeweis. Falls man sich allerdings eingehender mit Brauser und Packebusch beschäftigen würde, könnte dies die These der Autoren von der SA-Täterschaft ins Wanken bringen. Trotzdem haben die beiden Forscher mit ihrer Arbeit einiges Licht in das Legendengestrüpp um den Reichstagsbrand gebracht. Im Großen und Ganzen hinterläßt die Arbeit jedoch einen schalen Geschmack. Man hätte sich gewünscht, daß sie sich weniger mit den Nebenschauplätzen des Reichstagsbrandes befassen, auf denen sie gleichwohl zum Teil Beachtliches zutage fördern, und sich mehr auf das Wesentliche konzentriert hätten: Wem nützte der Brand?

Hier bleibt ihre Sicht hauptsächlich auf Deutschland beschränkt. Die brisante Spur zum britisch-holländischen Öltrust des Sir Henry Deterding wird im 8. Kapitel („Der Fall Georg Bell") auf zehn Seiten (S. 653 ff.) abgehandelt und mit der Bemerkung beendet: „War der Reichstagsbrand also nur ein Baustein in einem internationalen Komplott? Weitere Forschungen zu dieser Frage wären wünschenswert" (S. 663).

*1 Siehe Der Franz-Knospe-Brief (1. Teil), in: Gegner, H. 8 (Februar bis April 2001), S. 32–37; Der Franz-Knospe-Brief (2. Teil), ebd., H. 9 (Mai bis Juli 2001), S. 13–34.*

*Julia Dimitroff*

**Sachsen in der NS-Zeit.** Hrsg. von Clemens VOLLNHALS. – Leipzig: Gustav Kiepenheuer Verlag 2002. 288 S.

Nachdem bereits 1993 und 1995 die neuen Bundesländer Brandenburg und Thüringen in Sammelbänden die Landesgeschichte der Hitlerzeit nachholend aufgearbeitet haben, hat nun auch der einzige ostdeutsche Freistaat durch das Dresdner Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung (HAIT) eine derartige Darstellung bekommen. Der vorliegende, vom HAIT verantwortete und Mitte 2002 medienwirksam im Sächsischen Landtag präsentierte Sammelband beleuchtet in fünfzehn Beiträgen das Geschehen im damaligen Gau Sachsen im „Dritten Reich".

Nach einem einleitenden Aufsatz des stellvertretenden HAIT-Direktors Clemens Vollnhals über den Aufstieg der sächsischen NSDAP vor 1933 beschreibt Andreas Wagner unter der Überschrift „Partei und Staat" das Verhältnis von Nazipartei und innerer Verwaltung 1933 bis 1945.

Silke Schumann berichtet über die soziale Lage der Bevölkerung in dieser Zeit und die als solche apostrophierte „NS-Sozialpolitik". Dabei bleibt in diesem, wie auch dem nachfolgenden Beitrag die Rolle der NS-Musterbetriebe ausgeklammert. Michael C. Schneider verfolgt die sächsische Wirtschaftsentwicklung; Gunda Ulbricht widmet sich damaliger „Kommunalverfassung und Kommunalpolitik" und räumt aufgrund der Wirtschaftslage Einschränkungen kommunaler Selbstverwaltung bereits in der Endzeit der Weimarer Republik ein. Neben sie traten nach 1933 Kompetenzstreitigkeiten mit NS-Organisationen, die Durchsetzung des Führerprinzips und ähnliche Behinderungen sowie schließlich die Einschränkungen infolge des Krieges, so daß am Ende von der NS-Kommunalpropaganda nur der „schöne Schein" übrigblieb. Der folgende Beitrag geht am Beispiel des heimatkundlich-propagandistischen „Heimatwerks Sachsen" der NS-Kulturpolitik (Thomas Schaarschmidt) nach; in zwei weiteren Aufsätze beschäftigen sich die Autoren mit der Haltung der evangelisch-lutherischen und der katholischen Kirche in Sachsen (Georg Wilhelm, Birgit Mitzscherlich). In seinem notwendigen Text über den Verfolgungsapparat wundert sich Magister Carsten Schreiber auch über das „Massenphänomen" Denunziation – die Antwort erscheint mir allerdings zu „repressionsgeprägt" und hätte ein tieferes Eingehen auf das Ursachenbündel des Nationalsozialismus und den Alltag im „Dritten Reich" erfordert. Weniger Überraschungen bietet der vorzügliche Beitrag von Mike Schmeitzner „Die politischen Gegner des NS-Systems in Sachsen" über den besser erforschten Widerstandskampf, bei dem nur die Gewichtung der sozialdemokratischen Opposition („demokratische Linke") auffällt. Der Autor würdigt mit Recht die Wirksamkeit der Grenzsekretariate der SOPADE. Schon das Nichterwähnen der KPD-Grenzstelle für Sachsen in Komotau (Chomutov) verschiebt aber die Proportionen, da der von kommunistischer Seite („antidemokratische Linke") organisierte Widerstand viel umfangreicher als der von seiten der SPD geführte war. Auch ob die Urteile des Sondergerichts Freiberg als Indikator für die Quantität der Widerstandstätigkeit genügen, sei dahingestellt. Der Pfarrer Ludwig Kirsch war überdies 1935 nicht im KZ Sachsenhausen (S. 196) – das erst 1936 eingerichtet war –, sondern im Lager Sachsenburg inhaftiert – wie es Mitzscherlich zuvor richtig schrieb (S. 145 ff.). Drei weitere Skizzen berichten über ebenso bekannte sächsische Vorgänge. Winfried Süß befaßt sich mit der hiesigen „Medizin im Zeichen der Rassenhygiene". Und Steffen Held erinnert ausführlich an die Verfolgung der über 20000 Juden in Sachsen ab 1933.

Den militärischen Verlauf des Kriegsendes 1945 behandelt Rainer Behring. In den Passagen über den Bombenkrieg überzeugt die Verbindung vorheriger DDR-Forschungsergebnisse mit westlichen Erkenntnissen. Das Durcheinanderwürfeln von britischer und amerikanischer Luftkriegsplanung bzw. -durchführung fällt hingegen negativ auf. Für die Zeit nach dem Einmarsch kommt Behring zu dem kaum überraschenden Schluß, daß ungeachtet „einzelne[r] Ausschreitungen" die US-Besatzungsverwaltung „vernünftig und sachorientiert" gewesen sei, während die Russen sich durch Massenvergewaltigungen, „Raubüberfälle, Plünderungen und vielfache Bedrohungen für Leib und Leben" rudimentäre Sympathien zunächst verscherzten (S. 234, S. 236). Ostdeutsch sozialisierte Bandautoren wie Schmeitzner vermeiden wohl auch deshalb den DDR-Terminus „antifaschistischer Widerstand". Hingegen beklagt der westdeutsch gebürtige Norbert Haase in seinem, das Buch abrundenden Beitrag über ausgewählte Gedenkstätten und -orte, daß in den neuen Bundesländern seit 1990 ein „Prozeß des [kollektiven] Vergessens und Verdrängens" der NS-Untaten stattfinde. Dies erklärt sich der Geschäftsführer der Dresdner Stiftung Sächsische Gedenkstätten damit, daß „durch die nachmalige Nutzung" der genannten historischen Orte „von sowjetischer Geheimpolizei NKWD oder Repressionsorganen der DDR [...] die Erinnerung an die NS-Terrorherrschaft mit einer zweiten Schicht politischer Gewalt unter einer kommunistischen Diktatur überlagert" worden sei (S. 242, S. 240).

Insgesamt hinterläßt der Band beim Leser einen widersprüchlichen Eindruck. Einerseits ist man nach den Versäumnissen der DDR-Zeit froh, wichtige bisherige Forschungsergebnisse zum Themenkomplex Sachsen im „Dritten Reich" endlich in kompilierter Überblicksform vorzufinden. Andererseits sind die Textbeiträge doch von recht unterschiedlicher Qualität. Die Mischung von Autoren, welche sich langjährig mit ihrer Materie beschäftigten, und Neueinsteigern ist zwar dem Mangel an Spezialisten geschuldet, läßt das Buch aber streckenweise zu einer unbefriedigenden Lektüre werden. Der „normale" Alltag z. B. bleibt unterbelichtet. Da, wo aus DDR- und Nachwendezeiten Vorarbeiten vorliegen – beispielsweise zu militärischen Aspekten, Widerstand, Judenverfolgung oder Euthanasie –, sind die Texte fakten-

und ergebnisreich. Wo diese fehlen, bleibt man aber zuweilen an der Oberfläche und beschreibt anstatt sachsen-spezifischer Vorgänge die Abläufe im „Reich". Hinzu kommt, daß bisweilen der politische Standort der Verfasser zu deutlich abzulesen ist. Auch die biographische Durchdringung oder z. B. die Untermauerung des Gesagten nur durch diverse Literaturstellen oder wirklich beweiskräftige Archiv-Belege sind in den Artikeln unterschiedlich ausgeprägt. Angesichts der sichtbar werdenden Defizite wird der Umfang an landesgeschichtlicher Forschungsarbeit über das „Dritte Reich" deutlich, der hier noch zu leisten ist. Das Fehlen DDR-üblicher Aussagen zum „Verhältnis von Großkapital und Nazipartei", wie linke Rezensenten des Buches bemängeln (siehe „antifa", 2003, Nr. 1, S. 22), kann man den Bandautoren aber gewiß nachsehen.

Der übliche Apparat beschließt den Sammelband. In ihm werden nach einem detailreichen Anmerkungsteil und akualitätsfixierten Literaturempfehlungen die – bis auf Haase und Vollnhals – vorwiegend jüngeren Autoren kurz vorgestellt. Sie entstammen meist dem eigenen Haus und der Universität Leipzig. Ein Personenregister vervollständigt die gut bebilderte Publikation, die, auch von der Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung vertrieben wird.

*Peter Russig*

SHURAWLJOW, Sergej: **„Ich bitte um Arbeit in der Sowjetunion". Das Schicksal deutscher Facharbeiter im Moskau der 30er Jahre.** Aus dem Russischen von Olga Kouvchinnikova und Ingolf Hoppmann. – Berlin: Ch. Links Verlag 2003. 189 S.

Ursprünglich hieß das im Jahr 2000 in Moskau erschienene Buch des jungen russischen Historikers vage: „Die ‚kleinen Leute' und die ‚große Geschichte'". Erst der Untertitel verwies auf ausländische – nicht nur deutsche – Facharbeiter im Moskauer Elektrowerk. Die von Wladislaw Hedeler sorgfältig betreute deutsche Ausgabe dokumentiert und analysiert den Weg einer großen Gruppe deutscher Facharbeiter in der UdSSR vom enthusiastischen Anfang über Enttäuschungen bis zum bitteren Ende – Ausweisung, jahrelange Lagerhaft und/oder Verbannung, Tod durch Erschießen. Das bei Christoph Links edierte und gut ausgestattete Buch berichtet vom beruflichen Alltag, von politischem Engagement, kulturellen Bemühungen, Beziehungen zwischen ausländischen und sowjetischen Arbeitern und Nachbarn, von persönlicher und ideeller Treue sowie von Enttäuschung, Absage, Denunziation, Verfolgung und Rehabilitierung, nicht selten „post mortem".

Mit einem nunmehr genau treffenden Titel, neuem Forschungsansatz und auf der Grundlage neu erschlossener Quellen setzt neben Büchern über deutsche Metallarbeiter und Glashüttenwerker aus dem Thüringer Wald,[1] Bergleute und Hüttenwerker aus dem Ruhrgebiet[2] auch Shurawljow die durch Maxim Gorki 1931 ins Leben gerufene (und in den Jahren des Großen Terrors 1938 abgebrochene) Tradition der „Geschichte der Fabriken und Werke" mit einem Band über Berliner Facharbeiter in einem Großbetrieb der sowjetischen Elektroindustrie, dem Moskauer Elektrosawod, fort.

Diese Arbeiten zur Geschichte der Industriearbeiterschaft lenken die öffentliche Aufmerksamkeit auf Themen, die im Unterschied zu Forschungen zum Exil von Politemigranten oder Künstlern und Wissenschaftlern jahrzehntelang unbeachtet geblieben bzw. verschwiegen worden sind.

In der von Gorki initiierten Reihe erschienen seinerzeit mehr als 30 Bände, einige (z. B. die Geschichte der Petersburger Putilow-Werke) hatten Nachauflagen. 1931 wandte sich Gorki auch „An die ausländischen Arbeiter" in der UdSSR.[3] In ihnen sah er ganz im Geist jener Zeit, einen Vortrupp „der Weltarmee der Arbeiter und Bauern". So verstand auch die überwiegende Mehrzahl der deutschen Facharbeiter ihre Entscheidung zur Arbeit in der UdSSR. Sie in historischer Rückschau summarisch als „Wirtschaftsemigranten" zu bezeichnen, ihre Arbeitsaufnahme in Sowjetrußland allein „als Flucht aus der Arbeitslosigkeit" zu interpretieren, ihr Wirken als „gesellschaftliche Randerscheinung" abzutun, wird den bestimmenden politischen und ideellen Motiven der Mehrheit Tausender deutscher Facharbeiter und ihrer Familien in der UdSSR nicht gerecht. Die deutschen Facharbeiter verstanden sich nahezu ausnahmslos als gleichberechtigte Bürger im „Vaterland aller Werktätigen", als solidarische Mitstreiter bei der Verwirklichung des von ihnen verfochtenen und international verbindenden Sozialismusmodells. Daß dieses Verständnis auf die Probe gestellt wurde, steht auf einem anderen Blatt, das auch in der Alltagsgeschichte Berliner Arbeiter in Sowjetrußland aufgeschlagen worden ist.

Die schwierige und zugleich verantwortungsvolle Stellung des Vortrupps resultiert nach Gorki daraus, daß Rußlands Arbeiter und Bauern 1917

die Errichtung eines noch nie dagewesenen Staatswesens begonnen hätten. Von dessen stählener Klammer repressiver Politik war in dem offenen Brief Gorkis noch nicht einmal andeutungsweise die Rede. Dieses Spannungsfeld zwischen politischer und sozialer Erwartung und der tatsächlichen Lage ist in der deutschsprachigen Ausgabe durch die Gliederung und die umfassendere Nutzung der deutschsprachigen Originaldokumente in den russischen Betriebs-, Kommunal- und Staatsarchiven sehr deutlich geworden.

Die Arbeiterschaft außerhalb Sowjetrußlands sei – so meinte Gorki – bisher mit „Brosamen vom Tisch der Bourgeoisie" abgespeist worden. Damit mißdeutete er die in jahrzehntelangen Arbeitskämpfen errungenen politischen und sozialen Rechte z. B. der Arbeiterschaft in Deutschland, deren vollständiges oder teilweises Fehlen die Facharbeiter aus Berlin und andernorts von Anfang an feststellten. Auch dieses Spannungsfeld untersucht der Autor (u. a. bei Akkordarbeit/Arbeitsnormen; Arbeitsplatzwahl/-bindung; uneingeschränkter Meinungsäußerung/rigiden Einschränkungen). Darüber hinaus waren die deutschen Facharbeiter an zivilisatorische Verhältnisse gewöhnt, die in der UdSSR erst geschaffen werden mußten. Ein zweiter von Gorki benannter Problemkreis betraf die Situation in den Betrieben. In den Unterschieden in der Arbeitsdisziplin, in den Arbeitsabläufen und in der Leitung der Betriebe, der Art und Weise der Lohnabrechnung taten sich ausführlich dargestellte und analysierte Konfliktfelder auf. Und dies obwohl das Berliner Elektrounternehmen AEG, in dem zahlreiche der Facharbeiter des Moskauer Elektrosawods gearbeitet hatten, bereits im Februar 1926 mit dem sowjetischen Glawelektro, der Hauptverwaltung für Elektroindustrie, ein geheimgehaltenes Abkommen abgeschlossen hatte, das vorsah, in Moskau – das dortige Werk wurde 1928 gegründet – das Berliner „AEG-Produktionssystem" einzuführen.

Die Gründe für die Entstehung der Berliner Kolonie in Moskau sind in der russischen Ausgabe weitläufiger dargestellt als in der deutschen. Deren Konzentration auf die deutschen Facharbeiter in diesem letztendlich einige zehntausend Arbeiter beschäftigenden Werk, das zehn Jahre nach seiner Gründung Elektrounternehmen wie AEG, Osram und Siemens auf bestimmten Gebieten weltweit Paroli bot, ist der deutschen Ausgabe gut bekommen. Im Elektrosawod bestand Anfang der dreißiger Jahre die für Moskau größte Ausländerkolonie. Die deutschen Fachleute stellten in ihr annähernd 80 Prozent. Mit ihren z. T. ebenfalls eingereisten Frauen und Kindern waren es mehr als 300 Personen, die meisten von ihnen Berliner.

Im Arbeitsalltag sammelten die deutschen Facharbeiter (neben ihnen auch Fachleute aus den USA und Österreich) erste Erfahrungen mit der Sowjetwirklichkeit. Für ihren Enthusiasmus spricht, daß sie 1931 bis Anfang 1932 annähernd 400 Verbesserungs- und Neuerervorschläge einbrachten. Sie resultierten vor allem aus ihren Berufserfahrungen. Kamen doch die meisten ihrer sowjetischen Kollegen vom flachen Land und hatten kaum Erfahrungen mit einer industriellen Kultur. Die zahlreichen Vorschläge ergaben sich auch daraus, daß viele Meister und Ingenieure die technologischen Abläufe in dem aus dem Boden gestampften Betriebskoloß nur unvollkommen beherrschten. Eine im März 1931 von der Betriebsleitung einberufene Belegschaftsversammlung der ausländischen Mitarbeiter, in der diese gebeten wurden, Mängel zu benennen, brachte Mängel ans Tageslicht, die auch noch 50 Jahre später typisch für die Arbeitsweise sowjetischer Betriebe waren (wie z. B. Tausende Facharbeiter aus der DDR erfahren mußten, als sie Teile der Erdöltrasse Westsibirien–Mitteleuropa bauten). Benannt wurden u. a. die mangelhafte Qualität von Zulieferungen, fehlendes Werkzeug, Diskontinuität der Produktion mit Monat für Monat wiederkehrenden Überstunden und Mehrfachschichten gegen Monatsende, um auf Kosten von Knochenarbeit und mit schludriger Qualität „den Plan zu erfüllen". All diese und weitere Mängel zählten 1931 beispielsweise Willi Brünke und Willi Schultz auf, beide Monteure im Transformatorenbau. Daß diese Erfahrungen keineswegs allein im Elektrosawod gemacht wurden, dokumentieren die Aussagen deutscher und österreichischer Arbeiterinnen und Arbeiter in der UdSSR auch hinsichtlich der Diskrepanz zwischen der z. T. vorbildlich formulierten sowjetischen Arbeitsgesetzgebung und der Arbeitswirklichkeit.[4]

Am meisten und von Anfang an litten die Facharbeiterfamilien unter den unzulänglichen Wohnverhältnissen in den sogenannten Kommunalwohnungen, in denen je Familie (und unter den Berlinern waren die Familien Huth und Zint mit je sieben bzw. acht Familienmitgliedern vertreten) maximal zwei Zimmer zur Verfügung standen und dazu eine von mehreren Familien gemeinsam zu nutzende Gemeinschaftsküche. Auch der Bau eines eigens gebauten Wohnblocks mit Werkswohnungen für die ausländischen Facharbeiter änderte daran nichts.

Die Berliner engagierten sich desungeachtet nicht nur im Betrieb, sondern auch als Abgeordnete im Moskauer Stadtsowjet. Willi Koch und Otto Thiele wirkten als gewählte Stadtverordnete. Ihr kommunalpolitisches Engagement wurde abrupt unterbrochen. Der Dreher und Konstrukteur in der Wolframabteilung des Werks, Koch (Mitglied der Spartakusgruppe und der KPD), wurde 1937 zu zehn Jahren Lagerhaft verurteilt und anschließend nach Westkasachstan verbannt. 1949 nochmals inhaftiert, wurde er erst 1955 entlassen.

Auch die anfangs positiven Erfahrungen mit der beruflichen Bildung der Kinder und Jugendlichen der Berliner Facharbeiter endeten in Brüchen, oftmals mit dem Tod der Betroffenen. Wie insgesamt annähernd 80 junge Deutsche willkürlich der Zugehörigkeit zu einer fiktiven „Hitlerjugend" beschuldigt, wurden z. B. die Brüder Paul, Bernhard und Johannes Huth (der Vater Alfons Huth war als Rundschleifer beschäftigt) am 28. Februar 1938 erschossen, der Bruder Bruno am 17. Oktober. Vater und Mutter Julia starben im Lager bzw. in der Verbannung. Diesen Golgathaweg gingen auch andere Berliner Arbeiterfamilien. Otto Zint, ältester Sohn des Schweißers Bernhard Zint, wurde unter der gleichen absurden Anschuldigung wie die Huth-Brüder erschossen und der Vater, zu acht Jahren Lager abgeurteilt, verstarb bereits 1938 im Lager.

Das in der deutschen Ausgabe enthaltene „Verzeichnis der Arbeiter aus Deutschland und Österreich im Moskauer Elektrokombinat" (S. 154 bis 159) erfaßt in tabellarischer Übersicht Angaben zur Person, zum Beruf, zur familiären Situation und ermöglicht in Verbindung mit dem annotierten Personenregister (S. 175–186) eine schnelle Orientierung über die Lebenswege.[5] Nützlich für den deutschsprachigen Leser ist auch das beigefügte Glossar (S. 160–174). Alphabetisch geordnet, erklärt es Begriffe des politischen Lebens in der UdSSR von „Abteilung Agitprop" bis „Workut-Lag" und „ZK", in das die ausländischen Arbeiter eingegliedert und in dem sie nicht selten zermahlen wurden.

*1 Vgl. Gerhard Kaiser, Rußlandfahrer. Aus dem Wald in die Welt. Facharbeiter aus dem Thüringer Wald in der UdSSR 1930–1965, Tessin 2000.*

*2 Vgl. Wilhelm Mensing, Von der Ruhr in den Gulag, Essen 2001.*

*3 In der „Deutschen Zentral-Zeitung" vom 28. Juni 1931 (am Tag zuvor in der „Pravda" in Russisch veröffentlicht).*

*4 Rückkehrer berichten über die Sowjetunion, Berlin 1942. S. 155–194.*

*5 Ähnliche Übersichten sind auch im Buch über die „Rußlandfahrer" (S. 237–241) enthalten sowie in einem jüngst erschienenen Sammelband: Jahrhundertschicksale. Frauen im sowjetischen Exil. Hrsg. von Simone Barck, Anneke de Rudder und Beate Schmeichel-Falkenberg, Berlin 2003, S. 232–247. Sie sind unverzichtbare Vorarbeiten für eine noch ausstehende Gesamtdarstellung des Wirkens deutscher Arbeiterinnen und Arbeiter in der UdSSR.*

*Gerhard Kaiser*

**Jahrhundertschicksale. Frauen im sowjetischen Exil.** Hrsg. von Simone Barck, Anneke de Rudder und Beate Schmeichel-Falkenberg (= Schriften der Gedenkstätte Deutscher Widerstand. Reihe A: Analysen und Darstellungen. Hrsg. von Peter Steinbach und Johannes Tuchel, Bd. 5). – Berlin: Lukas Verlag 2003. 275 S.

Siebzehn Autorinnen und Autoren skizzieren in vier thematischen Kapiteln – 1. Bedingungen, Strukturen, Terror; 2. Tätigkeitsfelder und Institutionen; 3. Einzelschicksale; 4. Bilder und Trugbilder vom sowjetischen Exil: Autobiographisches – ausgewählte Jahrhundertschicksale von Frauen, die angesichts lebensgefährlicher Bedrohung in Deutschland einen neuen Ort zum Leben suchten und ihn in der UdSSR gefunden zu haben meinten. Alle in den Sammelband aufgenommenen Beiträge wurden während der von der AG „Frauen im Exil" organisierten Tagung in Berlin 1998 vorgestellt.

Simone Barck weist in ihrem Konferenzbeitrag auf die in der Exilgeschichtsschreibung fehlenden „Perspektiven der Ehefrauen und Geliebten, der Mütter und Töchter, der Stenotypistinnen und der weiblichen Mitarbeiterinnen in den patriarchalisch strukturierten Partei- und Organisationsapparaten" (S. 15) hin. Seit der Konferenz sind einige Publikationen von im Band vertretenen Autorinnen und Autoren erschienen, die dazu beitragen, diese Leerstelle aufzufüllen. Das ist nicht zuletzt der sich wandelnden Archivsituation und der Entwicklung der Stalinismus- und historischen Kommunismusforschung geschuldet. Die von Carola Tischler erstellte Auswahlbibliographie zum Thema „Exil in der Sowjetunion" (S. 248 bis 257, bes. S. 253–257) spiegelt diese Veränderung wider.

Seitdem nicht mehr nur der Terror gegen die Eliten der Partei- und Staatsführung und ausgewählte Berufsgruppen in der UdSSR untersucht wird, rückt der Terror gegen das Volk ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Es geht in diesem Zusammenhang in der Regel um die Sichtweisen „von unten", um Erfahrungsberichte einfacher Menschen, darunter „normaler" Emigrantinnen, um den Alltag im „Vaterland der Werktätigen". Hinzu kommt die Einbeziehung der Facharbeiter, die im Regelfall mit ihren Familien einreisten. So geraten bisher ausgeblendete Lebensbereiche, wie z. B. der Schulbesuch der mitreisenden Kinder, in den Blick – im Band vorgestellt von Natalija Mussijenko und Christa Uhlig. Im Gulagsystem des NKWD gab es „Lager für Angehörige der Volksfeinde", vom Politbüro des ZK der KPdSU(B) gebilligte Befehle regelten die „Sippenhaft" und die Unterbringung von Kindern Verhafteter in Kinderheimen des NKWD – im Band vorgestellt von Meinhard Stark. Die Angehörigen der Verhafteten schrieben Eingaben – im Band vorgestellt von Reinhard Müller –, liefen von Gefängnis zu Gefängnis, um Auskunft über ihre Ehemänner, Söhne oder Väter – im Band vorgestellt von Hans Schafranek – zu erhalten.

Die im Band reproduzierten Fotografien machen den Bruch in den Biographien sichtbar. Die Kluft zwischen der Zeit vor und nach der Verhaftung konnte nicht tiefer sein. Ulla Plener geht dem Erleben der Frauenemanzipation im sowjetischen Exil nach. Unter der Rubrik Einzelschicksale finden sich Skizzen über Zenzl Mühsam von Uschi Otten, Lilly Becher von Rolf Harder, Inge von Wangenheim von Frithjoff Trapp und Josephine Boss von Caroline Tischler.

Es ist den Organisatoren der Konferenz gelungen, Frauen, die die „Untersuchungshaft" und die sogenannten Besserungsarbeitslager überlebt haben, als Teilnehmerinnen an der Konferenz zu gewinnen. Simone Barck sprach mit Gabriele Stammberger, Emmi Wolf und Tamara Günther über Verfolgung, Exil und Krieg. Daß es nicht einfach war und ist, mit den Überlebenden über Bilder und Trugbilder vom sowjetischen Exil ins Gespräch zu kommen, zeigte nicht zuletzt die Buchvorstellung in der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, zu der die Veranstalter Frau Ilse Münz-Koenen begrüßten.

Immer wieder wurde deutlich, daß es z. B. an verallgemeinernden Begriffen und adäquaten Übersetzungen für Erscheinungen des sowjetischen Alltags und insbesondere der Gefängnis- und Lagerwelt mangelt. Damit soll nur auf ein Problem des noch ausstehenden Vergleichs des Terrors im sowjetischen und im NS-System hingewiesen werden. Der Beitrag von Eva Maria Siegel im Kapitel über die Trugbilder ist zu Recht mit „Über die Grenzen des Verstehens" überschrieben. Beiträge zu den Autobiographien von Susanne Leonhard, Margarete Buber-Neumann und Annemarie Schwarzenbach runden den Band ab. Rita Pawlowski stellte eine ebenso ergänzungs- wie korrekturbedürftige Liste mit Namen deutschsprachiger Frauen im sowjetischen Exil zur Verfügung.

*Wladislaw Hedeler*

GÖTZ, Norbert: **Ungleiche Geschwister. Die Konstruktion von nationalsozialistischer Volksgemeinschaft und schwedischem Volksheim** (= Die kulturelle Konstruktion von Gemeinschaften im Modernisierungsprozeß. Hrsg. von Bernd Henningsen, Band 4). – Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 2001. 598 S.

Das Vorhaben, die nationalsozialistische „Volksgemeinschaft" und das schwedische „Volksheim" *(folkhem)* zu vergleichen, muß auf den ersten Blick verwundern. Zwar erlebten beide Begriffe ungefähr im gleichen Zeitraum ihre Blütezeit, der politische Kontext in dem sie verwendet wurden, hätte aber unterschiedlicher nicht sein können. Hier drängt sich sofort die Frage auf, ob dieser Vergleich nicht von vornherein schief ist. Götz verweist allerdings eingangs auf strukturelle und begriffliche Ähnlichkeiten der Termini „Volksgemeinschaft" und „Volksheim", die den Vergleich nicht nur rechtfertigen, sondern zu einem fruchtbaren Unternehmen werden lassen. Gerade ein vergleichender Blick auf die Begriffe „Volksgemeinschaft" und „Volksheim" zeige die Linien, die destruktive, aber auch klassische von nachhaltigen Modernisierungsvarianten unterscheiden (S. 17). Ein Erkenntnisgewinn sei dabei aber nur zu erzielen, wenn nicht die Ideologie einseitig als Praxis definiert oder aber sie umgekehrt von der Praxis gelöst werde. Der Blick habe sich vielmehr auf die „doppelte Konstruktion" von „Volksgemeinschaft" und „Volksheim" zu richten und sowohl „politische Rhetorik" als auch „politische Maßnahmen" zu untersuchen (S. 45). Diesem Vorgehen folgt der Aufbau des Buches in einem begriffshistorischen Teil und einen Teil, der sich mit der Umsetzung der Vorstellungen von „Volksgemeinschaft" und „Volksheim" in praktische Politik beschäftigt.

In seiner umfangreichen, über 200 Seiten langen begriffsgeschichtlichen Analyse geht Götz zunächst der Bedeutung und Verwendung der Begriffe „Volksgemeinschaft" und „Volksheim" in Deutschland und Schweden nach. Detailliert schildert er die Verwendung der Begriffe „Volk", „Gemeinschaft", „Heim" und „Volksgemeinschaft" bzw. „Volksheim" seit Mitte des 19. Jahrhunderts bis zu den gegenwärtigen Debatten und fragt nach Gemeinsamkeiten und Differenzen. Dabei stützt er sich weitgehend auf die zeitgenössischen politischen Diskurse und zieht für Deutschland, wo der Begriff „Volksgemeinschaft" auch in die Rechts- und Verwaltungssprache eindrang, zusätzlich staatsrechtliche Debatten und Verwaltungstexte hinzu.

Götz zeigt, daß beide Begriffe dem politischen und wissenschaftlichen Dunstkreis des sozial aufgeschlossenen Konservatismus entstammten, bald aber in beiden Ländern zum Vokabular nahezu aller politischen Parteien im Spektrum von linker Mitte bis zur extremen Rechten gehörten. Vor allem im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts lassen sich eine Vielzahl unterschiedlicher Inhalte und Verwendungszusammenhänge ausmachen, die wesentlich vom politischen Standpunkt und Bezugsrahmen des Verwenders abhingen. Im Gegensatz zur heute vorherrschenden Konnotation – „Volksheim" = (sozial)demokratisch und „Volksgemeinschaft" = nationalsozialistisch – gab es durchaus auch so etwas wie sozialdemokratische Konzeptionen der „Volksgemeinschaft" oder rechtsextreme Versionen des „Volksheims".

Ihre bis heute präsente Bedeutung als politisch entgegengesetzte Konzepte erhielten die Begriffe dann in den dreißiger und vierziger Jahren, die Götz als die eigentliche „formative Phase" der Begriffsgeschichte kennzeichnet. In Deutschland wurde die „Volksgemeinschaft" von den Nazis in Beschlag genommen und zum „Universalbegriff" des Nationalsozialismus gemacht, während „Volksheim" mit dem Beginn der sozialdemokratischen Hegemonie in Schweden 1932 seine bis heute gültige Bedeutung erhielt.

Gleichwohl stehen die beiden Begriffe für Intentionen, die unterschiedlicher nicht sein konnten: Während „Volksheim" heute untrennbar mit dem „Schwedischen Modell" eines demokratischen Wohlfahrtsstaates und einer potentiell auf Integration und Teilhabe zielenden (Sozial-)Politik verbunden ist, steht „Volksgemeinschaft" für ein auf rassistischer Ausgrenzung und Ungleichheit basierendes totalitäres völkisches Modell.

Entgegen diesen Vorstellungen macht Götz aber bei beiden Konzepten nicht nur einen gemeinsamen begrifflichen, sondern auch einen gemeinsamen inhaltlichen Kern aus. Die gemeinsame Idee beider Termini sei nämlich das Versprechen, die „Mitglieder des Volkes" könnten auch auf nationalstaatlicher Ebene „mit der aus familiären Beziehungen gewohnten Anerkennung rechnen" (S. 277). Es gehe also letztlich bei beiden Begriffen um die Verankerung des Individuums in einem kollektiven Rahmen, beide seien als unterschiedliche Interpretationen des Verhältnisses zwischen Individuum und Kollektiv zu begreifen. Der Unterschied besteht also demnach weniger in der begrifflichen Bedeutung der Begriffe als vielmehr in ihrer konkreten Umsetzung in unterschiedlichen Gesellschaften.

Wie unterschiedlich das Verhältnis von Individuum und Kollektiv in Schweden und Nazideutschland tatsächlich war, schildert Götz im zweiten Teil seiner Untersuchung, der die praktische Relevanz und die Umsetzung der Begriffe „Volksheim" und „Volksgemeinschaft" exemplarisch an den Bereichen Sozial- und Jugendpolitik beleuchtet. Die nationalsozialistische „Volksgemeinschaft" begreift er dabei als eine „konkrete Ordnung", die sich durch den totalitären Zugriff auf die Lebenswelt der Gesellschaftsmitglieder auszeichne, während das schwedische „Volksheim" eine „provisorische Utopie" verkörpere, die weniger in Institutionen und im Recht verankert gewesen sei, sondern sich durch ihr „allgemeines Vorstellungspotential und ihre Orientierung an Verfahren demokratischer Interessenaggregation bei flexibler inhaltlicher Gestaltung" auszeichne (S. 542).

Diesen Unterschied stellt er zunächst an der Hitlerjugend (HJ) und dem Reichsarbeitsdienst (RAD) bzw. der 1929 gegründeten sozialdemokratischen Kinder- und Jugendorganisation Unga Örnar (Junge Adler) und den verschiedenen schwedischen Dienstorganisationen dar. Auf der Basis archivalischer Quellen, zeitgenössischer Veröffentlichungen und der einschlägigen Literatur arbeitet er die Differenzen in Zielsetzungen, Selbstverständnis und Erziehungsarbeit der Organisationen heraus. Grundsätzlich Neues erfährt man hier, zumindest was HJ und RAD betrifft, allerdings nicht, was auf dieser Quellengrundlage allerdings weder zu erwarten und wohl auch nicht intendiert war. Informativer sind an dieser Stelle schon die Ausführungen zu den schwedischen Jugendorganisationen, die im Gegensatz zu den Naziformationen nicht mit dem Anspruch

auftraten, die Gemeinschaftsideologie in der Wirklichkeit konkret zu verkörpern. Anders als Hitlerjugend und RAD zielten schwedischen Kinder- und Jugendorganisationen auf die Verankerung eines demokratischen Bewußtseins und selbst in den halbstaatlichen Pflichtorganisationen galt es, primär das „Ideal der Sozialisation zur zivilgesellschaftlichen Partizipation" positiv umzusetzen (S. 537).

In einem zweiten Block beschäftigt sich Götz mit den Unterschieden im Bereich der Sozialpolitik und beleuchtet verschiedene Zweige von Sozialversicherung, Fürsorge und bevölkerungspolitischen Maßnahmen. Insbesondere an diesen Bereichen wird unmißverständlich deutlich, wie sehr die nationalsozialistische „Volksgemeinschaft" mit der rassistisch motivierten Vorstellung des „Anderen", nicht Dazugehörigen, Auszugrenzenden verbunden war und letztlich den Resonanzboden für die mörderischen Politiken des Regimes abgab. „Auslese" und „Ausmerze" waren die beiden Seiten der nationalsozialistischen Sozialpolitik, mit denen die konkrete Ordnung „Volksgemeinschaft" hergestellt werden sollte. Umgekehrt wurden Zugang und Umfang von Leistungen über den rassisch bemessenen „Wert" des einzelnen für die „Volksgemeinschaft" bestimmt. Gegenüber diesem völkischen Partikularismus erscheint das „Volksheim" in sozialpolitischer Hinsicht tatsächlich als ein Konzept, das potentiell die gesamte Bevölkerung umschloß und nicht mit Stimmungsmache gegen gesellschaftliche Randgruppen verbunden war.

Gleichwohl machen die auch in Schweden praktizierten Zwangssterilisationen deutlich, daß Trennungslinien und Ausgrenzungsmechanismen auch in die Konzeption des schwedischen Wohlfahrtsstaats eingeschrieben waren. Wenn dafür auch, wie Götz schreibt, weniger völkisch-rassistisches als utilitaristisches Denken verantwortlich war, beginnt doch spätestens hier das Bild eines modernisierten Schwedens, das der Autor über weite Strecken der Darstellung aufrechterhält, zu bröckeln. Zwar stellt Götz heraus, daß die Zwangssterilisationen als nicht bestandener „Härtetest" für Schweden als Modelland einer „provisorischen Utopie" zu bewerten seien, besteht aber darauf, daß die Sterilisationspolitik nicht repräsentativ für das „Volksheim" gewesen sei (S. 536), mithin also die insgesamt positive Bilanz des sozialdemokratischen Projektes nicht in Frage stelle. Hier gewinnt man den Eindruck, daß diese Bewertung dann doch einem schiefen Vergleich geschuldet ist. Welches demokratisch verfaßte System muß im Vergleich mit der monströsen Politik des nationalsozialistischen Staates nicht gut abschneiden?

*Sven Steinacker*

HEIDER, Ulrike: **Keine Ruhe nach dem Sturm.** – Hamburg: Rogner & Bernhard bei Zweitausendeins 2001. 324 S.

Mit „Keine Ruhe nach dem Sturm" liegt nun ein sympathischer, autobiographischer Bericht einer Zeitzeugin der Frankfurter SDS-, Hausbesetzer- und libertären Alternativszene vor, der sich wohltuend von narzißtischen, Selbsthaß und Selbstliebe unbedarft vereinigenden, dafür aber von der veröffentlichten Meinung goutierten Werken à la Gerd Koenen,[1] der ja ebenfalls im Frankfurter Milieu groß geworden war, unterscheidet. Die Autorin, die Ende der achtziger Jahre nach New York verzog, erzählt in ihren, in der zweiten Hälfte oft erfrischend zynisch formulierten Memoiren, ihren persönlichen und politischen Lebensweg in Frankfurt, wobei sie diese chronologische Abfolge ihrer bundesdeutschen Erfahrungen immer wieder mit Einsprengseln ihrer späteren Erlebnisse in New York durchsetzt. Insgesamt entsteht so ein Bild, das insbesondere allen Lesern, die sich für eine Aufarbeitung der siebziger und achtziger Jahre interessieren, wichtige Einblicke gewährt.

Aufgewachsen im Frankfurter Bildungsbürgertum, war ihre frühe Jugendzeit insofern ungewöhnlich, als ihre Eltern und deren Freundeskreis dem betont antifaschistischen, linksliberalen Spektrum zugerechnet werden müssen. Ihr Vater war lange Jahre Mitglied der Deutschen Friedensunion. Ulrike Heiders Bemerkungen zu ihrer Gymnasialzeit werden bei manchen Lesern sicherlich ein Déjà-vu-Erlebnis hervorrufen, doch beschreiben sie eigentlich wenig Außergewöhnliches oder Bemerkenswertes.

Der Text wird interessanter mit dem Einstieg der Autorin in das Frankfurter Universitätsmilieu und hier insbesondere in das Umfeld des Frankfurter SDS. Die sich rasch eröffnenden Möglichkeiten des persönlichen und gesellschaftlichen Bewußtseinswandels werden in einfachen aber überzeugenden Tönen geschildert. „Die von meinen Kommilitonen gestörten Vorlesungen, die mit Parolen beschmierten Wände, der durcheinandergebrachte Lehrbetrieb und das Selbstbewusstsein, das dem Verstoß gegen die Regeln entspringt,

erfüllten mich mit einem neuen Lebensgefühl. Nichts musste so bleiben, wie es war. Alles war veränderbar. Die an den Hebeln saßen, würden nicht für immer dort bleiben" (S. 85 f.) „Bald aber," so die Autorin, „sollte ich mich noch mehr wundern, läutete doch das Jahr 1969 eine neue Ära ein" (S. 87), eine Ära der Ernüchterung und Zersplitterung, die für viele eine Rückbesinnung auf elterliche Tugenden, wenn auch zuerst oft im maoistischen Gewand, bedeutete.

Heiders Bemerkungen zur Erklärung der ML-Mode, insbesondere aber ihre Erfahrungen mit der Frankfurter Spontiszene, von ihren Ursprüngen in der „Betriebsprojektgruppe" bis zu ihren Zerfallserscheinungen innerhalb und außerhalb der Grünen Partei, werden auf absehbare Zeit eine hochwichtige Quelle zum Verständnis des deutschen Nach-68er-Klimas bleiben. „Für Superspontis [...] war jeder ein ‚Scheißbürger', der irgendetwas, und sei es auch nur das nächste Abendessen, plante, statt mit einsetzendem Hunger spontan zu entscheiden, wo und was er essen wolle. Mehr und mehr in Verruf kamen auch alle, die sich an Wissen und Erfahrungen statt an Gefühlen, spontanen Regungen und der Unmittelbarkeit des Augenblicks orientierten" (S. 201). „Vieles konnte nun gerechtfertigt werden, wenn man es nur spontan nannte. Gewaltausbrüche, gebrochene Versprechen, Rausschmisse aus Wohngemeinschaften, Verantwortungslosigkeit in Liebesbeziehungen, verratene Freundschaften und unsoziales Verhalten im Alltag" (S. 202). Der Verdacht liegt nahe, daß viele Protagonisten dieses Milieus beim oft nachfolgenden Karriereknick, etwa in Richtung Ministersessel, keinerlei entscheidende Mentalitätsveränderungen zu durchstehen brauchten.

Heiders Darstellung klingen auch deshalb so überzeugend, weil sie damals, laut eigenen Aussagen, politisch eher inaktiv war und sich eher auf die Privatsphäre konzentrierte, die allerdings notgedrungen höchst irreguläre Formen annahm. So vermitteln ihre Aufzeichnungen nicht nur die Schattenseiten der siebziger Jahre, sondern sie korrigieren so manch spätere, verzerrte Wiedergabe zwischenmenschlicher Beziehungen in damaligen linksalternativen Kreisen. „Das Einzige, was erwartet wurde, war ‚Solidarität', das hieß Hilfsbereitschaft und Altruismus, in einem Maße, wie es heute schwer vorstellbar ist" (S. 120). „Solidarität hieß, den Genossen und den Gleichgesinnten zu helfen, beim Umzug, beim Zimmerstreichen, bei der Jobsuche, bei der Examensarbeit und in emotionalen Konflikten" (S. 121).

Heiders Kommentare zu den Realitäten und Konsequenzen der linksradikalen Sexualmoral sind insbesondere auch deshalb von hoher Relevanz, da sie allseits grassierende Mythen überzeugend widerlegen. „Der im Nachhinein als typisch gehandelte Spruch ‚Wenn du nicht mit mir schläfst, bist du nicht emanzipiert' kam meiner Erinnerung nach nur selten von radikalen Männern, stereotyp aber von jenen liberalen oder konservativen, die sich unter die Revoltierenden mischten, um sich an ihrem Feuer zu wärmen oder die in Spießers Fantasie allzeit bereiten Kommunistenweiber aufzureißen" (S. 143). „Sexuelle Annäherung von beiden Seiten galt als erstrebenswert. Sie war aber keineswegs, wie später oft behauptet, obligatorisch, denn jeder Zwang war unter Antiautoritären verpönt" (S. 142).

Heiders eigener, betont individualistischer und nicht zuletzt daher auch höchst feministischer Weg brachte die Autorin immer wieder in Kontakt mit der damals ebenfalls neu entstehenden alternativen Frauenszene. Ihre sarkastisch-zynischen Beschreibungen ihrer Altersgenossinnen in den Spekulum-Gruppen und autonomen Frauenzentren gehören zu den amüsanteren aber nichtsdestoweniger scharf analysierenden Zeilen des letzten Viertels, das sich deutlich von den vorhergehenden Passagen unterscheidet.

Denn erst um 1982 begann, nach eigenen Aussagen, für Ulrike Heider wieder eine Phase des öffentlichen Politisierens. „Das politische Engagement, das mir in seiner positiven Variante, dem Einsatz für eine sozialistische Zukunft, gefehlt hatte, stellte sich im Widerwillen gegen den ‚neuen' Zeitgeist wie verspätet ein" (S. 302). Jeder, der die bundesrepublikanischen Zustände der achtziger Jahre auch nur von weitem zu Gesicht bekam, weiß, was die Autorin meint.

Ein Schlüsselerlebnis für Heider war eine Veranstaltung in Frankfurts alternativem Politkeller, in der „Batschkapp", aus Anlaß der bevorstehenden Goethepreisverleihung an Ernst Jünger, auf der Daniel Cohn-Bendit und Joschka Fischer den ewiggestrigen Frontkämpfer und elitären „Einzelkämpfer" hochachtungsvoll vor versammelter Mannschaft verteidigten. Von nun an benutzte die Autorin ihr journalistisches Talent, um dem neuen deutschen Geschmack an den „neuen Schüler[n] von Nietzsche und Heidegger, der beiden deutschen Meister, die auf dem Umweg über Frankreich nach Hause zurückgekehrt waren" (S. 301), ein wenig Einhalt zu gebieten. Doch der Triumph des irrationalen Antihumanismus, der sich u. a. im wachsenden Interesse an

Jean Baudrillard, Georges Bataille und Carlos Sauras „Carmen" zeigte, schien unaufhaltsam, so daß Ulrike Heider 1988 ihrer Heimatstadt den Rücken kehrte und ins freiwillige Exil ging.

Im ersten Drittel manchmal zu langatmig, im mittleren Teil nicht immer genügend *auto*biographisch, ist dieses Buches dringend all denen zu empfehlen, die sich für den Werdegang der bundesdeutschen Linken jenseits von Sozialdemokratie und Stalinismus interessieren. „Keine Ruhe nach dem Sturm" ist ein wichtiger Baustein zur Mentalitätsgeschichte des „roten Jahrzehnts" sowie der Zerfallsprodukte dieser allzuoft mythologisch verbrämten und/oder verteufelten Zeit.

*1 Siehe meine Besprechung, in: IWK, Jg. 38 (2002), H. 3, S. 408–410.*

*Gerd-Rainer Horn*

TOLOMELLI, Marica: **„Repressiv getrennt" oder „organisch verbündet". Studenten und Arbeiter 1968 in der Bundesrepublik Deutschland und in Italien.** – Opladen: Leske + Budrich 2001. 352 S.

Es gehört zu den Allgemeinplätzen der Geschichtswissenschaft, die 68er-Bewegung als Ausdruck einer neuen sozialen Bewegung, der Studentenbewegung, zu betrachten. In den nichtromanischsprachigen Ländern Westeuropas ist dies sicherlich kein falscher Zugang zu einem neuerdings beliebten, aber auch hochkontroversem Thema der europäischen Zeitgeschichte sowie der Journalistik schlechthin. Die relevante Sekundärliteratur, aber auch der rasch anschwellende Fundus an Memoiren von Zeitzeugen, stellt dabei eine nicht zu verkennende Vorliebe für zynische und sarkastische Kommentare vis-à-vis dem Zusammenspiel oder vielmehr dem Zusammenprall von Studenten- und Arbeiterbewegung zur Schau. Doch ganz so „repressiv getrennt", wie gemeinhin angenommen, waren diese zwei kollektiven Akteure nun auch wieder nicht, selbst in der bundesdeutschen Republik der sechziger Jahre – wie Tolomelli immer wieder unterstreicht. Die enorme Kurzsichtigkeit der zeitgenössischen europäischen Sozial- und Geschichtswissenschaften kann daher u. a. daran gemessen werden, daß, um nur auf einen der mannigfaltigen „weißen Flecke" hinzuweisen, Studien zum transnationalen Phänomen einer ganzen „Generation" studentischer Aktivisten, die ihre akademische Karriere an den Nagel hingen, um als Industriearbeiter politische „Missionsarbeit" zu verrichten, quasi nach dem Muster der Arbeiterpriester verfahrend, an den Fingern einer Hand abgezählt werden können.

Marica Tolomellis Untersuchung studentischer Kontakte mit Arbeitern und Gewerkschaftern in Italien und der Bundesrepublik beginnt daher eine klaffende Lücke zu füllen, und der vergleichende Zugang zu diesem Phänomen macht diese Studie besonders attraktiv. Die Annahme, daß die studentische 68er-Bewegung in der Bundesrepublik kaum Kontakte mit der Arbeiterbewegung pflegte, wird von Tolomelli in einer interessanten Aufarbeitung der Interaktion zwischen Studenten und Gewerkschaften in der Antinotstandsgesetzgebungskampagne widerlegt. Ihrem Verständnis von „1968" als einem weitaus mehr als zwölfmonatigen Mobilisationszyklus folgend, zeichnet die Autorin den Aufstieg und Niedergang dieser, zumindest für bundesdeutsche Verhältnisse, außergewöhnlichen Kooperation zweier ungleicher und ungleichartiger Partner nach. Der Höhepunkt der Phase relativ ungetrübter Zusammenarbeit wurde allerdings schon recht früh erreicht – von Mai bis Oktober 1965. Ab Herbst 1966 zogen die Sturmwolken der Uneinigkeit allmählich herauf, und spätestens mit den Osterunruhen 1968 war das erfolgreiche Zusammenspiel von Studenten und Gewerkschaften de facto nur noch ein Erinnerungsstück.

Die Autorin markiert hierfür eine Reihe von verantwortlichen Faktoren: Eine zunehmende Ambivalenz führender studentischer Kräfte gegenüber der Gewaltfrage, generell das rasche Anwachsen der antisystemischen Züge der Studentenbewegung, insbesondere der Sieg des antiautoritären Flügels innerhalb des SDS über die studentischen Vertreter des klassischen Linkssozialismus (personal ausgedrückt: der Sieg Rudi Dutschkes über Helmut Schauer) werden als Grund der Entfremdung angegeben. Auf gewerkschaftlicher Seite wird die grundsätzliche Verfassungsloyalität des DGB angeführt. Da dieses gewerkschaftliche Vertrauen ins Grundgesetz eine Konstante der Nachkriegsgeschichte war, das Verschieben der zwei Hauptströmungen im SDS aber als Produkt der innerstudentischen Dynamik dargestellt wird, trifft daher, so der unausgesprochene Tenor dieses Teils des Buches, die „Hauptschuld" am Zerfall des Bündnisses die Studentenschaft. Kurioserweise wird ein Fakt der politischen Geschichte dieser Jahre von Tolomelli auch nicht ein einziges Mal erwähnt: die Formierung der „großen Koalition" Anfang Dezember 1966, die zum ersten Mal seit über 35 Jahren

die SPD wieder an die Futterkrippen der Macht brachte. Könnte es nicht „zufällig" so gewesen sein, daß der Entfremdungsprozeß zwischen SDS und DGB ab Herbst 1966 auch durch diesen Wandel begünstigt wurde?

Während in der Bundesrepublik die Zusammenarbeit von Studenten und Gewerkschaften ab dem Frühjahr 1968 de facto nicht mehr funktionierte, gab es in Italien gerade von Frühjahr bis Sommer 1968 „vielseitige Beziehungen zwischen Studenten- und Arbeiterbewegung" (S. 230). Hierbei wird aber von der Autorin ein wichtiger Unterschied zur bundesdeutschen Szene hervorgehoben. Aus sozial- und organisationsgeschichtlichen Gründen konzentrierten sich die Bemühungen italienischer Studenten auf die Arbeiterschaft an sich und erst in zweiter Linie auf die gewerkschaftlichen Vertreter. Im krassen Gegensatz zur Bundesrepublik ergab sich hierbei in Italien eine oft enge Zusammenarbeit zwischen Studierenden und Arbeitern. Während in Deutschland die „Ostertage 1968 den Beginn des Endes der indirekten Interaktion zwischen Studenten- und Arbeiterbewegung" (S. 201) einläuteten, beteiligten sich zur gleichen Zeit bereits mehrere hundert Fabrikarbeiter an hitzigen Debatten auf dem Campus der Universität Turin. Und wenn sich die Kontakte zwischen italienischer Studenten- und Arbeiterbewegung spätestens im Sommer 1969 ins Nichts auflösten, war dies einzig und allein eine Folge der Selbstauflösung der italienischen Studentenbewegung. Denn mit dem raschen Anwachsen industrieller Konflikte ab März 1968 verlagerte sich das Zentrum italienischer sozialer Bewegungen von der Universität in die Betriebe. Studentische Aktivisten begannen, nun nicht nur ihre Vorlesungen und Seminare zu vernachlässigen, sondern sie hingen ihre gesamte universitäre Karriere an den Nagel, um dort zu sein wo die Hoffnung blühte.

Kurzum: Marica Tolomelli kontrastiert auf überzeugende Weise das Wechselspiel zwischen Studenten und Arbeitern in zwei wichtigen Industrienationen Europas. Dabei unterbreitet die Autorin gleichzeitig interessante Kommentare zur Bedeutung der Kritischen Theorie und der neuen Linken schlechthin. Und insbesondere in den letzten Abschnitten ihrer Studie deutet Tolomelli auf einen potentiell ungemein wichtigen Faktor hin, der die radikal unterschiedlichen Werdegänge studentisch-proletarischer Interaktion in diesen zwei Ländern erklären könnte. Im Gegensatz zur deutschen Sozialdemokratie versuchte nämlich die italienische kommunistische Partei (PCI) immer wieder auch und gerade in kultureller Hinsicht, eine enge Kommunikation mit der Arbeiterklasse an sich herzustellen. Als dann im Laufe der späten sechziger Jahre die Radikalisierung weiter Teile der Gesellschaft selbst die PCI in den Schatten sozialer Auseinandersetzungen drängte, versicherte die ursprünglich von der PCI kreierte, realexistierende linke Subkultur, daß die sich radikalisierende Fabrikarbeiterschaft die Sprache der operaistisch argumentierenden (Ex-)Studenten nicht nur verstehen sondern auch sprechen konnte.

Wie exakt die Präexistenz dieser vitalen italienischen linken Subkultur mit den soziologischen und organisationstheoretischen Argumenten, die Tolomelli zu Beginn ihrer Studie aufführt, in Verbindung gebracht werden können, bleibt hierbei eine offene Frage. Die genaue Evolution dieser Subkultur in den sechziger Jahren wird ebenfalls in weiterführenden Studien zu untersuchen sein. Überhaupt läßt dieses Buch so manche Frage weithin unbeantwortet. Beispielsweise erwähnt die Autorin an einer Stelle, daß der italienische Teil der vorliegenden Untersuchung die Gewerkschaften an sich vernachlässigt, „weil nicht sie die bevorzugten Ansprechpartner der Studentenbewegung waren, sondern die Arbeiterschaft selbst und insbesondere die nicht gewerkschaftlich organisierte Arbeiterschaft" (S. 277). Was für eine Studie des gesamten Mobilisationszyklus italienischer sozialer Bewegungen, also den Zeitraum 1968 bis 1976, sicherlich unzureichend wäre, mag für den von Tolomelli untersuchten Zeitraum bis Juli 1969 weithin zutreffen.

Für Deutschland allerdings ist diese Einschränkung, die de facto auch für Tolomellis Kapitel zur Bundesrepublik gilt, weniger überzeugend. So benutzt die Autorin zwar die Akten zur Notstandskampagne im Frankfurter IG-Metall-Archiv, verläßt sich aber ansonsten auf die relevanten Archivbestände, die die Willensbildungsprozesse einzig und allein innerhalb der Studentenbewegung erhellen. Gewerkschaftsinterne Dokumente, die die generelle politische Orientierung des DGB (z. B. den Silberblick in Richtung SPD) einer genaueren Analyse unterwerfen könnten, werden leider nicht berücksichtigt.

Kurzum: die Hauptkritik, die man dieser Studie anheften könnte, wäre die allzu einseitige Ausrichtung auf Argumentationslinien und interne Diskussionen der studentischen Teilnehmer und studentischer Verbände. Doch wäre mehr vielleicht zu viel verlangt von einer Untersuchung, die ein bisher stark vernachlässigtes Thema ins Rampenlicht der Geschichtswissenschaft rückt.

Die Lektüre dieses Buches ist dringend zu empfehlen, nicht zuletzt weil nur so gewisse, offengelassene Fragen reflektiert und elaboriert werden können. Es ist zu hoffen, daß weitergehende Arbeiten den so entstandenen neuen Fragen nachspüren werden.

*Gerd-Rainer Horn*

ELBAUM, Max: **Revolution in the Air. Sixties Radicals Turn to Lenin, Mao and Che** (= The Haymarket Series). – London und New York: Verso 2002. VIII, 370 S.

Mit dieser Studie liegt die bisher informativste Untersuchung eines weithin unbekannten Phänomens vor, eine Geschichte der *Far Left* im Nervenzentrum der Weltpolitik, den Vereinigten Staaten von Amerika. Während eine Fülle von Aufarbeitungen die amerikanische *New Left* von ihren Ursprüngen in der Bürgerrechtsbewegung bis zur Auflösung der Students for a Democratic Society (SDS) mehr oder weniger wohlwollend beschreiben, sind entsprechende Analysen der US-amerikanischen *Far Left* bisher unterblieben. Mit Elbaums Übersicht der Erfahrungen amerikanischer maoistisch orientierter K-Gruppen beginnt sich (hoffentlich) diese Lücke zu füllen.

In den siebziger Jahren, die auch in den USA der eigentliche Höhepunkt des Mobilisationszyklus waren, der gemeinhin mit der Chiffre „The Sixties" in Verbindung gebracht wird, war das Spektrum maoistisch orientierter Gruppen – ähnlich wie etwa in Frankreich, Schweden, Italien oder der Bundesrepublik – innerhalb der in der ersten Hälfte dieses Jahrzehnts rasch expandierenden *Far Left* dominant. Laut Elbaum ist anzunehmen, daß zirka zehntausend Aktivisten zu den Kerntruppen des US-Maoismus gezählt werden müssen, obwohl seine eigenen Angaben gleichzeitig verdeutlichen, daß die direkte Mitgliedschaft zu einem gegebenen Zeitpunkt wahrscheinlich nie mehr als 2000 bis 3000 Personen umfaßte. Das von diesem Spektrum beeinflußte Milieu wird allerdings wiederum mindestens mehrere zehntausend mehr oder weniger aktive Sympathisanten gezählt haben.

Beeinflußt unter anderem von der chinesischen Kulturrevolution, die als antihierarchische, antibürokratische Kampagne mißverstanden wurde, fingen viele ehemalige Anhänger und Mitstreiter der *New Left* an, sich für die Lehren von Mao und Lenin zu interessieren. Sie lasen mit Begeisterung Zeitschriften wie den „Monthly Review" und den New Yorker „Guardian", die den vermeintlich bahnbrechenden Aktionen und Verlautbarungen der chinesischen kommunistischen Partei Gehör verschafften. „Monthly Review" genoß zu den Hochzeiten ihrer maoistischen Phase eine Auflage von bis zu 11 000 Exemplaren; das Wochenblatt „Guardian" sogar zeitweise über 20 000. Der Zeitraum 1968 bis 1973 wird von Elbaum als die Blütezeit maoistischer Träume verrechnet.

Obwohl ausschließlich als Studie der von Elbaum durchweg ohne Anführungszeichen „antirevisionistisch" genannten Gruppen und Grüppchen konzipiert und ausgeführt, beschreiben viele seiner Äußerungen zu den äußeren Umständen und den inneren Motivationen dieser politisch-persönlichen Entwicklungen in oft scharfsinniger Weise das Zusammenspiel von Faktoren, die eine ganze Generation von studentischen Aktivisten dazu führte, der *New Left* den Rücken zuzukehren und sich Organisationskonzepten der *Far Left* zuzuwenden. Deren zunehmend kritische Haltung gegenüber den Medienauftritten einiger weniger, selbsternannter Führer der *New Left* und die ebenso anwachsende Ungeduld mit der letztendlich fehlenden Schlagkraft der extrem dezentral agierenden SDS bereitete Ende der sechziger Jahre, so Elbaum, das Terrain für eine ebenso schnelle wie weitreichende Akzeptanz leninistischer Organisationsmodelle vor, die allesamt Effizienz und Standhaftigkeit versprachen. Die demokratischen Aspekte des demokratischen Zentralismus erschienen vielen Aktivisten der *New Left* sehr viel überzeugender und mitgliederfreundlicher als die demagogischen Selbstinszenierungen vieler, von niemandem gewählter studentischer Wortführer. Außerdem hatte ja gerade der Werdegang der *New Left* vorexerziert, wie ein kleiner Nukleus opferbereiter Aktivisten nicht nur rein numerisch rasch anschwellen konnte, sondern dabei auch gleichzeitig das Bewußtsein einer ganzen Generation verändern konnte. Wenn dies der disparat und unkoordiniert handelnden *New Left* gelingen konnte, dann müßte dies doch einer leninistischen Kaderpartei um so besser und nachhaltiger gelingen.

Doch dieser Traum kam sehr bald ins Schlingern. Die negativen Aspekte maoistisch inspirierter Kaderparteien überlagerten spätestens nach 1974 die potentiell positiven Momente. Zum einen kam es nie zur Formierung *einer* Partei, sondern – quasi Che Guevara parodierend – es entstanden zwei, drei, viele Kaderparteien, die sich gegenseitig mutig entlarvten. Ebenso bald wurde

auch klar, daß nicht das demokratische sondern das zentralistische Element im demokratischen Zentralismus die Oberhand gewann. Sogenannte Massenarbeit nahm meist die Formen der Gründung eigener, von den jeweiligen Gruppierungen eng kontrollierter Frontorganisationen an, wenn nicht gleich, der Einfachheit halber, präexistente Bewegungen infiltriert und gleichgeschaltet wurden. Ein frenetischer Aktivismus – einige Gruppen führten sogar ein Stechkartensystem ein – sorgte zusätzlich für zunehmende Erschöpfung sowie – was Elbaum immer wieder unterstreicht – Alkoholmißbrauch.

Mit der zunehmend antisowjetischen und proamerikanischen Haltung der chinesischen Mutterpartei wurde es im Laufe der siebziger Jahre allerdings immer schwieriger, das chinesische Modell an US-amerikanische Aktivisten zu verkaufen. In den späten siebziger Jahren setzte daher eine zweite Welle „antirevisionistischer" Parteigründungen ein, Organisationen, die sich mehr oder weniger erfolgreich von Peking abnabelten, ohne allerdings dem Modell des „Miniaturleninismus" (S. 195) eine Absage zu erteilen. Im Laufe der achtziger Jahre verschwanden daher fast alle maoistischen Strömungen der ersten und der zweiten Welle sang- und klanglos, genau entgegengesetzt zu ihren volltönenden Selbstermunterungen zu Gründerzeiten.

Soweit die positive Rezeption und Bedeutung von Elbaums Pionierarbeit. Doch mindestens ebensoviel, wie aus diesem Buch zu lernen ist, kann und muß daran kritisiert werden. Allen voran eine Tendenz zu einer Oberflächlichkeit und Einseitigkeit, was die Wiederaufbereitung des Innenlebens dieser K-Gruppen angeht, sowie die Aufarbeitung des Umfelds dieser Organisationen, d. h. der anderen Tendenzen der amerikanischen *Old*, *New* and *Far Left*. Irgendwann erwähnt Elbaum in seinem Text zwar alle nennenswerten Konkurrenten, doch fast immer in einer extrem verkürzten Perspektive, die nichts zum Verständnis der anderen US-amerikanischen linken Tendenzen (und deren Interaktionen mit den zahlreichen maoistischen Gruppierungen) beiträgt und sehr viel durch Verschweigen verdreht.

So war die unbestritten größte Einzelorganisation der amerikanischen *Far Left* nicht eine der vielen von Elbaum betrachteten maoistischen Kadergruppen, sondern die trotzkistische Socialist Workers Party (SWP), die durch ihre aufgeschlossene Bündnispolitik in der Anti-Vietnamkrieg-Bewegung einflußreich und unübersehbar geworden war. Obwohl von Elbaum mehrmals am Rande erwähnt, glänzt die SWP in seiner ohnehin schon extrem verkürzten Aufarbeitung der „konkurrierenden leninistischen Tendenzen" (S. 122 bis 124) durch Abwesenheit. Die New American Movement (NAM), eine – leninistisch gesprochen – „zentristische" Strömung, die sich zu Beginn der siebziger Jahre als revolutionär verstand und breite Kreise der radikalisierten US-Öffentlichkeit beeinflußte, wird von Elbaum zumeist nur karikaturhaft beschrieben. Die zweifelsohne größte Organisation der amerikanischen Linken dieser Zeit, die Kommunistische Partei, wird ebenfalls nur am Rande gestreift. Nur auf diese Art und Weise vermag es der Autor, die von ihm untersuchten „antirevisionistischen" Strömungen als das (trotz aller von ihm oft schonungslos dargestellten Mängel) interessanteste und authentischste Produkt dieser Jahre zu beschreiben.

Aber noch unverzeihlicher für eine kritische Geschichte der maoistisch orientierten Kadergruppenphase ist Elbaums (trotz aller scharfen Kritik an einigen Mißständen dieser Tendenz) sehr unterentwickelte Aufarbeitung des Fazits dieser Welle von Parteigründungen, die innerhalb meist nur weniger Jahre im Sande verliefen. In seinen „Lehren der New Communist Movement" (S. 315–338) sucht der Leser vergeblich nach konkreten Hinweisen auf die Dysfunktionalität des sogenannten demokratischen Zentralismus. Nirgendwo in diesem recht voluminösen Buch unterbreitet der Autor eine stringente Kritik an der strategischen Generallinie seiner „antirevisionistischen" Strömungen.

So behauptet Elbaum schlichtweg, daß sich „die Kader dieser Strömung in einer ganzen Bandbreite pulsierender sozialer Bewegungen aktiv engagierten" (S. 143). Mit der amerikanischen Realität vertraute Leser reiben sich bei der Lektüre dieser Zeilen ihre müden Augen. In den USA waren die unzweifelhaft stärksten sozialen Bewegungen der Jahre 1968 bis 1981 die Anti-Vietnamkriegs-Bewegung, die Frauenbewegung, ab Mitte der siebziger Jahre die ökologischen Bewegungen, insbesondere die Anti-AKW-Bewegung, sowie die Antinuklearwaffenkampagne der späten siebziger und frühen achtziger Jahre. Keine der zahlreichen „antirevisionistischen" Parteien spielte auch nur in einer einzigen dieser realexistierenden sozialen Bewegungen irgendeine auch nur annähernd zentrale Rolle. Ganz im Gegenteil! Wie von Elbaum an anderer Stelle hervorgehoben, hatte die übergroße Mehrzahl dieser Gruppen überhaupt kein Interesse daran, sondern konzentrierte sich auf die Schaffung von hermetisch abgegrenzten, dafür

aber um so „antirevisionistischer" operierender Frontorganisationen. Der Antifeminismus der meisten Strömungen der „New Communist Movement" und der homophobische Grundkonsens aller K-Gruppen der siebziger Jahre wird selbst von Elbaum klar fixiert. Er beschreibt die Anti-AKW-Bewegung auch heute noch als „nichtsozialistisches" Phänomen, das „noch weiter rechts" (S. 222) als die von ihm gehaßte Sozialdemokratie anzusiedeln sei. Nur ein einziges Mal operierten die maoistischen Gruppierungen unsektiererisch. Dies geschah allerdings erst im Rahmen von Jesse Jacksons Rainbow-Coalition in den achtziger Jahren, und zu diesem Zeitpunkt war schon alles zu spät.

Diesem tendenziösen Selbstverständnis des K-Gruppen-Phänomens unseres Autors liegt ein eklatantes Unverständnis der Bedeutung selbst der allereinfachsten Kategorien von Strategie und Taktik linker Organisationen im zwanzigsten Jahrhundert zugrunde. So zeitigt der Autor in seinen wenigen Versuchen, theoretische Aspekte der Arbeiterbewegung zu ergründen, ein totales Unwissen. Zum Beispiel wird die Politik der Einheitsfrontpolitik hoffnunglos mit Volksfrontpolitik vermischt und identifiziert. Das hat allerdings einen gewissen „Vorteil", denn nur so kann er weiterhin behaupten, daß die moskauhörigen kommunistischen Parteien bis Mitte der fünfziger Jahre prinzipiell „revolutionär" waren. Und dies ist wiederum die Erklärung für Elbaums Lieblingsausdruck „antirevisionistisch" – ohne lästige Gänsefüßchen – als Adjektiv der „New Communist Movement".

Trotz dieser Kritik gehört jedoch „Revolution in the Air" als Pflichtlektüre in die Regale derjenigen Leser, die sich mit der Politik der späten sechziger sowie der siebziger Jahre (nicht nur in den USA) auseinandersetzen möchten. Es ist einer der wenigen Versuche, den Mythos der „sechziger Jahre" mittels einer Studie der siebziger Jahre zu relativieren. Außerdem ergibt sich aus Elbaums Darstellung das interessante und realitätsgerechte Bild einer für europäische, maoistisch orientierte K-Gruppen eher ungewöhnlichen zentralen Ausrichtung seiner Kontrahenten auf „marxistisch" argumentierende Befreiungsbewegungen in der „dritten Welt", vermeintliche Hoffnungsträger, die den US-Kadern eine Zeitlang Trost spendeten, da ja die klassische Arbeiterbewegung in den USA eher, um es milde auszudrücken, unterentwickelt war. Durch diese meist unkritische Haltung zu kubanischen und anderen Befreiungsbewegungen im „Trikont", wie es damals hieß, gelang es den „antirevisionistischen" Gruppen dabei immer wieder, zumindest punktuell, einen gewissen, nicht zu unterschätzenden Einfluß unter Aktivisten innerhalb der Vielfalt der US-amerikanischen ethnischen Minderheiten auszuüben – eine Art maoistischer Variante des vielgerühmten US-amerikanischen Exzeptionalismus.

*Gerd-Rainer Horn*

**Die Parteien und Organisationen der DDR. Ein Handbuch.** Hrsg. von Gerd-Rüdiger STEPHAN, Andreas HERBST, Christine KRAUSS, Daniel KÜCHENMEISTER und Detlef NAKATH. – Berlin: Karl Dietz Verlag 2002. 1487 S.

Auf den ersten Blick mag es überraschen, daß der Fülle der seit 1989 erschienenen Handbücher, Enzyklopädien, Lexika, dazu den etwa 30000 Seiten umfassenden Ergebnissen zweier Enquetekommissionen des Bundestages über die DDR, nunmehr eine weitere und – im doppelten Wortsinn – außerordentlich gewichtige Arbeit hinzugefügt worden ist. Sowohl die Herausgeber als auch die bereits vielfach als Fachleute ausgewiesenen 38 Autorinnen und Autoren weisen allerdings zu Recht auf die doch recht widersprüchlichen Befunde zu den bislang noch unzureichend erforschten Blockparteien und Massenorganisationen hin. Obgleich bei einer derart voluminösen Arbeit inhaltliche Überschneidungen mit bereits vorhandenen Lexika und Handbüchern sowie Redundanzen auch zwischen den einzelnen Beiträgen des vorliegenden Bandes nicht ausbleiben können, ist diesem Handbuch eine weite Verbreitung zu wünschen. Nach der Lektüre der knapp 1500 Seiten zeigt sich nämlich, daß hier ein beachtliches Werk gelungen ist. Besonders die ersten vier Kapitel überzeugen, weil sie zahlreiche Beiträge enthalten, die sich wegen ihrer begrifflichen und analytischen Schärfe sowie ihrer Definition der zentralen Begriffe wie „Sowjetisierung", „Volksdemokratie", „Partei neuen Typs", „Nationale Front", „Sozialisation" oder „Gesellschaftsgeschichte", ihrer klaren Auslotung der jeweiligen Handlungsspielräume der Parteien und Monopolorganisationen, der umfassenden Darlegung des Forschungsstands und den Forschungslücken sowohl in der DDR und der Bundesrepublik als auch im vereinten Deutschland sowie der historischen Einordnung des Gegenstandes von 1945 bis in die Gegenwart vorzüglich zum Einsatz in der

Lehre eignen. Hier folgt einer Einführung in das Thema jeweils eine umfassende Forschungsstandanalyse mit der Benennung der noch offenen Forschungsfragen, sodann ein ausführlicher historischer Abriß mit der Benennung der relevanten Zäsuren einschließlich der Umbruchphase, ein Organisationsschema, Ausführungen zu Mitgliedschaft, den Hauptinhalten der Tätigkeit und der Programmatik, ein Fazit sowie eine Kurzchronik. Auch wird zumeist analysiert, aus welchen Gründen einige dieser Organisationen mit der „Wende" sang- und klanglos in der Versenkung verschwanden (zum Beispiel die Pionierorganisation „Ernst Thälmann"), während andere, wie etwa die Volkssolidarität, sich auch im vereinigten Deutschland behaupten konnten. Es überrascht sicher nicht, daß die Mehrzahl der Autoren in den Parteien und Organisationen keineswegs reine Erfüllungsgehilfen oder Transmissionsriemen der SED sehen. Allerdings verfallen sie auch nicht in das entgegengesetzte Extrem, indem sie diese zu eigenständigen Akteuren im politischen System der DDR stilisieren. Ihr Handlungsspielraum wurde bekanntlich im Kalten Krieg immer stärker eingeengt, bis er mit der Ankündigung des Aufbaus des Sozialismus im Sommer 1952 nahezu bei Null angelangt war. Anzeichen eines erneuten Eigenlebens konnte sich in den meisten Parteien und Organisationen dann zumeist erst wieder in der Umbruchphase Ende der achtziger Jahre bemerkbar machen. Allerdings gab es auch von diesem „Modell" zahlreiche Abweichungen, die von den Verfassern zumeist auch benannt werden.

Die Autorinnen und Autoren dieses Band befassen sich mit nahezu allen Aspekten der Parteien und Organisationen in der DDR. Im ersten Teil stehen deren Funktion, Entwicklung und Wirkungsgeschichte im Mittelpunkt. Hier wird auch die Transformation des Parteiensystems in den Jahren vor der Gründung der DDR und nach ihrem Untergang analysiert. Andreas Malycha führt in das Thema ein und legt differenziert die im Kalten Krieg einsetzenden Gleichschaltungsprozesse dar. Wilfriede Otto analysiert die Entwicklung des politischen Systems der DDR im Verlauf von vier Jahrzehnten mit ihren wesentlichen Zäsuren. Kurt Schneider und Detlef Nakath widmen sich dem Demokratischen Block sowie den Funktionen der Blockparteien (gesamtdeutsche, Transformations- und systemstabilisierende Funktion), wobei ihre Thesen zum Bedeutungsverlust des Demokratischen Blocks unter Erich Honecker besonders lesenswert sind. Ulrich Mählert analysiert die Transmissions-, Integrations- und Kontrollfunktion der Massenorganisationen und benennt als für das ostdeutsche Verbandswesen wichtige Zäsur die Zwangsvereinigung von KPD und SPD. Ihre organisatorische und programmatische Transformation zu SED-gesteuerten Massenorganisationen sieht er Ende 1948 als weitgehend abgeschlossen; dagegen habe ihre Anerkennung der führenden Rolle der SED bis spätestens 1952 nur noch symbolischen Charakter besessen. Dennoch wollte die SED niemals ganz auf diesen „Deckmantel der Überparteilichkeit" verzichten (S. 109). Wie erfolgreich die Massenorganisationen ihre Integrationsfunktion bewältigen konnten, gilt noch immer als Desiderat der Forschung. Mählert schätzt diese allerdings als nicht gering ein. Thomas Koch untersucht sodann sehr anregend und umfassend die bisher unterbelichtete Rolle der Parteien und Massenorganisationen als Sozialisationsinstanzen, während Volkmar Schöneburg ihre staatsrechtliche Stellung im DDR-System analysiert. Karl-Heinz Gräfe vergleicht die Rolle der ostdeutschen Parteien und Massenorganisationen mit denen einiger mittel- und südosteuropäischen Länder, während Matthias Wagner sich dem Kadernomenklatursystem der SED widmet. Wagner konstatiert eine relative Aufwertung der Blockparteien nach der Errichtung des Staatsrates im September 1961. Thomas Klein befaßt sich ausführlich mit den „neuen politischen Vereinigungen" des Herbstes 1989 und hier insbesondere kritisch mit der Vereinten Linken (VL). Gero Neugebauer handelt die Transformation des ostdeutschen Parteienwesens seit 1989 ab und konstatiert die Herausbildung zweier Parteiensysteme in der Bundesrepublik. Viele Akteure hätten zu spät begriffen, daß es nicht länger um mehr oder weniger Sozialismus mit mehr oder weniger Marktwirtschaft, sondern um „entweder etatistischen Sozialismus oder marktwirtschaftlichen Kapitalismus und bürgerliche parlamentarische Demokratie" gegangen sei (S. 265).

Im Mittelpunkt des zweiten Kapitels stehen Geschichte, Organisation und Politik der ostdeutschen Parteien. Hier werden die SED (Johannes L. Kuppe), die CDU (Michael Richter), die LDPD (Jürgen Frölich), die wie keine andere Blockpartei in Abhängigkeit von der SED sich befindende Demokratische Bauernpartei Deutschlands (Christel Nehring, S. 363), die bei ihrer Gründung als „eigentliche ‚Wiedervereinigungspartei'" sich begreifende NDPD (Michael Walter, S. 394), die SPD in Ost-Berlin (bis 1961) sowie die Sozialdemokratischen Aktion (SDA) – diese beiden sehr innovativen Artikel stammen von Siegfried Heimann –

diskutiert. Kuppe plädiert in seinem wegen seines essayistischen Stils etwas aus dem Rahmen fallenden Beitrag für eine „partielle Enthorrorfizierung" der Avantgardepartei SED, weil in Deutschland schon einmal das Spiel „Dort die bösen Nazis, hier das verführte Volk" gespielt worden sei (S. 271). Er regt die Verknüpfung von System- und Alltagsgeschichte an, weil eine reine Diktaturgeschichte wenig zur Erhellung der DDR-Realität beitragen könne.

Gegenstand des dritten Kapitels sind Geschichte, Organisation und Politik der in der Volkskammer vertretenen Massenorganisationen, des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes (Stefan Paul Werum), der Freien Deutschen Jugend (Michael Herms), des Demokratischen Frauenbundes Deutschlands (Ursula Schröter und Eva Rohmann), des Kulturbundes (Gerd Dietrich), der Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe (Siegfried Kuntsche) und der in der DDR-Geschichtswissenschaft nie thematisierten Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (Detlef Hansel, S. 593).

Im vierten Kapitel stehen „mitgliederstarke" gesellschaftliche Organisationen im Mittelpunkt: Die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft (Lutz Prieß), der Deutsche Turn- und Sportbund (Andreas Herbst), die Pionierorganisation „Ernst Thälmann" (Leonore Ansorg), die Gesellschaft für Sport und Technik (Paul Heider), das Deutsche Rote Kreuz (Bernhard Meyer), der Verband der Konsumgenossenschaften (Annette Kaminsky), die – im Sinne der SED „pflegeleichte" – Volkssolidarität, der seit der auf dem VIII. Parteitag von 1971 beschlossenen stärkeren Konsumorientierung eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet wurde (Ernst-Günter Lattka) und die Domowina (Sieghard und Heiko Kosel). Auch hier fragen die Verfasser vor allem nach deren Geschichte, Organisation und Politik.

Es folgt ein von Andreas Herbst, Daniel Küchenmeister und Jürgen Winkler verfaßtes – etwas kryptisch überschriebenes – fünftes Kapitel über zahlreiche „weitere" Organisationen, Verbände und Vereine der DDR, die ihren Gegenstand allerdings wesentlich kürzer abhandeln als die vorangegangenen Kapitel. In alphabetischer Reihenfolge werden zweiundzwanzig kleinere Organisationen wie der Bibliotheksverband, der Bund der Architekten, diverse Behindertenverbände, die Kammer der Technik oder die Liga für Völkerfreundschaft vorgestellt.

Den Band beschließen ein sechstes, recht kurzes Kapitel über „Entwicklungsstationen der neuen politischen Vereinigungen" in der DDR im Herbst/Winter 1989/90, ein siebtes Kapitel von etwa 250 Seiten, das annähernd 1000 Kurzbiographien des Führungspersonals der Parteien und Organisationen umfaßt, die auf diese Weise in anderen biographischen Lexika noch nicht erfaßt worden sind. Den voluminösen und fast schon unhandlichen Band beschließt ein achtes, knapp 300 Seiten umfassende Kapitel mit ausgewählten Dokumenten, die wenigstens teilweise zuvor noch nicht veröffentlicht wurden.

Insgesamt liegt hier ein unverzichtbares Hilfsmittel für die DDR-Forschung vor, dem weiteste Verbreitung zu wünschen ist.

*Beate Ihme-Tuchel*

VÖLTER, Bettina: **Judentum und Kommunismus. Deutsche Familiengeschichten in drei Generationen.** – Opladen: Leske + Budrich 2002. 336 S.

Was bleibt vom „Antifaschismus" der DDR? Zu dieser viel diskutierten Frage leistet diese spannend zu lesende Arbeit, die – in einer umfangreicheren Fassung – im Jahr 2000 als Dissertation an der Technischen Universität Berlin angenommen wurde, ihren spezifischen Beitrag. Bettina Völter untersucht darin den bisher nur wenig erforschten Zusammenhang von Jüdischsein und Kommunismus für die Biographien einstiger Emigranten, die sich nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs für ein Leben in der DDRentschieden. Sie fragt auch, wie diese erste Generation ihre Erfahrungen an ihre Nachkommen weiter gegeben hat, und wie diese Nachgeborenen der zweiten und dritten Generation mit dem „Vermächtnis" von Judentum und Kommunismus im Zeitverlauf umgegangen sind. Wie haben diese drei Generationen den Holocaust verarbeitet?

Die empirische Grundlage der Arbeit bilden in den neunziger Jahren geführte narrativ-biographische Interviews (S. 17, zur Methode vgl. S. 43–51) mit insgesamt neun vor allem in Berlin ansässigen Familien jüdischer Kommunisten und Kommunistinnen jeweils dreier Generationen. Auf die Befragung allzu Prominenter wurde wegen der Anonymisierungsprobleme verzichtet. Dies ist sehr zu begrüßen, weil die Verschränkung von Methoden der Oral history mit denen der Familientherapie doch sehr weit in den Privatbereich der Interviewten eindringt. Die Interviews zielen auf mehrere Fragenkomplexe: Was bedeutete die Rückkehr nach Deutschland für die jüdischen

Remigranten? Wie erging es ihnen und ihren Kindern in der DDR? Was wurde aus ihren Idealen und Illusionen? Wie erlebten sie den Untergang der DDR? Das zweite Erkenntnisinteresse gilt den Familien, wobei die Mehrgenerationenporträts die Dynamik zwischen den Generationen aus verschiedenen interfamilialen Perspektiven aufzeigen sollen. Hier geht es um die orientierende Kraft der Familie, die Beziehungsgeschichten und die Dynamik zwischen jeweils drei Generationen, um gemeinsame Werte, emotionale Bindungen und biographische Ressourcen, zugleich aber auch um ungelöste Fragen, Mißverständnisse und Konflikte. Wiederholt verweist Völter auf die große Bedeutung des in den achtziger Jahren einsetzenden gesellschaftspolitischen Wandels, der die Werte der Familien vielfach in Frage gestellt und bei allen ihren Mitgliedern je unterschiedlich auch die Sicht auf die eigene Familien- und Lebensgeschichte verändert hat.

„Judentum" und „Kommunismus" gelten dabei als „zwei Orientierungssysteme sowie als Erfahrungs- und Wissensbestände, deren lebendige Existenz davon abhängt, daß sie von ihren Virtuosen an die jüngere Generation vermittelt werden" (S. 25).

Diese Arbeit hat drei theoretische Ebenen: Sie geht der handlungstheoretischen und wissenssoziologischen Frage nach, wie diese beiden für die gesamte Lebensgeschichte und für alle Lebensbereiche Gültigkeit beanspruchenden Orientierungssysteme in verschiedenen historischen, diskursiven und familiaren Konstellationen biographische Bedeutung gewannen, wie sie miteinander konkurrierten, Handlungs- und Problemlösungsbedarf schufen, aber auch zur Lösung von Problemen eingesetzt werden konnten. Unter familiensoziologischen Aspekten fragt sie nach den Folgen, die die Erlebnisse der jüdischen Eltern mit Verfolgung, Widerstand, Haft oder Emigration sowie die der nichtjüdischen mit Widerstand, Haft, Mitläufer- oder Täterschaft im Nationalsozialismus für die Biographien ihrer Nachkommen hatten. Schließlich soll sie zu der allgemeinsoziologischen Frage ihren Beitrag leisten, „wie sich der Zusammenhang zwischen Gesellschaft, Familie und Biographie jeweils historisch gestaltet und wie er sich empirisch analysieren läßt" (S. 25 f.).

Das Buch gliedert sich in fünf Kapitel. Im ersten stellt Völter ihr Konzept der biographischen Mehrgenerationenanalyse vor, deren Analyseinstrumente mit denen der systemischen Familientherapie verschränkt werden. „Biographie" wird in Anlehnung an Fischer-Rosenthal als „Selbst- und Fremdbeschreibung von Prozessen und Erfahrungen, die sich über die Lebenszeit erstrecken", definiert. Weitere Begriffserläuterungen folgen: „intra- oder intergenerationeller Dialog", unter Rückgriff insbesondere auf Karl Mannheim und Gabriele Rosenthal „Generation" und in Anlehnung an Michel Foucault „Diskurs" (S. 48, 33, 35–41). Besonders hervorzuheben ist hier die vorzügliche Einbettung der Arbeit in den jeweiligen historischen Kontext. So hat Völter nicht nur die im Bundesarchiv befindlichen, zumeist unveröffentlichten Erinnerungen ihrer Interviewpartner ebenso wie deren zum Teil bereits veröffentlichte Autobiographien mit der gebotenen Quellenkritik (S. 53–56) herangezogen, sondern befindet sich auch an den – nicht wenigen – Punkten, die über ihren Gegenstand hinausreichen, wie etwa bei der Analyse des DDR-spezifischen Antifaschismus bzw. des „antifaschistischen Diskurses" und dessen vielfältigen Funktionen und Phasen oder den stalinistischen Säuberungen und Schauprozessen, jeweils auf dem aktuellen Forschungsstand.

Entsprechend befaßt sich das zweite Kapitel außerordentlich kenntnisreich mit dem DDR-spezifischen Antifaschismus, den Völter in Übereinstimmung mit dem Mainstream der Forschung als die hauptsächliche Legitimationsgrundlage des SED-Herrschaftsanspruchs identifiziert. Dieses Kapitel soll aufzeigen, daß es sich bei diesem um einen Diskurs im Sinne Foucaults gehandelt hat, der bis in die Biographien hinein Definitionsmacht besaß. Als in den achtziger und neunziger Jahren das Gedenken an die Opfer der Judenvernichtung sowie das Interesse am jüdischen Leben in der DDR aus vielerlei und nicht zuletzt aus außenpolitischen Gründen zunahm, habe sich der antifaschistische Diskurs aufgelöst.

Die Biographien sowie der intergenerationelle Dialog in fünf Familien jüdischer Kommunisten sind Gegenstand des dritten und umfangreichsten Kapitels (S. 87–270). Bei zwei der untersuchten Familien handelt es sich um Rückkehrer aus dem sowjetischen Exil, bei den drei übrigen um einstige Westemigranten. Hier werden nicht nur die Jahre in der DDR und seither, sondern auch die Familiengeschichten im 20. Jahrhundert behandelt.

Leider ist es im Rahmen einer Rezension unmöglich, näher auf die ausgesprochen anregenden, oft auch beklemmenden Interviews und deren Auswertung einzugehen. Anzumerken ist hier lediglich, daß die um die Biographie der 1905 geborenen einstigen Sowjetemigrantin Ruth Roloff, geb. Singer, gruppierte Geschichte der Familie

Roloff/Singer den größten Raum (S. 87–196) einnimmt, während die übrigen Fallbeispiele deutlich kürzer, mithin auch weniger prägnant ausfallen. Bei den Roloffs/Singers, deren Familiengeschichte zahlreiche „weiße Flecken" und Tabus aufweist, konkurrieren die beiden Orientierungssysteme Judentum und Kommunismus miteinander; biographische Arbeit erfolgt nicht im Dialog der Generationen, sondern individuell und auch in bewußter Abgrenzung zu anderen Familienmitgliedern. Nicht lösbare Probleme werden so von Generation zu Generation aufs neue ausagiert. Zwischen den Konfliktparteien gibt es so gut wie keine Perspektivenübernahme; so wählen bzw. wählten die Kinder von Ruth Roloff teilweise entgegengesetzte Wege, um mit der Familie und ihrer Geschichte umgehen zu können. Auf diese Weise agieren sie unterschiedliche Aufträge und Probleme ihrer Familiengeschichte aus, bleiben zugleich aber an ihre Mutter bzw. ihre Sozialisation im (kaputten) Elternhaus gebunden. Dagegen gelingt der zweiten ausführlicher abgehandelten Familie Kaufmann/Liebig (S. 205–253), bei der es sich um Rückkehrer aus der Westemigration handelt, ein zwar zäher, aber doch aufeinander bezogener, reflexiver Umgang mit ihrer Geschichte.

Im vierten Kapitel erfolgt ein Vergleich der Familien in bezug auf die zentrale Fragestellung: Wie gelang es ihnen über Generationen hinweg und in sich wandelnden gesellschaftlichen Verhältnissen, Judentum und Kommunismus lebensgeschichtlich und biographisch zu vereinbaren? Völter vergleicht hier die fünf Familien der jüdischen Kommunisten. Deren Erinnerung an die jüdische Geschichte sei zu DDR-Zeiten durch ein materialistisches Geschichtsverständnis ersetzt worden; die längst nicht mehr gepflegten jüdischen Traditionen hätten mitunter sogar als „lästiges Anhängsel der Familiengeschichte" gegolten, eine Gewichtung, die vom antifaschistischen Diskurs bestätigt worden sei, der deswegen auch als ein „integrierender" Diskurs bezeichnet werden könne. Als wesentliches Ergebnis ihrer Arbeit erachtet Völter, daß dieser Diskurs ein „Medium" darstellte, das es erlaubte, Jüdischsein und Kommunistsein lebensgeschichtlich und biographisch auszubalancieren und in der spezifischen Gewichtung an die folgenden Generationen zu vermitteln. Somit habe der Antifaschismus nicht nur gesellschaftliche Bedeutung besessen, sondern als Definitionsmacht bis in die Biographien und die Dynamik der intergenerationellen Beziehungen hinein gewirkt. „Diese Denk- und Redeweise oder Weltsicht war also deshalb so wirksam, weil sie nicht etwas von außen Vorgegebenes war, sondern oft auch lebensgeschichtliche Bedeutung hatte sowie in manchen Fällen eine spezifische Funktion im intergenerationellen Dialog erfüllte" (S. 271 f.). Völter hält auch fest, daß es sich bei der Rückbesinnung aller drei Generationen auf das Judentum seit dem Ende des antifaschistischen Diskurses keineswegs um eine völlige Neuorientierung handelte. Im Gegensatz zu Elisabeth Beck-Gernsheim, die für die zweite und dritte Generation der Juden in Deutschland eine quasi selbsterfundene jüdische Vergangenheit postuliert, kommt Völter aufgrund ihrer Mehrgenerationenanalyse zu dem Schluß, daß die jeweilige Bedeutung, die Jüdischsein für die Großeltern und Eltern hatte, bewußt oder unbewußt auch für deren Nachkommen relevant gewesen sei. Somit könne deren Hinwendung zum Judentum seit den achtziger Jahren nicht als „selbstgewählte und selbstgebastelte Identifikation mit dem Erbe der Vorfahren" gelten (S. 305).

Im fünften und letzten Kapitel diskutiert Völter die zentralen Ergebnisse ihrer Arbeit und stellt konzeptionelle Überlegungen über deren Reichweite und Anschlußfähigkeit an.

Diese Arbeit leistet nicht nur einen Beitrag zur Erforschung des DDR-spezifischen Antifaschismus, sondern bietet darüber hinaus auch Erklärungsansätze für das zumeist systemloyale Verhalten eines nicht geringen Teils der DDR-Intelligenz an, das bis zum Zusammenbruch der DDR und teilweise sogar darüber hinaus währte.

Für jeden, der hinter die Kulissen des DDR-Antifaschismus blicken will, ist dieses Buch eine Pflichtlektüre.

*Beate Ihme-Tuchel*

ALTENA, Thorsten: **„Ein Häuflein Christen in der Heidenwelt des dunklen Erdteils". Zum Selbst- und Fremdverständnis protestantischer Missionare im kolonialen Afrika 1884–1918** (= Internationale Hochschulschriften, Bd. 395). – Münster: Waxmann Verlag 2003. 544 S. und eine CD-ROM

Die Untersuchung der deutschen Kolonialgeschichte war in der historischen Forschung lange Zeit nur eine Randerscheinung, wenn auch eine „Kolonialhistorie alten Stils" (Horst Gründer) seit Beginn des 20. Jahrhunderts existierte. Erst mit der kritischen Betrachtung kolonialer Aktivitäten europäischer Länder durch die periphere Imperialismusforschung wurde die Kolonialzeit

als eine Periode wechselseitiger Beziehungen zwischen europäischen Staaten und Gebieten auf anderen Kontinenten aufgefaßt. Die periphere Imperialismusforschung ist auch international ein verhältnismäßig junges Forschungsgebiet. Erst seit Ende der 1960er Jahre beschäftigen sich Historiker mit dem „doppelten Gesicht" (Klaus Bade) des Kolonialimperialismus und stellen damit heraus, daß dieser nicht nur nachhaltige Folgen für die Geschichte Europas, sondern ebenso für die Geschichte der „dritten Welt" hatte. Das Historische Institut der Universität Münster ist eines der wichtigsten Zentren der vergleichenden europäischen Kolonial- und Überseegeschichte in Deutschland, das sich diesem Forschungsgebiet zugewandt hat. Dort ist in den letzten Jahren auch die vorliegende Studie von Thorsten Altena entstanden. Altena behandelt die Missionstätigkeit deutscher protestantischer Missionare in den Schutzgebieten in Afrika und damit einen überaus wichtigen Teil der deutschen Kolonialpolitik.

Die deutsche Kolonialgeschichte dauerte nur drei Jahrzehnte. Sie begann 1884 und endete mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs. Doch handelt es sich hierbei um eine nicht minder grausame Kolonialherrschaft als die wirtschaftlich einflußreicherer Kolonialmächte wie Großbritannien oder Frankreich. Hier sei vor allem an die Ermordung von Tausenden von Menschen im damaligen Deutsch-Südwest-Afrika während der Erhebung der Herero und Nama erinnert, die als erster Völkermord des 20. Jahrhunderts gelten muß.

Eingebettet in die Kolonialgeschichte betrachtet Altena einleitend die Entwicklung der protestantischen Mission und ihre Hinwendung zu kolonialpolitischen Gedanken. Durch die vergleichsweise späte und kurze Beteiligung Deutschlands an kolonialpolitischen Bestrebungen entfaltete sich eine eigenständige protestantische Missionstätigkeit nur langsam. Eine Synthese von christlicher Mission und Kolonialstaat entstand nicht.

Altenas Hauptanliegen ist die Untersuchung des Selbstbildes der Missionare und deren Wahrnehmung der indigenen Bevölkerung. Den Kern der Studie bildet die detaillierte Auswertung von archivalischen Quellen und Publikationen zu über 800 Missionaren und Missionsangehörigen, die u.a. der Rheinischen Missionsgesellschaft, der Basler Mission, der Norddeutschen Missionsgesellschaft und der Berliner Mission angehörten. Altena zog nicht nur Personalakten und Arbeitsberichte der Missionare heran, sondern auch Missionszeitungen, Pamphlete und Traktate. Aufgrund der Fülle des Materials mußte er sich auf die Untersuchung der Aktivitäten der Missionen in den deutschen „Schutzgebieten" beschränken. Die Arbeit beispielsweise der Basler Mission an der damaligen Goldküste, dem heutigen Ghana, die britische Kolonie war, konnte daher nicht berücksichtigt werden.

Eingehend widmet sich Altena den Heimatgemeinden der Missionare, zu denen diese zeit ihres Lebens einen engen Kontakt unterhielten. Die Mitglieder vieler dieser Heimatgemeinden unterstützten die Arbeit ihrer Missionare in den Stationen in Afrika finanziell. Oft wurde die Missionstätigkeit nur durch Spenden ermöglicht. Die heimkehrende Missionare hielten, gewissermaßen als Gegenleistung, Vorträge über den Fortgang ihrer Arbeit in Afrika. Sogar afrikanische Missionsangehörige wurden in Deutschland zur „heimatlichen Werbearbeit" (S. 83) eingesetzt.

Aus diesen Gemeinden stammte auch der größte Teil der jungen Männer, die als Zöglinge in die Missionen aufgenommen wurden. Altena sieht in der sozialen Herkunft der Missionare sowie in der Alltagswelt ihrer Kindheit und Jugend eine wichtige Basis ihrer späteren Realitätswahrnehmung. Er kommt zu dem Ergebnis, daß Missionare „unter- und kleinbürgerlicher Herkunft mit landwirtschaftlich-handwerklichem Schwerpunkt" dominierten und das „soziologische Rückgrat der Missionsgesellschaften bildeten" (S. 211 f.). Die Zöglinge kamen meist aus, selbst für die damalige Zeit, kinderreichen und sehr religiösen Familien. Viele verloren früh ein Elternteil und mußten bereits als Kinder für den eigenen und den Unterhalt der Familie arbeiten, so Altenas statistischer Befund. Da der kleine Landwirtschaftsbetrieb, viele Zöglinge kamen aus dem ländlichen Raum, die wirtschaftliche Existenz nicht sichern konnte, erlernten sie häufig nebenbei ein Handwerk. Sie waren dabei stets bemüht, dem drohenden sozialen Abstieg in das Industrieproletariat zu vermeiden. Für die Missionszöglinge verband sich daher mit dem Eintritt in die Mission in vielen Fällen eine entscheidende Verbesserung ihrer Berufsperspektive. Einigen von ihnen bot sich später die Möglichkeit, Vorsteher einer Missionsstation zu werden und dort afrikanische Arbeiter zu beaufsichtigten. Die Ausbildung, der sich die Zöglinge unterziehen mußten, diente außer der Vermittlung von theologischem Wissen und von praktischen Fähigkeiten in erster Linie der bedingungslosen Unterwerfung unter die strengen Regeln der Mission und der Einübung von Gehorsam gegenüber der Missionsleitung. Als Missionare übertrugen sie das hierarchische

Denken auf ihr Verhältnis zur indigenen Bevölkerung in den Missionsgebieten und entwickelten so eine paternalistische Haltung. Im Bewußtsein einer kulturellen Überlegenheit waren sie in ihrem Selbstverständnis Lehrer und Erzieher der „Heiden". Altena weist anhand vieler Beispiele nach, daß ihnen eine rassistische Einstellung im allgemeinen nicht zu eigen war, wenn auch die Äußerungen in vielen schriftlichen Quellen durch die „oftmals unreflektierte Terminologie nach heutigem Verständnis völlig deplaziert wirken" und dies „zumindest vordergründig auf rassistisch motiviertes Denken hinzuweisen scheint" (S. 144). Eine rassistische Haltung wäre mit dem missionarischen Streben nach Bekehrung und Erziehung der indigenen Bevölkerung nicht vereinbar gewesen. Die Auffassung der Missionare war, daß die Afrikaner „unterentwickelt" waren, und zwar „infolge des Mangels an christlichem Glauben und des damit verbundenen Fehlens der [...] Errungenschaften der westlicher Kultur" (S. 146).

Altena ist Historiker mit den Forschungsschwerpunkt Überseegeschichte und hat sich des Themas nicht als Missionswissenschaftler angenommen. Dieser Ausgangspunkt verschafft ihm eine für die Studie sehr vorteilhafte Distanz zum Gegenstand seiner Untersuchung. Der in Form eines ausführlichen Anmerkungsapparates stets analysierte Forschungsstand bezieht daher eine große Anzahl kritischer Publikationen zur Geschichte der Missionen ein. Ein Namensregister wäre allerdings sehr zu begrüßen gewesen. Die CD-ROM enthält neben den Darstellungen der Missionstätigkeit der einzelnen Missionen zahlreiche Karten und Photographien sowie die Kurzbiographien der Missionare, so daß sie auch als Nachschlagewerk dienen kann. Die im Band enthaltenen Abbildungen, wie die der „Sammelbüchse ‚Missions-Neger'" (S. 530), runden diese insgesamt sehr lesenswerte Studie ab.

*Christine Wolters*

## Kurzanzeigen und Literaturhinweise

Bock, Helmut: **Wir haben erst den Anfang gesehen. Selbstdokumentation eines DDR-Historikers 1983 bis 2000** (= Rosa-Luxemburg-Stiftung, Texte, Bd. 8). – Berlin: Karl Dietz Verlag 2002. 383 S.

Zum 75. Geburtstag Helmut Bocks hat die Rosa-Luxemburg-Stiftung diese Textsammlung mit Ansprachen, Zeitungsartikeln, Aufsätzen und Interviews des sich als Parteiintellektuellen und Pazifisten (S. 130, 17) begreifenden Historikers aus drei Phasen vorgelegt, denen ein vierter Teil in Form eines „historischen Epilogs" über die Revolutionsideale von Freiheit und Gleichheit angefügt ist.

Seine Texte aus den achtziger Jahren, die vor allem um das Thema „Krieg und Frieden" kreisen, subsumiert Helmut Bock unter den Titel „Vorabend der ‚Wende' die Waffen nieder!". Der zweite Teil umfaßt seine zur „Wendezeit" zwischen Oktober 1989 und Oktober 1990 verfaßten Texte. Hier finden sich Interviews, Überlegungen zu den Ursachen der ostdeutschen Revolution, Ausführungen zur französischen Revolution, zur russischen Oktoberrevolution, zum Scheitern der Modrow-Regierung oder über seine Sicht des deutschen Einigungsprozesses. Bock war für eine schrittweise Einheit und strebte die militärische Neutralität des vereinten Deutschland an (S. 166, 169).

Um die „Bewältigung" der Vergangenheit geht es im dritten Teil. Abgedruckt ist hier der recht aufschlußreiche Briefwechsel mit Wolfgang Mommsen von 1990 über die Beitrittsmodalitäten ostdeutscher Historiker in den bundesdeutschen Historikerverband und seine Kritik an einer Rede Dietmar Kellers vor der Enquete-Kommission des Bundestages zur „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland".

Der Epilog schließlich umfaßt als eine „prüfende Rückschau" (S. 26) erneut sehr heterogene Texte, die seit der deutschen Einheit entstanden sind.

Um es gleich zu sagen: Dieses insgesamt doch recht trocken geratene Buch ist kein Lesevergnügen. Auch da, wo Bock sich ab dem zweiten Teil mit Fragen der Gegenwart befaßt, erfolgt keine tiefergehende oder auch nur originelle zeitgeschichtliche Analyse. So erfahren wir recht holzschnittartig von den Niedergangsstationen der DDR: 1956/57 (Vereitelung der Entstalinisierung in der DDR), 1968 (Militäreinmarsch in der ČSSR) und schließlich ab 1985 (Verweigerung des sowjetischen Reformkurses); auch die Überlegungen zur

Erhaltung der Eigenstaatlichkeit der DDR enthalten nichts, was nicht schon dutzendfach gesagt worden ist. Zudem begegnet uns immer wieder die schablonenhafte Sprache des historischen Materialismus: So ist etwa die Rede von der „historischen Rolle" der „Volksmassen". Das Streben vieler Menschen nach einer möglichst raschen deutschen Einheit bewertet Bock als „Drängen der konterrevolutionären Kräfte" (S. 128, 134, auch S. 136, 166). Vielfach weisen die Texte pathetische Floskeln und Redundanzen auf.

Helmut Bock hat sich bewußt gegen eine Autobiographie entschieden, weil nach seiner Auffassung diese Textgattung die Vergangenheit unter dem Eindruck der Gegenwart bewerte, mithin die Gefahr berge, im Nachhinein ein „neues Leben" zu kreieren. Um dieser Gefahr zu entgehen, sollten diese für ihn charakteristischen Texte sein Leben illustrieren.

Bocks Entscheidung kann man nach der Lektüre des Bandes nur bedauern. Denn der Werdegang des 1928 geborenen Kölner Arbeiterkindes, das nach den üblichen Stationen Flakhelfer, Ausbombung, Kriegsgefangenschaft und Landarbeiter sich in der SBZ schließlich neu orientiert, hätte uns interessantere Einblicke in einen typischen ostdeutschen Karriereverlauf geben können, als diese doch recht aseptisch geratene Sammlung disparater Texte. Schließlich studierte Bock nach dem Absolvieren der Arbeiter- und Bauernfakultät bei den Berliner und Leipziger Koryphäen seiner Zeit (Ernst Bloch, Heinrich Deiters, Ernst Engelberg, Walter Markow, Hans Mayer oder Alfred Meusel) und wurde für die Epoche von 1789 bis 1848 einer der bekanntesten Historiker der DDR. Daß Helmut Bock Interessanteres als das hier Vorgelegte zu berichten hat, geht auch aus einem mit ihm in den neunziger Jahren geführten Interview hervor.[1] Die hier vorgelegte Textsammlung dürfte nur für einen sehr begrenzten Leserkreis von Interesse sein.

1 *Sabine Hering und Hans-Georg Lützenkirchen, „Anders werden". Die Anfänge der politischen Erwachsenenbildung in der DDR, Berlin 1995, S. 111–127.*

*Beate Ihme-Tuchel*

**Der deutsche Widerstand gegen Hitler. Wahrnehmung und Wertung in Europa und den USA.** Hrsg. von Gerd R. Ueberschär. – Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2002. 301 S.

Der Herausgeber des Sammelbandes geht in seinem einleitenden Artikel davon aus, daß sich Hitlergegner um das Bild des deutschen Widerstandes im Ausland gesorgt hätten. Deshalb wären von Anhängern des Umsturzversuches vom 20. Juli 1944 Belege über NS-Verbrechen gesammelt, Informationen und Ausarbeitungen hinausgegeben sowie Kontakte gesucht worden. Insofern handelt der Beitrag von Geschichte. Einige der weiteren Autoren entschieden sich ebenfalls für Historie, im Untertitel: Wahrnehmung, andere für Historiographie, also Wertung, dritte für beides. Anstelle der Gliederung nach Westalliierten und besetzten west-, nord- und südeuropäischen Ländern, dann UdSSR, Polen und ČSR, deutschen Verbündeten und schließlich neutralen und „wiedererstandenen" Staaten, d.h. Österreich, Lettland und Litauen (es fehlen Ungarn, Bulgarien, Estland sowie Portugal), hätte der Band auch nach folgenden Aspekten zusammengestellt werden können: für Historie die Niederlande: Kontakte 1933–1944 mit knappem Fokus auf die sechziger Jahre; Luxemburg: Hauptblick auf die Besatzungspolitik; Vatikan: Verbindungen von Sendboten des späteren 20. Juli mit Pius XII. Für Historiographie stünden Frankreich und Belgien: zuerst Distanz zum 20. Juli, mit Annäherung an die Bundesrepublik differenzierter; UdSSR: zunächst nur kommunistische Aktivitäten, dann auch 20. Juli, später Nationalkomitee Freies Deutschland und Rote Kapelle, meist in Zusammenhang mit der eigenen Geschichte; Polen: anfangs skeptisch zum 20. Juli, dann jedoch mit Blick auf den Diskussionsort Kreisau und die Attentatsstelle Rastenburg relativ breite Publizistik; Tschechien und Slowakei: neben deutscher Emigration später positive Sicht auf den 20. Juli; Rumänien: nur Skizzenhaftes; Schweden: mehr hinsichtlich der Shoa; Österreich: soweit deutscher Widerstand der eigenen Legitimation dient; Spanien: erst knapp 20. Juli, dann etwas breiter; Lettland: so wie Moskau; Litauen: lediglich knapp in Schulbüchern. Beide Gesichtspunkte werden behandelt für Großbritannien: zeitgenössische Distanz, darauf überwiegend als militärischer Widerstand in recht ansehlichen Publikationen; Griechenland: zum einen als Übertritt Deutscher zu den Partisanen, zum anderen weitere Rezeption seit den sechziger Jahren; Dänemark:

zeitgenössische Sicht zum 20. Juli, später allerdings kaum ein Thema; Jugoslawien: sogenannte Volksdeutsche im eigenen Kampf, darauf Breite des deutschen Widerstandes; USA: damalige Information, zugespitzt auf Holocaust, dann kirchliche Opposition und 20. Juli; Finnland: zeitgenössische Reaktionen auf den 20. Juli, danach kein Thema; Schweiz: Haltung zu Emigranten, später, wenn überhaupt, fast allein 20. Juli. In der Summe ergibt sich: Oft ging und geht es um den 20. Juli; in ehemals besetzten Ländern wird deutscher Widerstand am bewaffneten Kampf gegen Eroberer und Besatzer gemessen; eigene Darstellungen liegen lediglich in größeren Staaten vor, kleinere begnügen sich, soweit festzustellen, mit Übernahmen, Erwähnungen in historischen Überblicken und Schulbüchern, bei Gedenkanlässen mit Medien.

*Klaus Drobisch*

**Stalinscher Terror 1934–41. Eine Forschungsbilanz.** Hrsg. von Wladislaw HEDELER. – Berlin: Basisdruck Verlag 2002. 372 S.

Der Band dokumentiert die Beiträge der gleichnamigen Tagung, die am 13. und 14. November 2001 in Berlin von Memorial Moskau und dem PDS-nahen Verein Helle Panke durchgeführt wurde.[1] Der Beitrag von Carola Tischler (Berlin) ist in den Band nicht mit aufgenommen worden, dafür enthält er zwei zusätzliche Beiträge. Dabei handelt es sich zum einen um einen Aufsatz des Herausgebers, in dem er die Geschichte der Entstehung und der Verwaltung des „KARLag" rekonstruiert. Aus dem Titel: „Das Beispiel KARLag. Die Verwaltung eines Besserungsarbeitslagers" erfährt man leider nicht, worum es sich hier konkret handelt. Der Verfasser hat es auch im Text verabsäumt, wenigstens einmal zu erwähnen, was das „KARLag" eigentlich ist. Ähnlich geht es dem Leser mit anderen Abkürzungen, wie „KASITLag" oder „WISCHLag", während andere, weniger relevante Kürzel durchaus im Beitrag aufgelöst und erläutert werden. Erst ein Blick in das am Schluß des Bandes angefügte Abkürzungsverzeichnis macht zweifelsfrei klar, daß es sich um das Karagandinskij Lager, also das Karagandinsker Besserungsarbeitslager des NKVD der UdSSR und nicht, wie man der Lektüre des Textes folgend schließen könnte, um das Karakalinsker – oder wie es auch genannt wird: Karakaralinsker (was ist nun richtig?) – Lager handelt. Der ansonsten informative Beitrag über das in Kazachstan gelegene Besserungsarbeitslager leidet natürlich unter derlei Schlampigkeiten.

Von gänzlich anderer Qualität hingegen ist der erwähnte zweite Beitrag: „Das Beispiel Komintern. Überwachung und Repression" des Schweizer Historikers Peter Huber, der mit großer Sachkenntnis anhand ausgewählter Fälle die Struktur von Einschüchterung, Überwachung und Terror innerhalb der Komintern-Organe in den dreißiger Jahren darstellt. Dabei werden interessante Einblicke gewährt, wie beispielsweise hinsichtlich der funktionalen Arbeitsteilung der Sekretariate Manuilskij und Dimitrov. Manuilskij arbeitete eng mit den Strukturen von NKVD, VKP(b) und anderer sowjetischer Institutionen zusammen. Dimitrov war stärker für die Arbeit nach außen (Mitgliedsparteien der KI, Propaganda) zuständig. Zudem wandten sich „gewöhnliche" Parteimitglieder mit Problemen eher an Dimitrov, ehemalige Parteiführer jedoch, die Kampagnen gegen sich oder ihre Verhaftung heraufziehen sahen, die Manuilskijs Einfluß aus eigener Erfahrung kannten – er ging in Stalins Sekretariat ein und aus –, wandten sich eher an diesen. Zudem regte Dimitrov zumindest hin und wieder die Überprüfung des einen oder anderen Urteils an, während Manuilskij sich mit derlei Dingen überhaupt nicht befaßte, sondern jeweils nur belastende Materialien an die entsprechenden Organe weiterleitete. Man muß zwar nicht mit jeder Einschätzung Hubers übereinstimmen – es ist beispielsweise zumindest strittig, die sogenannte Wittorf-Affäre in der KPD 1928/1929 als „Revolte gegen die Moskauer Bevormundung" zu interpretieren, und es ist auch nicht sehr wahrscheinlich, daß die Kontroverse zwischen „Totalitaristen" und „Revisionisten" aufgrund des Nachweises, daß die Terrorkampagnen der Jahre 1937/1938 zentral gelenkt wurden, nunmehr obsolet ist –, um dennoch feststellen zu können, daß er wichtige Einsichten vermittelt.

Der Tagungsband enthält im Anhang neben dem erwähnten Abkürzungs- ein Literaturverzeichnis (mit einigen kleineren Mängeln), ein annotiertes Personenregister, Angaben zu den Autoren und einen Abbildungsnachweis. Die im Tagungsbericht erwähnten Ambivalenzen der Tagung – angesiedelt zwischen Wissenschaft und parteinaher Bildungsveranstaltung – konnten durch die Publikation der gehaltenen Beiträge natürlich nicht beseitigt werden, wofür nicht zuletzt die nicht dem wissenschaftlichen Standard entsprechende textliche Darstellung bezeichnend ist.

1 *Über diese Tagung ist in der IWK, Jg. 38 (2002), H. 2, S. 214–218, ein ausführlicher Tagungsbericht von mir erschienen. Um unnötige Wiederholungen zu vermeiden, beschränke ich mich hier auf die Darstellung von Abweichungen bzw. auf den Tagungsband als solchen.*

*Ralf Zwengel*

HIRSCH, Rudolf: **Um die Endlösung. Prozeßberichte.** – Berlin: Karl Dietz Verlag 2001. 317 S.

Im Jahre 1937 floh Rudolf Hirsch (1907–1998) vor den Nationalsozialisten nach Palästina. Es gab für ihn als Juden und Kommunisten keinen Platz mehr im „Dritten Reich". Als Angehöriger der Gruppe „Neu Beginnen" war er bis zu seiner Flucht aktiv am Widerstand gegen das NS-Regime beteiligt gewesen. Erst 1949 kehrte er nach Deutschland zurück und ließ sich in Ostberlin nieder. Schon ein Jahr darauf erschien seine erste Reportage über einen NS-Prozeß. Als Mitarbeiter der „Täglichen Rundschau" beobachtete er das Gerichtsverfahren um die „Köpenicker Blutwoche". Damit stand er am Beginn seiner Tätigkeit als Gerichtsreporter überhaupt, der er rund drei Jahrzehnte die Treue hielt. Einige von den Berichten, die Rudolf Hirsch als Beobachter von NS-Prozessen verfaßte, sind erstmalig 1982 im Greifenverlag Rudolstadt erschienen. Der nunmehr unter demselben Titel wiederaufgelegte Band wurde für die Neuausgabe erheblich erweitert. Neben den bereits vorher veröffentlichten Texten über den ersten Auschwitzprozeß in Frankfurt am Main (1963/65) sowie den Lischka-Prozeß in Köln (1979/80) finden sich hier auch alle anderen Reportagen aus den Jahren 1950 bis 1980. Rudolf Hirsch war ein sehr engagierter Chronist der Gerichtsverhandlungen. Mit scharfer Polemik und bitterer Ironie kommentiert er, was er im Gerichtssaal erlebte, und versucht, die historische Dimension und den gesellschaftspolitischen Hintergrund der dort verhandelten Verbrechen zu verdeutlichen. Seine Aufzeichnungen geben ein lebendiges, der Zeit ihres Entstehens verhaftetes Bild der Ereignisse und sind rezeptionsgeschichtlich außerordentlich aufschlußreich. Darin liegt auch ihr besonderer Wert. Daß Hirsch im nationalsozialistischen Rassenwahn lediglich den ideologischen Schleier monopolkapitalistischen Weltherrschaftsstrebens sah, wie er in der Einführung zu seinem Buch ausführt, entspricht dem seinerzeit in der DDR und innerhalb der kommunistischen Bewegung gängigen Erklärungsmuster und ist insofern wenig verwunderlich. Für manchen ist gerade das aber zum Stein des Anstoßes geworden.[1] Wer sich allerdings auf die Schilderungen, die Rudolf Hirsch von den Verhandlungen und ihren Akteuren im Gerichtssaal gibt, wirklich einlassen will, der wird so unmittelbar mit den Begebenheiten jener Tage konfrontiert, daß er sich dem nur schwer entziehen kann. Die Wiederbegegnung mit diesen Reportagen ist in jedem Falle ein Gewinn. Wünschenswert wäre allerdings ein kommentierendes Nachwort gewesen, in der man beispielsweise etwas über die Resonanz der Berichte bei ihrer Erstveröffentlichung in der DDR erfahren hätte oder darüber, ob und inwiefern die Berichte auch anderer Journalisten aus der DDR das öffentliche Bild über die NS-Prozesse im östlichen deutschen Teilstaat geprägt haben. Aber offensichtlich gibt es hier noch Forschungsdefizite. Das vorliegende Buch ist jedenfalls eine unabkömmliche Quelle für weitere Arbeiten, die sich dieser Problematik annehmen.

1 *So Hans-Jürgen Döscher, der Hirsch in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung" vom 28. August 2001 als „vulgärmarxistisch" qualifiziert und ihm obendrein vorwirft, neuere Forschungen zur nationalsozialistischen Judenvernichtung zu ignorieren.*

*Manfred Warnecke*

# IWK

# Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach

Anschrift: Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin, Telefon: 030/838-70711, Telefax: 030/26995010

**MITTEILUNG** **über ein Projekt** | **über den Stand eines bereits angezeigten Projekts** Titelverzeichnis Nr. .....

1 **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z. B. Institut, Referat, Fachbereich, Lehrstuhl)*

Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel.- und Fax-Nr. sowie E-Mail-Adresse:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des/r durchführenden Forscher(in)s. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des/r Betreuer(in)s.

2 **Bearbeiter/in.** Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel.- und Fax-Nr. sowie E-Mail-Adresse (Leiter bitte unterstreichen):

3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des/r Betreuer(in)s (Doktorvater o. ä.):

4 **Stand** der Forschungsarbeit ☐ laufend ..... ☐ geplant ..... ☐ abgeschlossen .....
☐ eingestellt ..... ☐ sonstiges .....

5 **Laufzeit** von ..... (Monat/Jahr) bis ..... (Monat/Jahr) ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses

6 **Art** (Mehrfachnennungen möglich)

| | | |
|---|---|---|
| Auftragsforschung ..... ☐ | Gutachten ..... ☐ | Edition ..... ☐ |
| geförderte Forschung ... ☐ | Habilitationsschrift ..... ☐ | Monographie ..... ☐ |
| Eigenprojekt von **1** ..... ☐ | Dissertation ..... ☐ | Aufsatz ..... ☐ |
| Eigenprojekt von **2** ..... ☐ | Diplomarbeit ..... ☐ | sonstiges ..... |
| Staatsexamensarbeit .... ☐ | Magisterarbeit ..... ☐ | ..... |

7 Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber**? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift eingeben:

8 Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit? (Mehrfachankreuzen möglich)

| | | |
|---|---|---|
| Die in Frage 1 genannte Institution ..... ☐ | andere Geldgeber ..... ☐ | ..... Bitte Bezeichnung und Anschrift |
| Bearbeiter/in ..... ☐ | | |
| Auftraggeber ..... ☐ | ..... | ..... |
| Deutsche Forschungsgemeinschaft ..... ☐ | Stipendium ..... ☐ | ..... Bezeichnung und ggf. Anschrift |
| bzw. Sonderforschungsbereich der DFG ☐ | | |
| Stiftung Volkswagenwerk ..... ☐ | | |

**9** (Arbeits-)**Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-)Titel:

**10** ggf. **Zeitraum** (z. B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht):

**11** ggf. **Geographischer Raum** (z. B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

**12** **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

**13** Liegen aktuelle (Teil-)**Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z. B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

**14** Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-)**Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier bitte auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

**15** **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

**16** **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angaben für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

..... .....
(Ort, Datum) (Unterschrift)

Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin